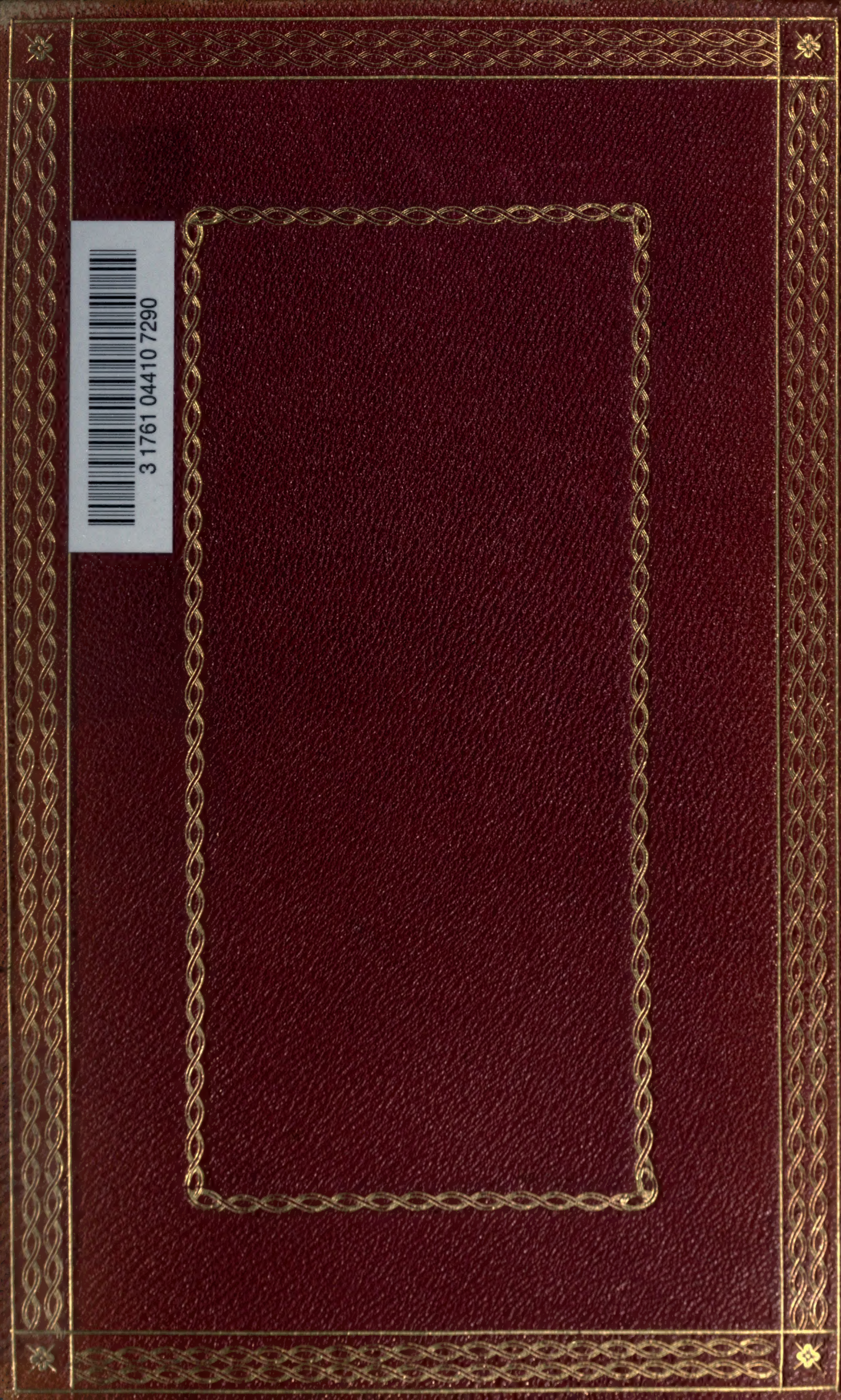
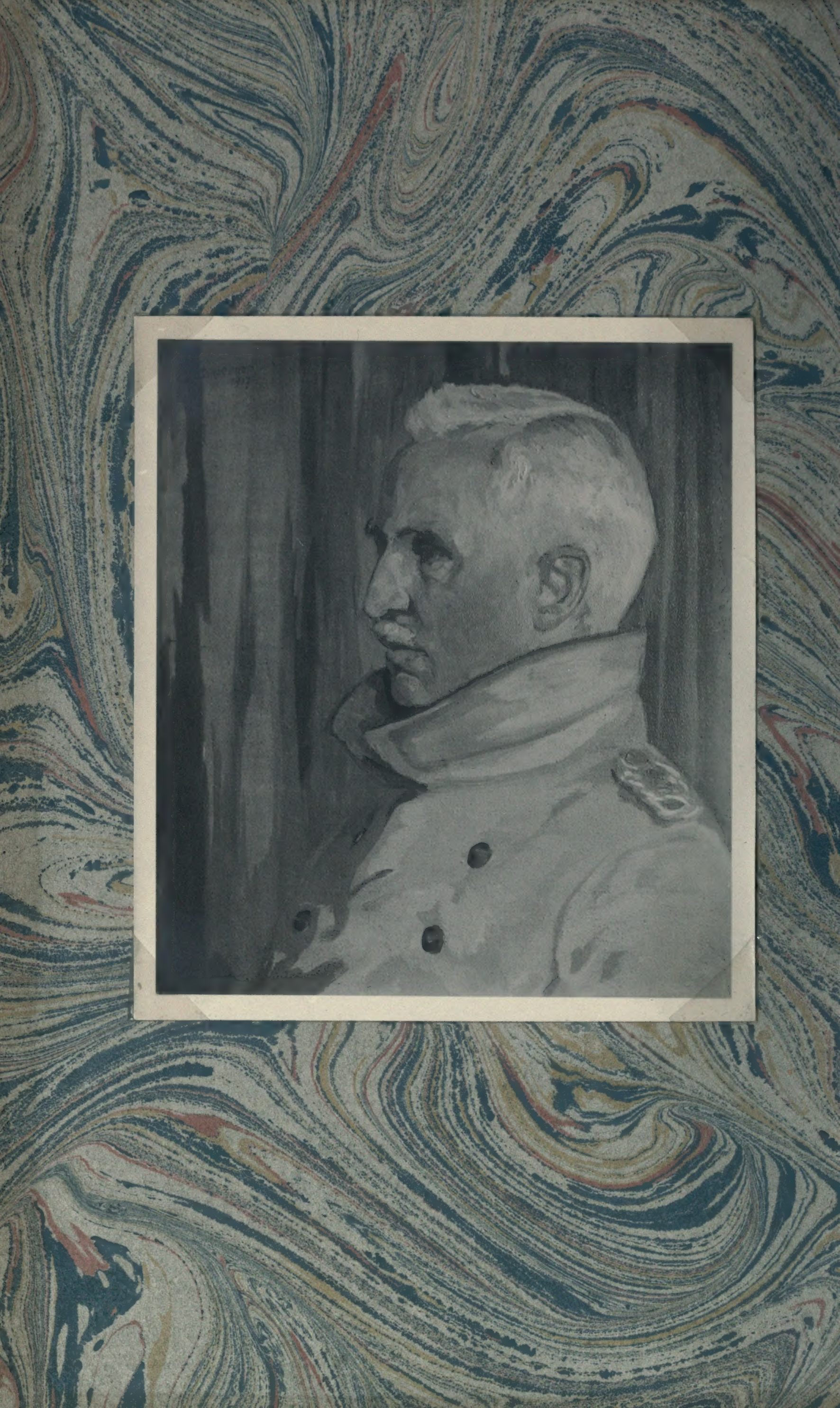
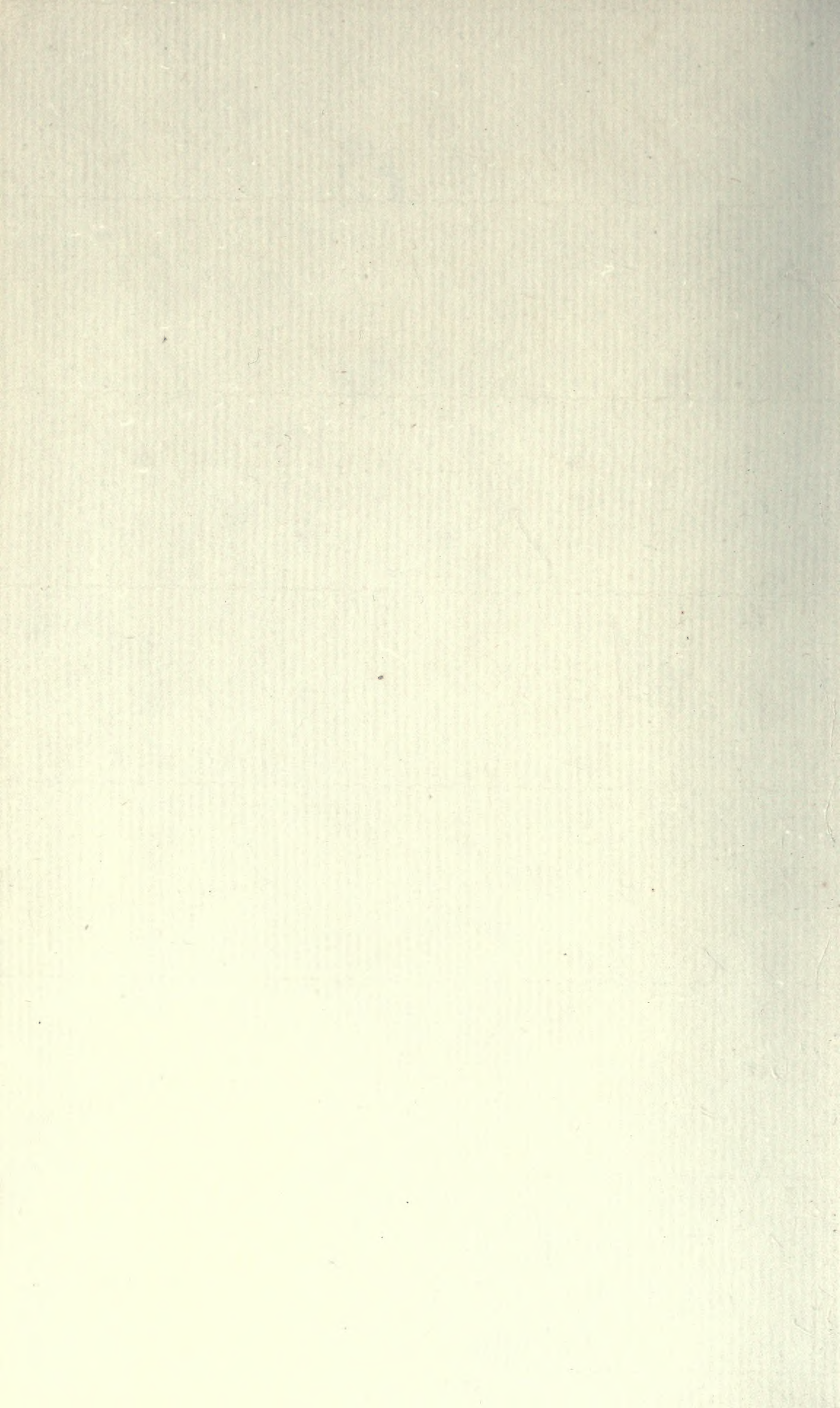

3 1761 04410 7290







Ihrem lieben Vater

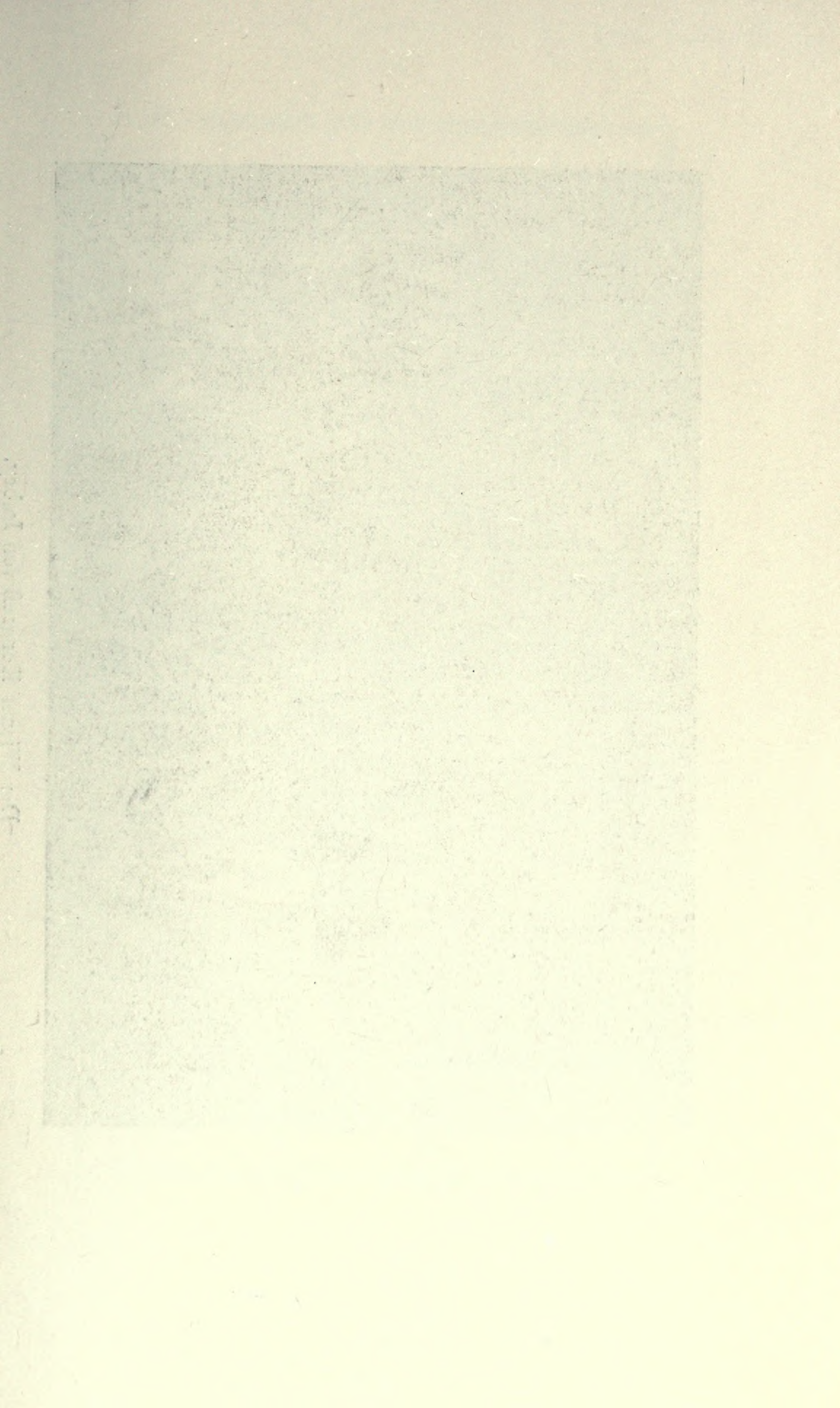
zum sechzigsten Geburtstag

die Kinder.

Kiel, 26. August 1918.

DENKWÜRDIGKEITEN AUS ALTÖSTERREICH I

GRAF DE LA GARDE / GEMÄLDE DES WIENER KONGRESSES





Der Wiener Kongreß von Isabey.

GRAF DE LA GARDE

# GEMÄLDE DES WIENER KONGRESSES 1814—1815

ERINNERUNGEN
FESTE · SITTENSCHILDERUNGEN
ANEKDOTEN

MIT EINEM VORWORT
UND ZAHLREICHEN ANMERKUNGEN
NEU HERAUSGEGEBEN
VON

GUSTAV GUGITZ

MIT ZWEIUNDDREISSIG BILDERN,
ZUM TEIL NACH UNVERÖFFENTLICHTEN
ORIGINALEN

ERSTER BAND



1912

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER



# VORWORT

Dem Buche des Grafen de la Garde eine besondere Einleitung über das Kulturleben Wiens in der Kongreßzeit beizugeben, hieße wohl Eulen nach Athen tragen, da wir ja gerade in diesem Buche fast die einzige, aber auch erschöpfende Quelle dieser einzig eigenartigen Glanzzeit Wiens besitzen und wir sie einfach ausschreiben müßten. Alle anderen Schilderungen dieses fortwährenden Festes und unerhörten Ausstattungsstückes, in welchem die Fürsten agierten, damit die Völker ihre im harten Kampf wohlverdiente Freiheit vergessen oder zum mindesten nicht merken sollten, daß man sie ihnen für immer nehmen wollte, sind über bloße Ansätze nicht hinausgekommen wie etwa die von Nostitz, die der Gräfin Bernstorff oder der Baronin du Montet.

Es ist merkwürdig, daß die Wiener Kongreßzeit in ihren pikanten Intimitäten, in ihren rein gesellschaftlichen Ergebnissen nicht mehr Aufzeichnungen erfahren hat und daß dafür die einzige umfassende Darstellung durch de la Garde geradezu ein Meisterstück geworden ist, wenn man von der rein politischen Seite absieht, die vollständig mangelt, ein Umstand, den vielleicht der reine Historiker beklagen kann, der aber dem Werk in seinen belletristischen Eigenschaften dafür doppelt zugute kommt. Vielleicht überwiegt sogar bei de la Garde hin und wieder der Dichter den gewissenhaften Erzähler und Memoirenschreiber, was aber gerade für

die Authentizität der Aufzeichnungen spricht, denn gerade die ausgesprochene Romantik des Kongreßlebens in Wien erforderte, wenn man sie in ihren verschwiegenen Abenteuern, heimlichen Intrigen, lärmenden Auftritten und blendenden Schauspielen überzeugend, lebendig und farbenprächtig darstellen wollte, nicht die Feder eines trockenen Diplomaten, sondern die schwungvolle eines Künstlers. De la Garde straft also das Wort Goethes Lügen, der einmal zu der Rahel sagte: „Der Kongreß ist nicht zum Nacherzählen, weil er keinen Gehalt hatte.“ Dabei hatte er wohl die politische Seite im Auge.

Man gewinnt in dem vorliegenden Buche freilich auch den Eindruck, als ob tatsächlich auf diesem Kongreß, den man eher den Kongreß zu Cythera nennen könnte, die hohe Politik gänzlich ausgeschaltet gewesen und das goldene Zeitalter wieder angebrochen wäre. Die Schalmeien des Friedens lockten zu süßen Schäferspielen und alle Künste wetteiferten, diesen ersehnten Zustand zu verherrlichen. Das Volk, von dem ewigen Alpdruck des Krieges befreit, sowie die hohen Herren von dem einer stets drohenden „Götterdämmerung,“ die nun glücklich abgewendet war, gab sich nun vereint mit diesen dem frohen Genusse des Augenblickes hin, in vollen Zügen wurden alle Freuden des Lebens geschlürft, da alle dem Untergang sich nun entronnen fühlten. Freilich tanzte dieser Kongreß, — er tanzt und schreitet nicht vorwärts, sagte der geistvolle de Ligne von ihm — über einem Vulkan, der augenblicklich erloschen war. Die Erinnerung daran mochte zuweilen einen leichten Schauder erregen, der aber kaum anhielt und nur die Pikanterie der Situation erhöhte. Gleichwohl war der Vulkan noch da, und als er ausbrach, war auch das Freudenfest zu Ende.

Waren die Fürsten bei dem Kongreß nur liberal in Versprechungen gegenüber dem Volke gewesen, so zeigten sie sich als Privatmänner genug populär und freigebig mit ihrer Gunst, wenngleich auch hier zumeist der blinde Gott den Mittelsmann zwischen allen Standesunterschieden machte. Vielleicht zeigt sich de la Garde hier als glücklicher Satiriker, da er gerade diese „Liberalität," die der Legitimität diesmal selbst durch ihr Gegenteil wenig Abbruch tat, stärker unterstrich, als es vielleicht der Würde der betreffenden Persönlichkeiten erwünscht war, was dem Buche allerdings einen besonderen Hochgeschmack verleiht. Die pikante Anekdote ist dabei zum mindesten nicht zu kurz gekommen und es hieße das Buch kastrieren, wenn man es in dieser Hinsicht durch Kürzung vergewaltigen wollte.

Wir werden also in de la Gardes Erinnerungen keine großen Enthüllungen über die wichtigen politischen Fragen, über die diplomatischen Besprechungen dieser Zeit suchen oder finden, aber reizende Anekdoten, feingeschnittene Silhouetten von großen Damen und kleinen Mädchen, denen die Sieger am grünen Tisch unterlagen, ergötzliche Auftritte aus dem Privatleben der Fürsten und anziehende Züge aus dem munteren Wiener Volksleben, schon vergessene oder nur halbbekannte Persönlichkeiten, die aber ganz der Geschichte angehören, finden hier ihre liebenswürdige Erweckung und ihr Schicksal erscheint oft als spannende Novelle.

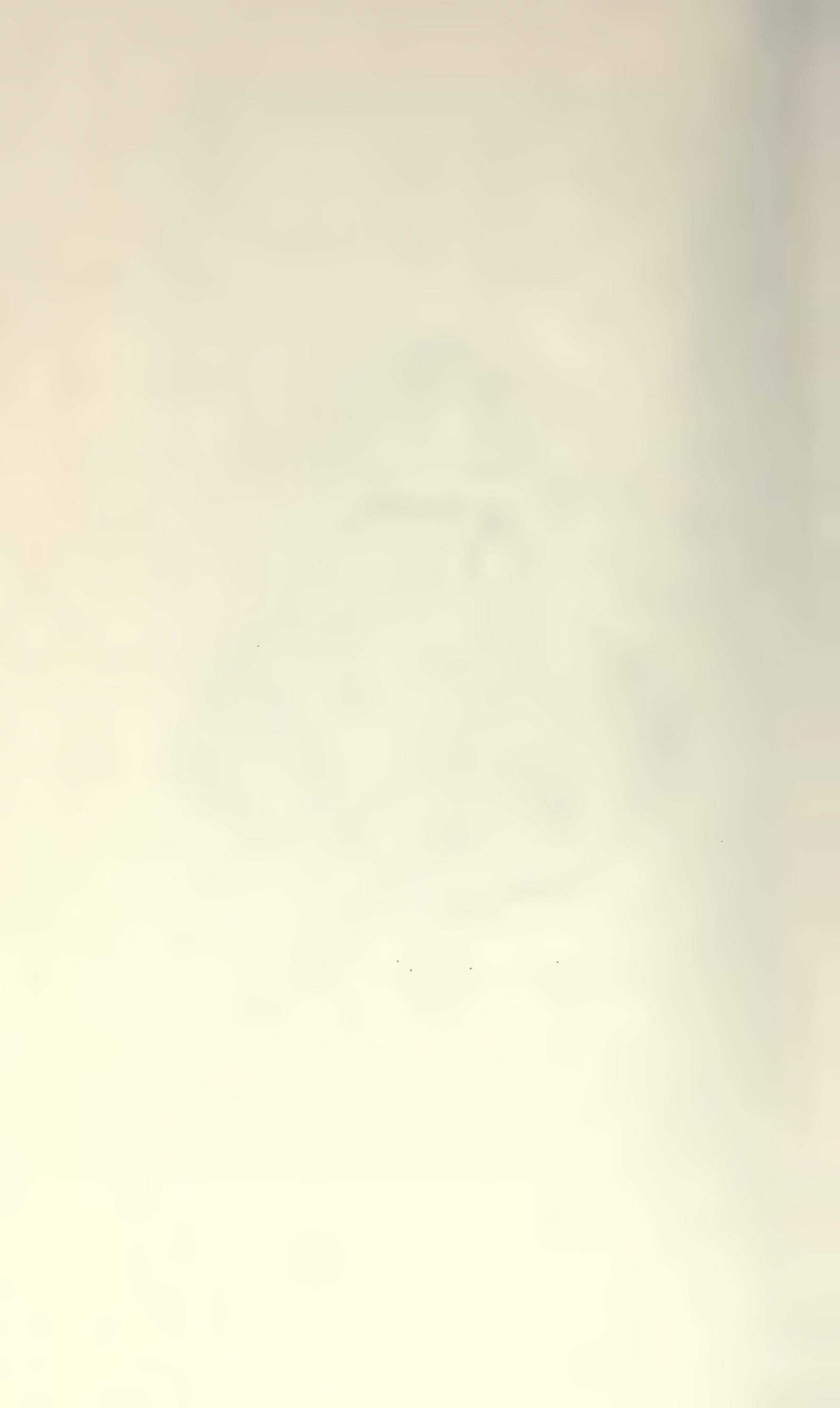
Dieses Buch kann man daher mit Recht und mit einem Wort den „Plutarch" des Wiener Kongresses nennen, da sich auch hier die Fürsten und ihre Ratgeber, ledig des hohen Kothurns der Politik, nur mit der Maske des Satyrs bedeckt bewegten und so im Gewühl desVolkes oft untergingen. Es sollte freilich nur eine rein ro-

mantische Popularität bleiben, die zu verschwiegenen Abenteuern führte, welche inmitten der lärmenden Pracht blühten, inmitten der prächtigen Schauspiele, die die Götter dieser Zeit ihren bald zufriedengestellten Erdenkindern gaben. Panem et circenses . . . Die Blüte der schönsten Frauen, die mächtigsten Herren der Welt, die klügsten Köpfe Europas und alle Größen der Kunst und Wissenschaft sollten sich zu einem einzigen fortwährenden Fest vereinen, wo Schönheit und Geist sich stets in neuen Äußerungen überboten.

Gewiß kamen die ethischen Momente bei einem Kongreß, der die ruhige Entwickelung der Völker auf einer Basis von Recht und Vertrauen im Auge haben sollte, zu kurz, und die glänzenden Bilder, die vielfach wenig erquickliche Ideen verbergen sollten, welche frivol genug mit Treu und Glauben der Völker zu partikularistischen Zwecken umgingen, glichen jenen Potemkinschen berüchtigten Dörfern: hinter ihnen war alles wüst und leer. Das äußerlich dem strengen Sittenrichter sich oft frivol darstellende Gemälde des Wiener Kongresses drückte tatsächlich auch die inneren Ergebnisse desselben aus, von welchen übrigens auch damals jeder überzeugt war, daß man nichts Dauerndes aufgebaut hatte, sondern nur brüchige Tradition notdürftig zu frommer Täuschung zusammengeflickt hatte. Auch dieses Flickwerk mag ein besonderes Kunststück gewesen sein und ein Kunststück mag es sein, es heute noch entwirren zu können. Freilich war dies ganze Aufgebot von äußerem Schein für inneren umsonst. Zu tief hatten die Ideen des 18. Jahrhunderts, die mit verrosteten Waffen früherer Zeiten bekämpft werden sollten, alle Traditionen verwundet und Ritterspiel und Falkenjagd und ähnliche Feudalismen waren es nicht, was dauernd be-



Graf August de la Garde.



friedigen konnte. Man erwartete anderes, indem man unmutig diesem losen Spiel in ernster Zeit zusah und merkte, daß die Kosten der lustigen Unterhaltung die noch immer für unmündig gehaltenen Völker bezahlen mußten. „Die Unzufriedenheit der Völker," schreibt der geistvolle Nostitz noch während des Wiener Kongresses, „die getäuschten Erwartungen, der Mangel an Vertrauen sind zu groß. Darum werden harte Gewitter ausbrechen." Kongreß auf Kongreß folgte, keiner so glänzend wie der Wiener, alle jedoch in der Absicht, die bösen „Jakobiner" zu unterdrücken, und jeder neue war doch nur ein neues Sprungbrett für die vorwärts stürmende Menschheit.

* *
*

Es erübrigt uns noch, einige Worte über den Verfasser zu sagen. Auguste-Louis-Charles de la Garde wurde am 3. März 1783 als der eheliche Sohn des Grafen Scipio-Charles-Auguste de la Garde, eines Offiziers, geboren. Die Mutter starb bei der Geburt des Sohnes und der Vater folgte ihr bald, indem er auf seinem Totenbette das arme Kind dem Oberhaupt der Familie, dem Marquis von Chambonas, Maréchal de camp und späterem Minister Ludwigs XVI., anvertraute, der unserem Schriftsteller auch ein zweiter Vater wurde. Der junge de la Garde wurde anfänglich zusammen mit Juliette Bernard, der später so hochberühmten Mad. Recamier, erzogen und kam dann in das Kolleg von Sens. Sein Ziehvater, Marquis von Chambonas, war im Jahre 1792 an die Stelle von Dumouriez als Minister des Auswärtigen berufen worden, machte sich aber als Royalist verdächtig. Nachdem der Marquis von Chambonas bei der Verteidigung der Tuilerien auch verwundet worden

und sicher war, den Verfolgungen nicht zu entgehen, entschloß er sich, sich mit seinem Sohn und seinem Ziehsohn de la Garde während der Schreckenszeit zu verbergen, was ihm auch gelang. Später zog er es aber doch vor, auszuwandern und es brachen nun für den jungen de la Garde schlimme Tage der Entbehrung an, auf welche er auch in dem vorliegenden Buch zurückkommt.

Nachdem de la Garde das bittere Brot der Verbannung in Hamburg, Schweden und Dänemark gegessen hatte, kehrte er nach 1801 wieder nach Frankreich zurück, um einesteils seine Studien zu beenden, anderenteils um die seinen Verwandten konfiszierten Güter wieder zu beanspruchen. In letzterer Sache erzielte er keinen Erfolg und mußte daran denken, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Seine persönlichen, liebenswürdigen Eigenschaften verschafften ihm bald Zutritt in die Familie Napoleons, von welcher ihn mehrere Mitglieder, darunter besonders Eugen Beauharnais, zu mehreren Missionen verwendeten. Auch an dem Fürsten de Ligne fand de la Garde einen väterlichen Freund. In Polen gehörte er dem Kreise der merkwürdigen Sophie Potocka an, die er auch in Prosa und Liedern hoch gefeiert hat und welche wohl auch der Anlaß war, daß de la Garde die Laufbahn des Schriftstellers mit Erfolg betrat. Seine Übersetzung des Gedichtes „Sophiowka" von Trembecki bewirkte, daß ihn die Akademien von Warschau, Krakau, München, London und Neapel zu ihrem Mitglied aufnahmen.

Fortan war de la Garde, der mit Glück den liebenswürdigen Kosmopoliten spielte, in allen Hauptstädten Europas ein gern gesehener Gast, er war Ehrenbürger der Republik Krakau, die Könige von Bayern, Preußen

und Sachsen beehrten ihn mit Briefen und die reizende Königin Hortense komponierte seine Lieder. Seinen Kreuz- und Querzügen durch Europa verdanken wir zahlreiche, geistvolle Reiseschilderungen, aber alle diese Werke hat das vorliegende Werk das unter dem Titel: „Fêtes et Souvenirs du Congrès de Vienne" 1843 in Paris erschien, allein überdauert, es wird den Namen de la Gardes noch lange fortleben lassen.

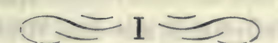
Bald nach 1853 beschloß de la Garde als Junggeselle sein unruhiges Leben in Paris, nachdem er in seinen letzten Jahren abwechselnd in Angers und Paris gelebt hatte. „Mein Leben ist ein Kampf," war seine Devise und er hätte wie sein Biograph, der Graf Fleury, richtig sagt, hinzufügen können, „eine ewige Reise". Freilich, welches Leben wäre dies nicht!

De la Gardes Buch, das unter dem Titel „Fêtes et Souvenirs du Congrès de Vienne" im Jahre 1843 zum ersten Male erschien, ist seitdem nur in einem Brüßler Nachdruck (1845 in drei Bänden) und in einer Auswahl 1901 von dem Grafen Fleury herausgegeben worden, 1844 ist es in einer deutschen Übersetzung von Eichler erschienen. Leider haben sich beide Herausgeber gar nicht bemüht, die entstellten Namen und sonstigen Fehler, von denen das Original voll ist, richtig zu stellen, was hiermit zum ersten Male geschieht, auch ist es dem Herausgeber gelungen, eine Anzahl Persönlichkeiten, deren Namen der Verfasser verschweigt, festzustellen. Nicht alles, was de la Garde vorbringt, ist authentisch, manches novellistisch ausgestaltet. Der Herausgeber hat versucht, Wahrheit und Dichtung durch seine Anmerkungen zu scheiden. Das vorliegende Buch, mit einem genauen Index verbunden, dürfte nun in dieser Gestalt zum ersten Male

benützbar sein und eine nicht unwichtige Quelle zur Wiener Lokalgeschichte bilden.

Es erübrigt uns noch, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Reuß in Greiz, der Wiener Hofbibliothek, der k. k. Fideikommißbibliothek, den städtischen Sammlungen und der Firma Gilhofer und Ranschburg unseren wärmsten Dank für die gütige Unterstützung in bezug auf das Illustrationsmaterial auszusprechen.

G.



# I

Einleitung. — Überblick des Kongresses. — Der Einzug der Herrscher. — Die erste Nacht in Wien.

Es hat nicht an Geschichtschreibern gefehlt, welche den Wiener Kongreß vom politischen Standpunkte aus betrachtet; gewiegte Publizisten haben auf geistvolle Weise die Verhandlungen desselben, die dabei begangenen Fehler und Versäumnisse durchsprochen. Aber keiner von ihnen hat neben dem staatlichen Interesse auch auf die unterhaltende Seite, auf die, ich möchte sagen, häuslichen, innersten Beziehungen dieser denkwürdigen Versammlung Rücksicht nehmen zu müssen geglaubt.

Ohne Zweifel befürchtete man, daß die Kleinlichkeit der Einzelheiten dem Gesamteindrucke des großartigen Gemäldes schaden würde, deshalb begnügte man sich, die Resultate darzulegen und einer Beurteilung zu unterwerfen, ohne die verschiedenen so lebendigen Szenen zu schildern, bei welchen diese Resultate herbeigeführt wurden. Dennoch hat es ein eigenes Interesse, auch in das Privatleben der einzelnen Persönlichkeiten einzudringen, welche berufen waren, über die Zukunft Europas zu entscheiden.

Zum ersten Male sah man damals die Beherrscher der Welt, selbst staunend, mit ihresgleichen vertraulich umgehen und willig die Bürde der Etikette abwerfen: zum ersten Male empfanden die Ordner der Weltreiche die Freuden ungezwungenen Genusses untereinander, wäh-

rend erfahrene Staatsmänner für sie die Dornen der Geschäfte beseitigten. Verschlossene, bisher unergründliche Charaktere zeigten sich häufig offen und in dieser Vermischung aller Stände, jeden Ranges mit dem andern, verrieten sich die flüchtigsten Schattierungen der Gemüter und ließen sich, von dem Wirbel der Vergnügungen wie betäubt, fixieren.

Niemals sind ohne Zweifel wichtigere und verwickeltere Fragen inmitten so vieler Festlichkeiten verhandelt worden. Auf einem Balle wurden Königreiche vergrößert oder zerstückelt, auf einem Diner eine Schadloshaltung bewilligt, eine Verfassung auf der Jagd entworfen, und bisweilen brachte ein Bonmot, ein glücklicher Einfall einen Traktat zustande, den zahlreiche Konferenzen und geschäftiger Briefwechsel nur mit Mühe zum Abschluß hätte bringen können. Auf die Trockenheit, die Zäheit der Diskussionen folgte wie durch Zauber bei allen Verhandlungen die höflichste Form und jene Pünktlichkeit, welche noch eine wichtigere Höflichkeit ist, aber leider so häufig vernachlässigt wird. Die außerordentlichen Kuriere durcheilten in einigen Minuten den Raum, welcher ein Kabinett von dem andern trennte, und brachten, der langsamen deutschen Geschäftsgewohnheit zum Trotze, auf entscheidende Fragen die abschließenden Antworten zurück.

Der Kongreß hatte den Charakter einer großen Festlichkeit zu Ehren des allgemeinen Friedens angenommen. Das zu Wien in der Person seiner Souveräne versammelte Europa, sich durch das Organ ihrer berühmtesten Ratgeber aussprechend, diese Versammlung von Königen, Ministern, Generalen, die ein Vierteljahrhundert hindurch die Schauspieler des großen Dramas gewesen waren, das die Welt dargeboten hatte, dies ganze

in seiner Art einzige Schauspiel wies darauf hin, daß man da sei, um sich mit dem Geschicke der Nationen zu beschäftigen. Von der Gewichtigkeit der Umstände überwältigt, konnte sich der Geist von Zeit zu Zeit der ernstesten Gedanken nicht erwehren; aber sogleich wurde dieser Eindruck durch die allgemeine Freude der Lustbarkeiten auf verführerische Weise zerstreut. Da sah man nicht mehr jene Nichtigkeiten, die man sonst als Pflichten bezeichnet hatte, keine leeren Formen, die sonst zur Wohlanständigkeit gerechnet wurden; nicht mehr jene umständliche Feierlichkeit, welche alle Zeit wegnimmt und dem Vergnügen nur einige Minuten übrig läßt: das Vergnügen allein riß alles mit sich fort. Auch die Liebe fand ihren Platz in diesem Rate der Könige: sie verlieh den Gastereien mehr Ergötzlichkeit, den Festen mehr Wonnetaumel und verlängerte den Zustand von Hingebung, die fast unbegreifliche Sorglosigkeit in dem Augenblicke, wo die ungeheueren Umwälzungen noch ihre frischen Spuren zeigten, am Vorabend des Donnerschlages, der bald ein seltsames Erwachen herbeiführen sollte. Die Völker selbst vergaßen, daß, wenn ihre Herrscher sich vergnügten, sie die Kosten dieser königlichen Lustbarkeiten tragen müßten, und wußten ihnen sogar Dank für diese Schwächen, weil durch dieselben sie ihnen näher zu stehen schienen. Alle Welt, mit einem Worte, schien in dem Zustande eines Mannes zu sein, der von einem angenehmen Traume umgaukelt, das Ende desselben ahnt und die Leere, die armselige Wirklichkeit des Erwachens hinausschieben will.

Aber der Mann der großen Katastrophen war nicht fern; ohne Zweifel erstaunt genug darüber, daß man es wagte, in Waffenruhe der Vernunft das Wort zu gönnen

und andere Traktate abzuschließen, als er seit zwanzig Jahren mit dem Schwerte ratifiziert, erhob sich Napoleon, um alles noch einmal zu entzünden, alle diese Träume jählings zu unterbrechen und diesen Szenen des Wonnetaumels, dem die Abwechslung doch am Ende nicht den Überdruß der Übersättigung ersparen konnte, einen ganz anderen Anblick zu geben[1]).

Ich habe mich stets gewundert, daß kein Zeuge dieser so große Kontraste darbietenden Szenen den Versuch gemacht hat, einige Episoden daraus zu schildern. Aber der größere Teil war zum Kongresse gekommen, um wichtige Sachen durchzuarbeiten, und wurde dann in dem doppelten Strudel von Arbeit und Vergnügen fortgerissen; anderen wieder raubte der ununterbrochene Wechsel von Festlichkeiten die Kraft, ihre Erinnerungen festzuhalten. Später, als alles wieder in das Geleise zurückgekehrt war, als der Vulkan ruhte, hätte mancher vielleicht gern getan, was ich jetzt versuche, aber ohne Zweifel mußte die nur flüchtige Erinnerung seiner Eindrücke ihn entmutigen, so wie der Gedanke, daß ein solches Gemälde nur anziehend sein könne, wenn jeder Zug darin treu sei. In glücklicherer Lage, von allen Beschäftigungen frei, war ich imstande, auf dem Schauplatze der Begebenheiten nach der Heimkehr von den Festen einige Einzelheiten zu notieren, einige Erinnerungen festzuhalten mit leichten flüchtigen Strichen, wie ein Reisender in der Eile die Skizze einer Gegend hinwirft, die seinem Auge wohltut. Jetzt nun biete ich diese Erinnerungen meinen Freunden dar, in deren Mitte ich damals so herrliche Augenblicke verlebte; denn es

1) Man weiß, daß die ersten Worte, welche Napoleon 1815 beim Betreten des französischen Bodens sprach, waren: „Der Kongreß ist aufgelöst.“ (Note d. Verf.)



Seine Majestät Kaißer Franz I.
bewillkommt vor dem Anfang des großen Einzuges
die beyden Majestäten Alexander I. Kaißer von Rußland und Friedrich Wilhelm
König von Preüßen außer dem Tabor zwischen der ersten und zweyten Brücke.
den 25 September MDCCCXIIII.



war gleichsam auch noch ein Vorrecht jenes Kongresses, daß in diesem Leben der Lust und des Glückes die Freundschaft neue Kräfte zu gewinnen schien; eine einfache Verbindung wurde sehr bald zu einer vertraulichen, dauerhaften Neigung, denn man nähert sich einander leicht, wenn man glücklich ist. Für diese Freunde insbesonders und unter dem Schutze ihrer Freundschaft veröffentliche ich diese Skizzen, ein Tagebuch, das keine Ansprüche macht, und auf jene so voll, so fröhlich dahin geflossenen Tage, die wir zusammen verlebt, einen letzten Widerschein zu werfen sucht.

Der Kongreß war schon seit mehreren Monaten angesagt, aber noch nicht eröffnet[1]; doch hatten bereits die Festlichkeiten begonnen, als ich in Wien in den letzten Tagen des Septembers 1814 ankam. Man hatte gesagt, daß die Konferenzen im Grunde nur von kurzer Dauer sein würden. Aber die Geschäfte, wie die einen behaupteten, die Vergnügungen, nach der anderen Meinung, und wahrscheinlicherweise beides vereint gebot es anders. Mehrere Wochen, mehrere Monate verflossen, ohne daß man daran dachte, die Konferenzen aufzuheben. Wie Bruder mit dem Bruder verhandelnd, ganz so wie es einst Katharina die Große gewünscht hatte, ordneten die Souveräne freundschaftlich und ohne sich zu übereilen die Interessen ihres Hauswesens; man hätte sagen mögen, sie wollten den philosophischen Traum des Abbé Bernardin de St. Pierre verwirklichen.

Man schätzte die durch den Wiener Kongreß nach Wien gekommenen Fremden auf hunderttausend. Man muß aber auch zugeben, daß keine andere Stadt zu diesem denkwürdigen Stelldichein glücklicher gewählt sein konnte: Wien ist wirklich der Mittelpunkt, und damals

1) Die eigentliche Eröffnung erfolgte am 3. November.

war es die Hauptstadt Europas. Ein Wiener, der es einige Monate vorher verlassen hätte, würde Mühe gehabt haben, sich inmitten dieser neuen vergoldeten und betitelten Bevölkerung zurecht zu finden, die sich damals auf dem Kongresse drängte. Alle Souveräne des Nordens befanden sich dort; der Westen und der Süden hatten ihre bedeutendsten Notabilitäten hingeschickt. Der Kaiser Alexander [1]), noch jung und glänzend, die Kaiserin Elisabeth [2]) mit der schwermütigen, weichen Anmut, und der Großfürst Konstantin [3]) repräsentierten Rußland. Hinter ihnen gruppierte sich eine Menge von Ministern, Fürsten, Generalen, unter welchen besonders hervortraten die Grafen Nesselrode, Capo d'Istria, Pozzo di Borgo, Stakelberg, welche alle berufen waren, in Europas Politik eine so große Rolle zu spielen [4]). Ich will von diesen Staatsmännern nichts erwähnen, aber ich kann all die Freunde nicht mit Stillschweigen übergehen, die ich wiederfand, und die auf

1) Alexander I., Kaiser von Rußland (1777—1825), bestieg 1801 den Thron; ursprünglich in der Philosophie des 18. Jahrhunderts erzogen, schwankte sein schwärmerisch und stellenweise mystisch veranlagter Charakter stets in den größten Gegensätzen, so war er auch abwechselnd glühender Napoleonfreund und -feind. Er fühlte sich zugleich als Volksbeglücker und als Vertreter des Gottesgnadentums und legte alle seine verschwommenen und mystisch-frömmelnden Ideen in der abenteuerlichen Urkunde der „heiligen Allianz" nieder, die in ihrer komischen Romantik und Überschwenglichkeit das Lächeln aller Diplomaten hervorrief. Seine Erfolge verdankte Alexander wohl mehr seiner persönlichen Liebenswürdigkeit als seinen geistigen Eigenschaften. Er ist der eigentliche Held des Wiener Kongresses, freilich nur in aller Äußerlichkeit.

2) Elisabeth Alexiowna, Tochter Karl Ludwigs von Baden, geb. 1779, vermählt seit 1793 mit Alexander I., Witwe seit 1825, gest. 1826.

3) Konstantin Pawlowitsch, Bruder Alexanders I. (1779—1831), Vizekönig von Polen, bekannt als Soldatenschinder.

4) Über alle diese Staatsmänner später an gelegenerer Stelle.

meinen Reisen in Deutschland, Polen und Rußland mich so liebevoll aufgenommen hatten: Tettenborn[1]), den ich nach fünfundzwanzig Jahren immer noch als warmen, ergebenen Freund wiedergefunden habe; der Graf Witt, der Fürst Koslowski[2]), die beide einem frühen Tode zur Beute wurden, und Alexander Ypsilanti[3]), der glühende, edelmütige, und ach, dennoch zu einem grausamen Ende in den Gefängnissen von Munkács und Theresienstadt bestimmt.

Der König von Preußen[4]) war von den Prinzen Wilhelm und August begleitet. Der Baron Humboldt[5]) und Fürst Hardenberg[6]) dirigierten seinen Rat. Die schöne

1) Tettenborn, Friedr. Karl, Freiherr v., russischer Oberst. später badischer General und Gesandter in Wien, geb. 1778, gest, in Wien 1845.

2) und 3) Über diese an ihrem Orte.

4) Friedrich Wilhelm III (1770—1840), seit 1797 König von Preußen. Als Privatmann ein sehr rechtlicher und sympathischer Charakter, als König wohl ohne hervorragende Energie und der Zeit und ihren stürmischen Umständen allein kaum gewachsen, wenn ihn die Tüchtigkeit seines Volkes und seiner Ratgeber nicht unterstützt hätten. Anstatt das Volk zu belohnen, lieh er nach den Befreiungskriegen sein Ohr nur zu willig den Eingebungen der Reaktion und betrieb schließlich die Demagogenverfolgung in größtem Stil, wobei er mit Undank selbst gegen jene vorging, die seinem Reich die frühere Größe zurückgegeben hatten. — Über die Prinzen später.

5) Alexander von Humboldt, geistvoller Diplomat und Gelehrter, geb. in Potsdam 1767, gest. 1835, er vertrat das liberale Prinzip in Preußen, was ihn auch nach dem Wiener Kongreß in Ungnade brachte.

6) Karl August Freiherr (später Fürst) v. Hardenberg, 1750 geboren, ursprünglich in Diensten Hannovers, später in denen Braunschweigs, trat er 1790 in jene Preußens. Hardenberg war der geborene Diplomat, „halb Fuchs und halb Bock", nannte ihn einmal Stein. Die Größe seines Talentes entfaltete sich zur Zeit der Befreiungskriege, er war aber unfähig, die große Bewegung, die diese hervorgerufen hatten, auf eine würdige Art zu leiten und warf sich später ganz der Reaktion in die Arme. H. starb 1822 auf der

Königin, welche bei den Unterhandlungen von 1807 alle Verlockungen ihrer Anmut und ihres Geistes an Napoleons Willensfestigkeit hatte scheitern sehen, war nicht mehr[1]. Der Sohn der unglücklichen Caroline Mathilde[2], der König von Dänemark[3], hatte sich auch zum Kongresse eingefunden, den er überglücklich verließ, weil seine bescheidenen Besitzungen nicht den begehrungslustigen Ehrgeiz irgendeines Nachbarn erregt hatten.

Die Könige von Bayern, von Württemberg, die Herzoge von Sachsen-Koburg, Hessen-Darmstadt[4], der Kurfürst von Hessen-Kassel[5], alle Prinzen und Häupter der regierenden Häuser Deutschlands waren zugegen, um auch ihrerseits an diesem politischen Festspiele teilzunehmen und zu erkunden, auf welche Weise das hohe Tribunal die Grenzen ihrer kleinen Staaten beschneiden und benagen würde.

Der König von Sachsen[6], ein von seinen Untertanen

Reise nach Italien, wo eben der Kongreß von Verona tagte. Seine häuslichen Verhältnisse waren wenig befriedigend. Seine letzte Frau lebte getrennt von ihm mit dem Dr. Koreff, auch einem Kongreßhelden, während er sich anderweitig entschädigte.

1) Königin Luise starb am 19. Juli 1810.

2) Schwester König Georgs III. von England, sie wurde des Ehebruches mit Struensee, dem dänischen Premierminister angeklagt, und während dieser enthauptet wurde, wurde sie in das Exil geschickt.

3) Friedrich VI. v. Dänemark, über ihn und die folgenden Fürsten später.

4) Ludwig, geb. 1753, seit 1790 regierend, seit 1816 Großherzog.

5) Kurfürst Wilhelm I., gest. 1821.

6) Friedrich August (1750—1827), der erste König von Sachsen, der treue, aber unglückliche Bundesgenosse Napoleons, der diesem allerdings gegen den Willen seines Volkes die Treue hielt. Nachdem ihn bei Leipzig seine Armee verlassen hatte, wurde er von den Alliierten nach Berlin geführt, später hielt er sich in Preßburg auf. Nur mit großem Verlust an Land wurde er wieder in seine frühere Würde eingesetzt.

angebeteter Monarch, war damals in Preußen zurückgehalten, während die Armeen der Alliierten seine Staaten okkupiert hielten. Dieser ausgezeichnete Fürst, der rechtschaffenste Mann, der je auf einem Throne gesessen, wie Napoleon sagte, figurierte auf dem Kongresse nur durch seine Bevollmächtigten.

Frankreich war durch den Herzog von Dalberg, den Grafen Alexis de Noailles, Herrn de La Tour-du-Pin und den Fürsten Talleyrand repräsentiert, der unter diesen schwierigen Verhältnissen auf würdevolle Weise seinen hohen Ruhm bewährte, und dessen Talenten und Bemühungen dabei man vielleicht noch nicht volle Gerechtigkeit hat angedeihen lassen. Die englischen Bevollmächtigten waren die Lords Clancarty, Stewart und der Viscount Castlereagh [1]).

Ich müßte undankbar sein, wenn ich nicht zu all diesen Berühmtheiten auch den Prinzen von Ligne rechnete, von dem in diesen Erinnerungen oft gesprochen werden wird, desgleichen den jetzt regierenden Landgrafen Philipp von Hessen-Homburg [2]). Als tapferer Krieger hat dieser Prinz seinen Rang als Feldmarschall auf den Schlachtfeldern erworben, und er beweist jetzt

1) Über alle diese Diplomaten an geeigneterem Orte, desgl. über de Ligne.

2) Philipp, Landgraf von Hessen-Homburg, österr. Feldmarschall, geboren 1779, begab sich in österreichische Kriegsdienste und diente mehrere Jahre im Regimente des Fürsten de Ligne. Philipp v. H.-H. zeichnete sich namentlich in den Schlachten bei Aspern und Wagram und in den Befreiungskriegen aus. Später wurde er auch mit diplomat. Missionen betraut. 1839 kehrte er zur Übernahme der Regierung nach Homburg zurück, wo er Ende 1846 starb. — So heldenmütig dieser Prinz sich auf den Schlachtfeldern benahm, so schüchtern und scheu war er im Salon und in der Gesellschaft. De Ligne sagte daher von ihm höchst ehrend und zugleich witzig: „Il faut être son ennemi, pour qu'il se trouve à l'aise!"

sein Talent zum Regieren, indem er das Glück seiner Untertanen begründet.

Diese ganze königliche Gesellschaft hatte in der Hauptstadt Österreichs eine dieses Reiches so wie der denkwürdigen Versammlung angemessene Gastfreiheit gefunden. Die Könige von Württemberg und Dänemark waren zuerst angekommen[1]). Der Kaiser Franz[2]) hatte sich zum Empfange eines jeden von beiden nach seiner Residenz Schönbrunn begeben. Die Zusammenkunft dieser Fürsten war voll Offenheit und Herzlichkeit. Aber die Zeremonie, welche durch ihre Pracht und ihren Glanz eigentlich die Reihe der Wunder des Kongresses eröffnete, war der feierliche Einzug Alexanders und des Königs von Preußen.

Zahlreiche Ehrenabteilungen waren auf dem Wege aufgestellt, welchen die beiden Monarchen kommen sollten. Alle Truppen in Paradeuniform standen vor der Stadt zum festlichen Empfange. Der Kaiser, von seinen Oberoffizieren und hohen Staatsbeamten, den Prinzen und Erzherzogen begleitet, war seinen Gästen entgegen gegangen. Die erste Zusammenkunft[3]) fand auf dem linken Ufer der Donau bei der Taborbrücke statt. Die liebreichsten und, wie es schien, aufrichtigsten Freundschaftsbezeugungen wurden ausgetauscht und alle drei gaben sich die Hände.

1) Am 22. September. Der König von Bayern kam am 28. September.

2) Franz I. (als Kaiser von Österreich), letzter römisch-deutscher Kaiser (1768—1835).

3) Am 25. September 1814 mittags hielten Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm von Preußen ihren Einzug. Vor dem Hause Nr. 33 in der Praterstraße empfing sie Bürgermeister Wohlleben. Das Haus hieß seitdem „Zu den drei Alliierten“ und am Balkongitter wurde ein Basrelief mit den Köpfen der drei Monarchen angebracht.

Eine unermeßliche Menge von Menschen wogte an den Ufern des Flusses und erfüllte die Luft mit Jubelgeschrei. Gewiß war es ein außerordentlicher Anblick, diese Herrscher vereinigt zu sehen, die, zwanzig Jahre hindurch vom Geschicke geprüft, nun sich als Sieger dessen zeigten, der so lange Zeit nur siegreich gewesen, und selbst ganz erstaunt schienen über den so teuer erkauften, so unerwartet errungenen Triumph. Bescheiden, da alles ihren Stolz hervorzurufen geeignet war, schienen sie diesen Ruhm nur dem zuschreiben zu wollen, von dem aller Ruhm ausgeht, und auf diese Weise bei dem allgemeinen Erfolg einem jeden seinen Teil beizumessen. Denn sie waren es sich wohl bewußt, daß es zur Umstürzung des Kolosses übermenschlicher Anstrengungen bedurft hatte und daß das unverhoffte Glück, das sie zu dieser Triumphfeier vereinigt hatte, dennoch kein sicheres Pfand war für die Ruhe der Welt, für welche ihre Freundschaft zu bürgen schien.

Indessen stiegen die drei Monarchen in Galauniform bei Kanonendonner zu Pferde und setzten sich in Bewegung. Die unendliche Anzahl der Generale, welche ihre Suite bildeten und allen Nationen Europas angehörten, die kostbaren in dem Strahl der Sonne glänzenden Kostüme, das Freudengeschrei der Menge, der Glockenklang von allen Kirchen, der Schall von mehr als tausend Kanonenschüssen, der Anblick einer Bevölkerung, welche mit freudigem Zurufe die Rückkehr des Friedens begrüßte, die Vertraulichkeit der Herrscher, genug, alles trug dazu bei, einen der merkwürdigsten und pomphaftesten Eindrücke zu machen.

Der Einzug der Kaiserin von Rußland, der am folgenden Tage[1]) stattfand, wurde durch Festlichkeiten von an-

1) Am 27. September. Also am zweitnächsten Tage.

mutreicherer Art gefeiert. Die Kaiserin von Österreich [1]) mit ihrem ganzen Hofstaat setzte sich in Bewegung und kam ihr eine große Strecke entgegen. Wenige Zeit darauf gingen die Kaiser gleichfalls zu ihrem Empfange. Bei der Kirche von Mariabrunn vereinigten sich die beiden Aufzüge. Eine niedergeschlagene Kutsche erwartete die Kaiserinnen und ihre erhabenen Gatten stiegen mit ihnen hinein. Eine Abteilung von den ungarischen Husaren, eine andere von Ulanen und eine Menge von Pagen zu Pferde umgaben sie. Am Tore der Burg empfingen sie junge, weißgekleidete Mädchen und überreichten ihnen Blumenkörbchen. Eine unermeßliche Menge scharte sich um die Eingänge zu dem Kaiserpalast und jeder bewunderte die ungenierte Herzlichkeit, das von aller Etikette absehende Wohlwollen, das sich in den Mienen der hohen Personen abspiegelte, die sonst so wenig an den Umgang mit ihresgleichen gewöhnt sind.

Nun begann Wien einen lachenden, lebhaften Charakter anzunehmen, den ihm die Anwesenheit einer so unzähligen Menge von allen Seiten herzuströmender Gäste geben mußte. Die prachtvollsten Karossen durchrollten die Straßen nach allen Richtungen hin und wurden alle Augenblicke wieder sichtbar, da die Stadt nur klein ist. Meistenteils gingen ihnen Läufer voraus, mit leichtem Schritt in prächtiger Kleidung, wie man sie nur noch in Wien findet, und schienen mit ihrem großen Stocke mit dickem silbernen Knopfe wie Duport vor den Pferden, denen sie vorausliefen, zu voltigieren.

1) Maria Ludovika, geb. 14. Dezember 1787, gestorb. am 7. Apr. 1816, seit 6. Januar 1808 mit ihrem Vetter Kaiser Franz vermählt, als dessen dritte Gattin. Sie war stets leidend, jedoch eine große Stütze der Kriegspartei gegen Napoleon.



Feyerlicher Einzug Ihro Majestäten des Kaisers von Russland, Alexander der I. und Friedrich Wilhelm des III. Königs von Preussen, den 25. September 1814 Mittags 1 Uhr, durch die Jägerzeil Leopoldstadt in die Residenzstadt Wien, begleitet von Sr. Maj. Franz des I. Kaisers von Oesterreich, und vielen hohen Offiziers.



Auf den Promenaden wimmelte es von Militärs aller Grade, zu Fuß, zu Pferd, in den verschiedenen Uniformen aller europäischen Armeen.

Man denke sich nun noch eine Menge von Bedienten dazu, alles Geblinker ihrer aristokratischen Livreen zur Schau tragend, dann das Volk, das sich in Massen drängte, um nur einen Augenblick all die kriegerischen, fürstlichen und diplomatischen Berühmtheiten zu sehen, die von dem Rahmen dieses großen Gemäldes eingefaßt wurden; ferner, wenn es Abend wurde, die Theater, die Kaffeehäuser, die öffentlichen Plätze, alles von lebhaft bewegten, nur Vergnügen atmenden Menschen angefüllt; stelle man sich die prachtvollen Equipagen vor, die von den Fackeln der hinten aufstehenden Bedienten beleuchtet wurden, oder von den vorausgehenden Läufern, die ihren schweren Stock zu dem Ende auch mit Fackeln vertauscht hatten; dazu in allen Straßen Klang von Instrumenten und rauschende Musik, überall Lärm und Bewegung, denke man sich dies alles lebhaft, und man hat ein Bild des Anblicks, welchen die Stadt fünf Monate hindurch ununterbrochen gewährte, und von dem man sich doch nur eine schwache Idee machen kann.

Die ungeheuere Anzahl Fremder hatte bald alle disponiblen Wohnungen in Besitz genommen und viele bedeutende Männer mußten sich in den Vorstädten einmieten. Die Mietpreise waren ungeheuer: um nur einen Begriff davon zu geben, genügt die Bemerkung, daß Lord Castlereagh eine Wohnung für den Zins von fünfhundert Pfund Sterling monatlich mietete, was in Wien ein unerhörter Preis ist. Daher berechnete man, wenn der Kongreß nur vier Monate dauerte, mußte der Mietzins während dieser Zeit den Eigentümern vieler

Häuser soviel einbringen, als der Kaufpreis gewesen war.

Es wäre mir vielleicht nicht möglich gewesen, den Begebenheiten beizuwohnen, die eine Verkettung der außerordentlichsten Umstände bloß hatte herbeiführen können, wie sie mehrere Jahrhunderte vielleicht nicht mehr stattfindet; aber mein Freund, Herr Julius Griffiths[1]), wohnte seit einigen Jahren in Wien und erwartete mich als seinen Gast; ich fand daher in seinem prächtigen Hause auf der Jäger-Zeile den Komfort seines Vaterlandes, der im übrigen Europa so wenig bekannt ist; er hatte das Wort wie die Sache zuerst nach Wien übergesiedelt.

Herr Griffiths, einer der unterrichtetsten Männer Englands, hat sich in der literarischen Welt durch mehrere Erzeugnisse von anerkanntem Verdienste hervorgetan. Wie viele seiner Landsleute, hat er die ganze Erde nach allen Richtungen durchstreift und ist mit Recht als der größte Reisende seiner Zeit bezeichnet worden. Er ist einer von den Männern, deren gesellschaftliche Tugenden und erhabene Sinnesweise am meisten dem Charakter der Engländer außerhalb seines Vaterlandes Achtung zu verschaffen gewußt hat. Seine Freundschaft ist lange Zeit hindurch für mich eine Quelle des schönsten Glückes gewesen und es freut mich, sagen zu können, daß er mich von der Unhaltbarkeit der Vorschrift überzeugt hat: daß man seine Freunde nicht auf die Probe stellen müsse, wenn man sie sich zu erhalten wünsche. Deshalb wiederhole ich immer: wenn ein Verwandter gleichsam ein Teil unseres Körpers ist, so ist ein wahrer Freund ein Teil von unserer Seele.

1) Julius Griffiths war laut Staatsschematismus Vizekonsularverweser von Porroferrajo (auf Elba) in Wien.

Nach den ersten Ergießungen einer aufrichtigen Freundschaft war das, was ich am meisten bedurfte, Ruhe. Ich glich daher in diesem Augenblicke nicht dem forschenden Reisenden, von dem Sterne spricht, und zog mich, um diese Ruhe zu genießen, in mein Zimmer mit dem genußreichen Gefühle zurück, mich endlich im Hafen zu wissen. Indessen war ich völlig unfähig zu schlafen, die verschiedenartigsten Gedanken bestürmten mich, und meine Ideen teilten sich zwischen dem Vergnügen, einen so lieben Freund und mehrere andere mir auch sehr teure wiedergefunden zu haben, und zwischen der Hoffnung, Zuschauer von Szenen sein zu können, die ihresgleichen nicht haben.

Ein Band von Shakespeare lag neben mir, ich öffnete ihn auf gut Glück und las:

„Ihr, die ihr diese Feste nicht mit angesehen, wisset nichts vom Glanze des irdischen Ruhmes. Dieser vollendete Pomp übertraf alles, was die Phantasie nur erfinden kann, ein jeder Tag übertraf den vorigen, jedes Morgen überstrahlte den Glanz des Heute. Heute waren diese irdischen Halbgötter ganz strahlend von Edelgestein, Gold und Seide; morgen war die Pracht noch orientalischer als der Orient selber. Man mußte es mit ansehen, wie die Herren der Welt gleich goldenen Statuen glänzten und die Höflinge gleich ihren Herren strahlten. Und diese Damen so zart, so schlank, von ihrem Schmucke wie von ihrem Stolze gleich beschwert, diese Herrscher, gleich glänzenden Gestirnen, ihre Strahlen untereinander vermischend. Da gab es keine verleumderische Zunge, die sich zu regen wagte, kein Auge, das von dem Glanze des Anblicks nicht geblendet gewesen. Dann das Turnier und die Waffenherolde und die Rittertaten, die geschahen. Die alten Geschichten unserer

Romanschreiber haben aufgehört, fabelhaft zu sein. Ja, in Zukunft glaube ich alles, was diese Erzähler uns mitteilen."

Diese Zeilen des unsterblichen Dichters überlas ich mehrere Male; und unter der Herrschaft dieser gewaltigen Eindrücke faßte ich den Gedanken, meine Erinnerungen niederzuschreiben, indem ich überzeugt war, daß ich sie später mit Vergnügen wieder lesen würde, zu einer Zeit, welche vorauszusehen ich den Mut hatte, und wo sie die einzige Nahrung meiner Gedanken geworden sein würden.



## II

Der Prinz von Ligne. — Der Maskenball in der Redoute. — Die Souveräne im Domino. — Der Kaiser von Rußland und der Prinz Eugen. — Die Könige von Preußen, von Württemberg und von Dänemark. — Der General Tettenborn. — Übersicht seiner militärischen Karriere.

Der berühmte Johnson hat irgendwo gesagt, indem er von der chinesischen Mauer sprach, daß der Enkel eines Mannes, der sie gesehen habe, noch stolz darauf sein könne. Diese wie der Gegenstand orientalische Übertreibung schiene mir zu entschuldigen, wenn der Ausspruch sich nicht an ein Monument knüpfte, das Jahrhunderten trotzte, sondern an einen von den Männern, die nur von Zeit zu Zeit erscheinen oder an eines von den Ereignissen, die die Gestaltung der Welt verändern. Ich meines Teils muß gestehen, daß ich einigen Stolz darin finde, dem Kongresse von Wien beiwohnen haben und das Vorrecht genießen zu können, daselbst so viele berühmte Personen vereinigt zu sehen. Aber die angenehmste, meinem Herzen am meisten schmeichelnde Erinnerung ist das Wohlwollen, mit dem mich zu beehren der Prinz von Ligne[1]) nicht unterließ. Während

1) Karl Josef Fürst de Ligne, gleich berühmt als Militär, Mann von Welt und geistvoller Schriftsteller, gehört zu den markantesten Personen der Wiener großen Gesellschaft dieser Zeit. In Brüssel 1735 geboren, trat er in österreichische Kriegsdienste und zeichnete sich im siebenjährigen Kriege aus. 1766 zum Generalmajor ernannt, vermehrte er noch seinen militärischen Ruhm im bayrischen Erbfolgekrieg. Sodann ging er auf Reisen und Missionen,

länger als zwei Monaten war ich so glücklich, mit ihm in vertrautem Umgange zu leben, ihn alle Tage, zu jeder Stunde zu sehen, aus seinem Munde seine glücklichen Einfälle, die unverhofften Schlagwörter zu vernehmen, mit denen er so verschwenderisch war. Heute, nach einem Vierteljahrhundert noch, belebt der unverlöschliche Eindruck seiner Persönlichkeit noch meine Erinnerung und verleiht den Bildern, die ich hier zu entwerfen suche, Leben.

Der Prinz von Ligne war damals in seinem achtzigsten Jahre; aber man kann sagen, daß er dem Alter zum Trotze jung geblieben war. Er hatte den liebenswürdigen Charakter, die hinreißende Urbanität bewahrt, welche seiner Gesellschaft stets soviel Reize verliehen haben. Deshalb nannte man ihn auch einstimmig „den letzten französischen Chevalier".

Zu jener Zeit machten die durch ihren Rang wie durch ihren Geist berühmtesten Fremden und die Souveräne selbst es sich zur Pflicht, ihm ihre Huldigungen zu bringen. Noch immer ward man an ihm jene Frische des Geistes, jene unversiegbare Fröhlichkeit, vereint mit feinem Geschmacke, gewahr, die ihn stets ausgezeichnet

wo er sich überall durch seine geistvollen Unterhaltungen bekannt machte. Als aktiver Soldat beteiligte er sich noch am Türkenkrieg 1788 und 1789 mit neuen Ehren. Da sich aber der obwohl ungerechtfertigte Verdacht einstellte, als hätte der Fürst an Unruhen in den Niederlanden teil, so wurde er von Österreich, obschon er noch zum Feldmarschall ernannt wurde, kalt gestellt und erhielt zu seinem größten Schmerz nie mehr ein Kommando. Er zog sich in sein Schlößchen auf dem heutigen Kahlenberg zurück und widmete sich fortan nur seinen literarischen Studien, die unter dem Titel: „Mélanges militaires, littéraires et sentimentales, à mon refuge sur le Leopoldsberg etc." Dresden, 1795—1811, in 34 Bänden erschienen sind. Sein Tod erfolgte am 13. Dezember 1814 während des Kongresses. (Über ihn besonders: Graf A. Thürheim, Feldmarschall Karl Jos. Fürst de Ligne. Wien 1877.)

hatte. Sein auf unschädliche Weise satirischer Witz tummelte sich vorzüglich, wenn er über den seltsamen Gang des Kongresses sprach, auf dem die Vergnügungen die einzige Sache von Wichtigkeit zu sein schienen. Bei dieser allgemeinen Berauschung, der ununterbrochenen Aufeinanderfolge von Festlichkeiten, Bällen, Gastmählern war der Kontrast, den das imponierende Antlitz des alten Marschalls bildete, nicht das Uninteressanteste; überall beliebt und gesucht, obgleich er keinen offiziellen Charakter bekleidete, charakterisierte er die Situationen oft mit einem einzigen Worte, einem Einfall, den man überall zu wiederholen sich beeilte.

Besonders die Franzosen suchten seinen Umgang und waren sicher, bei ihm den liebenswürdigsten Empfang zu finden. Seit seiner Reise an den französischen Hof vor der Revolution, hatte er unserem Vaterlande das zuneigungsvollste Andenken bewahrt. Besonders findet man in den Briefen, die er zu jener Zeit an die Marquise von Coigny[1]) schrieb, fast in jeder Zeile den Ausdruck des Bedauerns, daß er entfernt von einem Lande und einem Volke leben müsse, das in ihm so lebhafte Sympathien angeregt. Mit einem Worte, der Prinz von Ligne gehörte seinem ganzen Wesen, wie seinem Geiste nach eigentlich Frankreich an.

Da meine Familie die Ehre gehabt hatte, mit der des berühmten Mannes verwandt zu werden, so hatte mich der Prinz von Ligne, als ich 1807 zum ersten Male nach Wien kam, wohlwollend empfangen und bei Hofe wie

1) Louise Marta de Constans d'Armantières vermählte sich 1775 mit Franz de Franquetot, Marquis von Coigny. Schon in früher Jugend hatten ihre witzigen Einfälle ihr den Ruf eines scharfen Verstandes verschafft. Sie überlebte den Fürsten de Ligne um 18 Jahre und starb im hohen Alter am 13. Sept. 1832. — Der berühmte Lauzun war ihr Verehrer.

überall als seinen Vetter vorgestellt. Zu jeder Zeit seitdem, wenn ich nach Österreich kam, bis zu seinem Tode verleugnete sich seine Zuvorkommenheit und sein Wohlwollen gegen mich niemals. Ich dagegen wurde nicht müde, ihm zuzuhören, besonders wenn seine Betrachtungen sich jenen alten Zeiten zuwandten, die er so lange und so vortrefflich beobachtete. Er fand Vergnügen daran, meinen Geist mit den Schätzen des seinigen zu bereichern, und meine Jugend durch Rat und die Früchte seiner langen Erfahrung aufzuklären. Deshalb ist es eine Pflicht der Dankbarkeit für mich, wenn ich vom Prinzen von Ligne spreche[1]).

Die erste Visite, die ich machte, war ich ihm schuldig. Am Tage nach meiner Ankunft beeilte ich mich, ihm meine Aufwartung zu machen. Wenn schon bei meinem früheren mehrmaligen Verweilen in Wien er mir zum Führer und zum Schutze gedient hatte, wie hätte ich bei diesem denkwürdigen Anlasse mich nicht begierig zeigen sollen, ein solches Gemälde mit den Augen seines Geistes zu betrachten? Ich empfand daher auch die wohlwollende Aufnahme, welche mir von ihm zuteil wurde, aufs tiefste.

„Sie kommen zu rechter Zeit," sagte er zu mir, „um große Dinge zu sehen. Europa ist in Wien. Der Teppich der Politik ist ganz mit Festlichkeiten durchwebt. In Ihrem Alter liebt man die freudigen Zusammenkünfte, die Bälle, die Vergnügungen, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie nicht feiern werden; denn der Kongreß geht nicht vorwärts, sondern er tanzt. Es ist ein königliches

1) Anmut des Geistes und hochherzige Gesinnung scheinen in seinem edlen Geschlechte erblich zu sein. Der jetzige Prinz von Ligne, der Enkel des Marschalls, jetzt Ambassadeur des Königs der Belgier in Frankreich, hält den Glanz dieses schönen Namens auf würdige Weise aufrecht. (Notiz d. Verf.)


Alexandre Ir.
Empereur de Russie



Gewühl. Von allen Seiten schreit man: Friede, Gerechtigkeit, Gleichgewicht, Entschädigung, Legitimität, ein Wort, um das Ihr Fürst von Benevent[1]) das Diktionär der Diplomatie bereichert hat. Wer wird dies Chaos entwirren und dem Strome von Ansprüchen einen Damm entgegensetzen? Was mich anbetrifft, der ich bloß wohlwollender Zuschauer bin, so werde ich nichts als einen Hut reklamieren, da ich den meinigen bloß damit ruiniere, die Souveräne zu grüßen, denen man an jeder Straßenecke begegnet. Aber endlich wird man doch, Robinson Crusoe[2]) zum Trotze, einen allgemeinen, dauerhaften Frieden abschließen. Die Eintracht hat endlich die Völker verbunden, die so lange feindlich waren: ihre berühmtesten Vertreter geben das erste Beispiel dazu. Eine seltsame Sache das, die man hier zum ersten Male sieht: die Vergnügungen erringen hier den Frieden."

Darauf richtete er mit ganz jugendlicher Lebhaftigkeit eine Menge von Fragen an mich, über Paris, meine Familie, meine Reisen und meine Pläne, bis wir unterbrochen wurden durch die Meldung, daß sein Wagen warte.

„Morgen sind Sie zu Tisch bei mir," sagte er, „und von da wollen wir auf den Redoutenball gehen: Das ist die Narrheit der Vernunft selbst. Ich werde Ihnen dort in wenigen Augenblicken die Merkwürdigkeiten dieser großen Tapete von Personen erklären. Sie finden dort

1) Talleyrand.

2) So nannte der Prinz von Ligne, nicht aus Verachtung, sondern auf seinen Aufenthalt auf der Insel Elba anspielend, Napoleon; denn niemand bekannte sich zu einer größeren Bewunderung und aufrichtigeren Teilnahme für den größten Ruhm und das größte Mißgeschick des Jahrhunderts als der Prinz. (Notiz d. Verf.) — 1807 hatte sich de Ligne sogar nach Dresden begeben, um Napoleon zu sehen, was ihm sehr übel genommen wurde.

viele von Ihren europäischen Bekanntschaften. Dank unserer freundschaftlichen Stimmung macht es sich jeder hier behaglich und scheint bei sich zu Hause zu sein. Sie werden eingestehen müssen, daß, wenn Österreich sich jemals hat besiegen lassen, an Gastfreiheit gewiß nicht."

Der Prinz hatte seine alte Gewohnheit beibehalten, früh zu speisen; ich begab mich um vier Uhr nach seinem hübschen Hause auf der Bastei. Es bestand nur aus einer Piéce in jeder Etage, deshalb nannte er es lachend seinen Vogelbauer; im Gegensatze dazu nannte man es auch wohl das Hotel de Ligne[1]). Kurze Zeit nach meiner Ankunft setzte er sich zu Tisch, von seiner liebenswürdigen Familie[2]) umgeben. Die Wahrheit zu sagen, hatte seine Mahlzeit, wie die bekannten Soupers der Frau von Maintenon, als sie nur Witwe Scarron war, alles Zaubers seiner Unterhaltung nötig, um nicht mehr als karg zu erscheinen[3]). Dennoch, obgleich er fast allein für seine Person die kleinen Schüsseln zu sich nahm, die man auftrug, wußte er den Geist seiner Gäste in solcher Aufmerksamkeit, so angeregt zu erhalten, daß

1) Dieses sog. Hotel de Ligne war auf der Mölkerbastei mit der Hauptfront auf den Stadtwall zu gelegen, wo 1845 ein neues Gebäude mit der Nummer 87 errichtet wurde. Dieser, sechs Schritte vom Pasqualatischen Hause sich erhebende Fürstensitz war klein und hatte auf dem Walle zwei vorspringende Säulen. Wie das Stall- und Domestikengebäude nebenan, war das Haus rosenrot, welches die Lieblingsfarbe des Fürsten war, vielleicht in Erinnerung an die rosenroten Aufschläge seiner ersten Uniform.

2) De Ligne hatte um diese Zeit nur noch drei Töchter; die Fürstin Clary, gest. 1830, die Gräfin Euphemie Palffy und die Baronin Flora Spiegel, gest. 1849.

3) Die finanziellen Verhältnisse des Fürsten waren keine besonders erfreulichen. Durch den Verkauf seiner Besitzung in Taurien, die ihm Katharina II. geschenkt hatte, besserten sie sich allerdings etwas.

man erst beim Aufstehen vom Tische gewahr wurde, wie durchaus geistig das Mahl gewesen.

Im Salon fanden wir einige zum Besuch gekommene Personen; es waren Fremde von Distinktion, die, aus allen Ecken und Enden Europas nach Wien berufen, sich dem noch lebenden Wunder des vorigen Jahrhunderts hatten vorstellen lassen; es waren aber auch einige von den lästigen Neugierigen darunter, die ihn überliefen, sei es auch bloß, um sagen zu können: ich habe den Prinzen von Ligne gesehen; oder um ihren Geist an dem seinigen zu reiben, Anekdoten und Einfälle von ihm zu sammeln, die sie dann, entstellt, in den Salons kolportierten. Aber der Geist hat nicht die Eigenschaft des Magnetes, der die seinige durch Berührung mitteilt. Mit seiner bewunderungswürdigen Feinheit hatte er diese Halbwisser gar bald heraus erkannt, die sich schmeichelten, seine Sprache zu sprechen, ohne sie doch zu verstehen, die ihn durch unerquickliche Fragen reizten und ihn mit bekannten Witzen quälten. Er wußte sich ihrer unter der Form eines gutmütigen Spottes und ironischer Höflichkeit zu entledigen. Von dieser Art von Leuten sagte er:

„Nichts beweist mehr Mittelmäßigkeit als die kleinen Geheimnisse ins Ohr hinein, die Unterhaltungen in einer Fensternische, die großen Erörterungen über kleine Gegenstände. Mit denen steht es schlimm, die im Gespräche das nicht haben, was man in der Malerei einen breiten Pinsel nennt."

„Wenn diese Leute," fügte er hinzu, „die mich so belagert halten, auch behaupten, daß sie zu ihrem Vergnügen reisen, so geschieht es wahrhaftig doch nicht zu dem meinigen."

Er hatte bald zu jeder von den kleinen Gruppen ei-

nige höfliche oder geistreiche Worte gesagt. Dann entfernte er sich, als ob er sein Geschäft beendet, näherte sich seinem Enkel, dem Grafen Clary[1]), mit dem ich gerade plauderte:

„Ich erinnere mich," sagte er, „einen meiner Briefe an Rousseau mit den Worten angefangen zu haben: ‚Da Sie, mein Herr, weder die Zudringlichen noch Zudringlichkeiten lieben . . .' Man könnte wohl einige Briefe dieser Art an manche hier gegenwärtige Autoritäten schreiben, aber sie haben eine solche Einbildung von ihrem eigenen Verdienste, daß sie nicht einmal lesen würden, daß die Briefe an ihre Adresse lauten. Da diese Art von Leuten sehr zäh und vernagelt ist, so wollen wir andere aufsuchen in etwas größerem Kreise. Der Ball erwartet uns: kommt, meine Kinder, ich will euch zeigen, wie man sich auf Französisch empfiehlt."

Und dieser in allem außergewöhnliche Mann schlüpfte mit der Leichtigkeit eines Pagen hinaus, setzte sich in seinen Wagen und lachte über diesen Schülerschwank so wie über den Verdruß dieser trostlosen Sprecher, die bloß zu ihm gekommen waren, um sich von ihm anhören zu lassen.

Um neun Uhr kamen wir im Kaiserpalaste, der die Burg genannt wird, an. In diesem alten Schlosse wurden die Mummenschanze gegeben, Charaktermaskeraden, wo unter der Unbeweglichkeit des Domino sehr häufig politische Kombinationen, Meisterstücke von Intrigen oder Plänen sich verbargen. Der Hauptsaal war prächtig erleuchtet und von einer kreisförmigen Galerie um-

1) Karl Josef Fürst Clary und Aldringen, geb. 1777, Sohn von Marianne Leopoldine Christine Clary, geb. de Ligne, lebte seiner schwächlichen Gesundheit wegen als Privatmann, schriftstellerte und zeichnete. Er starb 1831.

geben, durch welche man nach den weiten Sälen ging, welche zum Souper eingerichtet waren. Auf amphitheatralisch in die Höhe gehenden Sitzen befanden sich eine Menge von Damen, einige im Domino, der größte Teil aber im Charakteranzug. Man kann sich nichts Glänzenderes denken, als diese Vereinigung von lauter jungen schönen Damen, eine jede der Art ihrer Reize gemäß geschmückt. Alle Jahrhunderte, alle Länder schienen sich in diesem anmutreichen Kreise Rendezvous gegeben zu haben.

In gleichen Zwischenräumen führten die Orchester nacheinander Polonäsen und Walzer aus, in den angrenzenden Sälen tanzte man Menuette mit aller deutschen Ernsthaftigkeit, und das war keineswegs die am mindesten komische Partie des Bildes.

Der Prinz hatte recht gesagt: Wien bildete damals einen Auszug von Europa, und diese Redoute [1]) wieder einen Auszug von Wien. Nichts Bizarreres als diese maskierten und nichtmaskierten Leute, unter welchen sich ohne Unterschied, in der Menge verloren, alle beim Kongresse vereinigten Souveräne umherbewegten.

„Bemerken Sie", sagte der Prinz von Ligne zu mir, „diese anmutige, kriegerische und elegante Physiognomie. Das ist der Kaiser Alexander. Er gibt dem Prinzen Eugen Beauharnais [2]) den Arm, zu dem er eine innige Zu-

1) Die große Redoute wurde am 2. Oktober abgehalten und der sogenannte bal paré am 9. Oktober. Da de la Garde aber von der großen Redoute erst später spricht, so scheint er die beiden Bälle zu verwechseln.

2) Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien, Stiefsohn Napoleons, nachmals Fürst von Leuchtenberg (1780—1824), einer der hervorragendsten napoleonischen Generäle. 1806 heiratete er die bayrische Prinzessin Amalie und zog sich nach dem Sturz Napoleons auf das Herzogtum Leuchtenberg zurück, das ihm sein Schwiegervater angewiesen hatte. Sein edler Charakter wurde von

neigung gefaßt hat. Als Eugen mit dem Könige von Bayern, seinem Schwiegervater, hier ankam, war der Hof von Wien ungewiß, welchen Rang man ihm beilegen solle. Der Kaiser von Rußland hat sich aber auf eine so unzweideutige Weise darüber ausgesprochen, daß er ganz seinem edlen Charakter gemäß behandelt worden ist. Alexander ist, wie Sie wissen, imstande, Freundschaft einzuflößen und selbst zu empfinden."

„Wissen Sie, wer jener Mann von edler, hoher Gestalt ist, den die schöne Neapolitanerin mit ihren rundlichen Armen umschlingt? Es ist der König von Preußen, dessen ernstes Gesicht deshalb doch nicht bewegter ist. Und doch ist diese tändelnde Maske vielleicht eine Kaiserin oder vielleicht auch eine Grisette."

„Dort sehen Sie im Venetianer unseren Kaiser, der die aufmerksame Zuvorkommenheit eines gekrönten Amphitryon kaum verleugnet, ein lebendes Bild des väterlichsten Despotismus und Muster der anmutigsten Gastlichkeit."

„Dies offene Gesicht, auf dem sich Herzensgüte malt, ist Maximilian [1]), der König von Bayern, der auf dem

allen Parteien anerkannt. — Die Gräfin Bernstorff erzählt in ihren Erinnerungen (Berlin, 1896 b. Mittler, I, S. 182 f.): „Kaiser Alexander spazierte fortwährend mit seinem Herzensfreunde, dem Prinzen Eugen Beauharnais umher. Die Wiener, die von Anfang an diese Freundschaft mit scheelen Augen angeblickt hatten, waren jetzt wütend darüber. Man ist allgemein überzeugt, daß dieser Stiefsohn Napoleons Verrat gegen seine Freunde und Schutzherren im Schilde führt, und hält seine demütige und seit dem Erscheinen Bonapartes sehr verweinte Miene für eine Larve. Alexander läßt sich nicht warnen, durch Worte wenigstens nicht, denn an einer Straßenecke wirft eine Fruchtverkäuferin den beiden Vertrauten verfaulte Äpfel nach, und sie müssen sich in das erste beste Haus hinein flüchten."

1) Maximilian Josef, der erste König von Bayern, geb. 1756, zuerst Oberst im Regiment Alsace in französischen Diensten, dann

Throne seine Stellung als Oberst im französischen Dienst nicht vergessen hat und für seine Untertanen die Liebe hegt, welche er einst für sein Regiment an den Tag gelegt hat."

„Dort, der kleine blasse Mann mit der großen Adlernase und dem weißblonden Haar ist der König von Dänemark[1]). Politische Rücksichten hatten bei den Souveränen eine ihm abgünstige Stimmung hervorgerufen: aber der Reiz seines Benehmens, die Offenheit und Erhabenheit seines Charakters haben ihm bald alle Herzen zugewendet. Sein lebhafter fröhlicher Geist, seine glücklichen Entgegnungen sind die Lust der königlichen Gesellschaften: man nennt ihn hier den Spaßmacher der Brigade der Souveräne. Wenn man die Einfachheit

Herzog von Zweibrücken durch den Tod seines Bruders Karls II. (1793). Er war lange Jahre der treue Bundesgenosse Napoleons, durch dessen Macht er sich auch die Königswürde beilegte. Nach der Schlacht bei Leipzig trat er auf die Seite der Alliierten. Bayern verdankt ihm viele Reformen und die Verschönerung Münchens. Sein Tod erfolgte 1826. Er galt als ein sehr jovialer Herr.

1) Friedrich VI., König von Dänemark, Sohn König Christians VII., geb. 1768, Mitregent seines Vaters seit 1784, vermählt seit 1790 mit Marie Sophie Friederike von Hessen-Kassel, sukzedierte seinem Vater am 13. März 1808 und starb 1839 zu Kopenhagen. — Der dänische König war in Wien sehr beliebt, vielleicht der beliebteste von allen fremden Monarchen. (S. Schönholz, Traditionen etc. 2. Band., S. 85f. und die Bernstorff, l. c. I, S. 185). Man nannte ihn scherzweise im niederen Volk den „König vom Tandelmarkt" in Anspielung auf eine lustige Travestie „Hamlet Prinz vom Tandelmarkt". Tandelmarkt nannte man den Trödelmarkt in Wien. Dänemark und Tändelmarkt klangen dem Wiener ähnlich und so wurde dieser harmlose Scherz hervorgerufen. Nostitz schreibt (l. c., S. 155): „Der König von Dänemark, hier König vom Tandelmarkt genannt, läuft allenthalben herum, ist gutwillig und zuweilen verständig, nur zu gemein herablassend, immer unter der Menge verloren. Man sagt, er sei witzig, doch das Bonmot ist nicht bekannt (de la Garde führt es später an), das ihm den Ruf gegeben." — Auf ein tragikomisches Abenteuer des Königs kommen wir noch zu sprechen.

seiner Manieren sieht und weiß, welches Glück sein kleiner Staat genießt, so kann man kaum auf den Gedanken kommen, daß er der absoluteste Monarch Europas ist."

„Jene kolossale Gestalt, deren Umfang der schwarze Domino weder verbergen noch verkleinern kann, ist der König von Württemberg[1]). Neben ihm steht sein Sohn, der Kronprinz[2]). Die Liebe des letzteren für die Großherzogin von Oldenburg, die Schwester des Kaisers Alexander, hält ihn auf dem Kongresse zurück und beschäftigt ihn wohl noch mehr als die wichtigen Interessen, die einst die seinigen werden. Es ist das ein Roman, dessen Entwickelung wir bald sehen werden."

„Die beiden jungen Leute, welche eben an uns vorüber streiften, sind der Kronprinz von Bayern[3]) und sein Bruder, der Prinz Karl[4]). Der Kopf des letzteren

1) Friedrich I., Wilhelm Karl, erster König von Württemberg, geb. 1754, seit 1797 Herzog v. W., seit 1. Januar 1806 König, gest. 1816. — Außer Stolz, Grausamkeit, Tyrannei und Härte und einem unnatürlichen Laster waren Verschwendung und Eitelkeit die vorherrschenden schlimmen Neigungen bei dem König. Stein schrieb 1813 an seine Frau: „Der Württemberger Tyrann ist der lächerlichste und zugleich abscheulichste unter der Sündflut von Prinzen und Souveränen, ungeheuer an Gestalt und Stolz; sowie an Feigheit und Völlerei — es ist unmöglich, daß dieser Mensch nicht ein solchen Charakters würdiges Ende habe."

2) Der Kronprinz von Württemberg, Wilhelm, nachmals der I., geb. 1781, war mit Charlotte, der zweiten Tochter des Königs von Bayern vermählt und betrieb gerade seine Scheidung, um seine erste Liebe, die Großfürstin Katharina Pawlowna, seit 1812 verwitwete Herzogin Georg von Oldenburg, zu heiraten. 1816 bestieg er den Thron, 1864 starb er.

3) Nachmals König Ludwig I. von Bayern (1786—1868), der bekannte Kunstmäzen und Verschönerer Münchens, er gelangte 1825 auf den Thron und entsagte 1848 demselben, um ganz seinen privaten Neigungen zu leben. Die Gräfin Bernstorff, l. c., I, S. 153 ist über seine „unbescheidene Annäherung an sie" etwas befremdet.

4) Prinz Karl Theodor Max August von Bayern (1795 bis 1866), bayrischer Feldmarschall, zweimal morganatisch vermählt.




Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.



kann mit dem des Antinous sich messen. All diese Masse von Personen verschiedener Art und Anzugs sind regierende Fürsten oder Erzherzoge oder hohe Würdenträger der verschiedenen Reiche. Denn, einige Engländer ausgenommen, die man leicht an der Gewähltheit ihrer Toilette erkennt, glaube ich nicht, daß sich ein einziges Individuum hier befindet, welches nicht einen Titel vor seinen Namen zu setzen hätte.“

„In diesem Saale hier, mein Kind, sehen Sie nichts als das Bild des Vergnügens; es ist, als ob man den Wonnerausch einatme. Gehen Sie einige Schritte weiter und treten Sie in die angrenzenden Salons und Sie können den lebhaftesten, ernsthaftesten, politischen Erörterungen beiwohnen. Sonst sind die Diplomatie und die Vergnügungen stets Feinde, in Wien vereinigen sie sich und gehen Hand in Hand.“

„Jetzt sind Sie so ziemlich eingeführt: nun gehen Sie Ihren eigenen Weg. In schwierigen Fällen bin ich ja immer da, um Ihnen Andeutungen zu geben und Sie hindurch zu lootsen.“

Sobald mich der Prinz verlassen hatte, begann ich den Saal zu durchwandeln, wo ich, wie zu einem allgemeinen Rendezvous versammelt, eine nach der andern, alle die Personen fand, die ich von Neapel bis Petersburg, von Stockholm bis Konstantinopel kennen gelernt hatte. Welches Gemisch von Kostümen und Sprachen! Es schien mir ein Markt von allen Nationen der Welt zu sein. Ich empfand, gestehe ich, wie beim ersten Male,

Nostiz, der ihn zur Kongreßzeit sah (vgl. Aus Nostiz' Leben usw., Dresden 1848, S. 156) schreibt: „Der Prinz Karl von Bayern ist ein junger, munterer Bursch, dem seine Verhältnisse, seine Jugend und sein hübsches Ansehen ein air de fatuité geben, das die Glücksgünstlinge so leicht annehmen. Er verspricht einen guten Soldaten, ist aber ein enragé."

den ganzen Rausch eines Maskenballes. Die fortwährende Musik, das Geheimnis der Verkleidungen, die Intrigen, von denen ich umgeben war, das allgemeine Inkognito, die Lustigkeit ohne Maß und Grenze, die Vereinigung von verführerischen Gelegenheiten, mit einem Worte die Magie dieses großen Schauspiels verwirrten meinen Kopf: und ältere, stärkere Gemüter konnten dem Zauber ebensowenig widerstehen.

Meine Freunde umstanden mich bald. Zu ihnen gehörte Achill Rouen, Zibin, Bulgarin [1]), Borel [2]), Cariati [3]), die ich alle in Frankreich, Rußland, Italien, Deutschland im schnellen Laufe meines Lebens gefunden hatte, wie der Wanderer der Wüste von Zeit zu Zeit die Oase, die ihm Mut und Kraft gibt, seinen Weg fortzusetzen.

Den Augenblick wahrnehmend, wo ich den Prinzen von Ligne weniger von Leuten umgeben sah, bat ich ihn, sich für heute abend nicht mehr meinetwegen zu beunruhigen, und gab mich nun ganz dem Taumel des Scherzes, der Sorglosigkeit und Fröhlichkeit hin, der überall in dem Gewirre dieser so außerordentlichen Versammlung zu herrschen schien.

Ich traf noch einige Freunde, in deren Gesellschaft

1) Taddei W. Bulgarin (1788—1859), russischer Schriftsteller.
2) Ein Holländer bei der holländischen Gesandtschaft in Wien, Nostiz, l. c., S. 146, schildert Borel als einen vor acht Jahren (Nostiz schrieb dies 1814) jungen frischen Ritter, „dem aber nun die angeborene Natur, das dicke Leben und die dumpfe Welt so zugesetzt haben, daß er allen Mut und alle Kraft verloren und jetzt noch auf Sofas und Stühlen herumliegt wie die Marken vom vorigen Fasching.“ — Er war der Liebhaber der Prinzessin Johanna von Kurland (s. später).
3) Januarius Fürst Cariati-Spinelli, Vertreter Joachim Murats, der 1813 für die Erhaltung Neapels für Murat nach Wien gesandt wurde, später befand er sich im Hauptquartier der Verbündeten. Napoleon war er verdächtig (s. Helfert, Marie Karoline von Neapel, s. Index).

wir die zwei Stunden, die uns noch vor dem Souper blieben, aufs beste anzuwenden suchten. Dann setzten wir uns, etwa zwanzig Gäste, an einen Tisch, um zusammen den fröhlichen Tag zu beschließen.

„Wie, Sie hier? . . . wo kommen Sie her? . . . was haben Sie getrieben, seit wir uns nicht mehr gesehen?" . . . Solcherlei teilnehmende Fragen wurden während der ersten Zeit des Mahles unaufhörlich an mich gerichtet. Ich war ebenso ungeduldig, die Frager mit Fragen zu bestürmen: den einen hatte ich als Leutnant verlassen und fand ihn als General wieder, einen anderen als Attaché, und jetzt war er selber Gesandter; die meisten waren mit Orden geziert, die ihnen ihr Mut und ihr Talent errungen. Dann, als die Fröhlichkeit und der Champagner erst zu sprudeln begann, fingen sie mit Unterbrechungen die glücklichen Umstände zu erzählen an, die sie so unerwartet schnell erhoben hatten. Ihre Bekenntnisse zeigten mir bald, daß jeder von ihnen, die Hand in den großen Sack des Glückes steckend, ein gutes Los gezogen hatte. Es gibt nichts Wunderbareres als die verschiedenen Schattierungen des Zufalls, der wie die Natur alle seine Blumen im Lenze verschwendet: der älteste von diesen Freunden zählte keine dreißig Jahre,

Aber unter allen diesen schnellen Karrièren setzte mich keine so in Erstaunen, als die Zibins. Als ich 1812 von Reisewut befallen Moskau verließ, um die Krimm, die Ukräne und die Türkei zu sehen, war Zibin mein Reisegefährte. Auf dem langen Zuge durch die Steppen Rußlands hatten seine lustigen Einfälle oftmals meine Langeweile verscheucht und meine gute Laune wieder rege gemacht. Achtzehn Monate waren kaum verflossen, seit wir uns nach Beendigung unserer Exkursion nach Taurien in Tulczim getrennt hatten: er, um die Gräfin

Potocka[1]) nach Petersburg zu begleiten, ich, um mich zum Herzoge von Richelieu nach Odessa und von dort nach Konstantinopel zu begeben. Damals war Zibin noch nicht im Dienste und doch fand ich ihn jetzt schon als Oberstleutnant, Adjutanten des Generals Ojarowski[2]), und mit mehreren Orden geschmückt, wieder.

In der Tat, wen das Glück einmal dem Hafen zutreibt, dem schwellt es die Segel aufs übertriebenste, ohne oftmals sich um das Alter oder das Verdienst seines Günstlings zu kümmern. Kaum in Petersburg angekommen, merkte Zibin bald, daß das müßige Salonleben ihm weder zu Ansehen noch Ruhm verhelfen könne, er vertauschte seine Kammerjunkeruniform mit der eines Husarenunteroffiziers: beim Beginn des Feldzugs wurde er Fähnrich, dann, einige Zeit darauf, Kapitän.

Eines Tages befiehlt ihm sein General, mit fünfzig Kosaken zu rekognoszieren und einige Nachzügler gefangen zu nehmen. Zibin reitet fort: und eine Stunde

1) Die Gräfin Sophie Potocka, von griechischer Abkunft und in Konstantinopel geboren, war die Maitresse eines französischen Attachés, wurde von dem Grafen Witt in Konstantinopel erblickt und von ihm einer sorgfältigen Erziehung übergeben, sodann heiratete er sie. Der Graf Felix Potocki entbrannte in Liebe zu ihr und zwang und kaufte sie ihrem ersten Gatten förmlich ab (für zwei Millionen Gulden). Sie glänzte nun durch ihre Schönheit und ihren Geist in allen Städten Europas, führte ein Leben auf großem Fuß, namentlich auf ihren Gütern in Tulczim, wo sie die französischen Emigranten mit großer Freigebigkeit bewirtete. Die schöne Fanariotin starb in Berlin am 2. Juni 1823. — De la Garde, der noch oft auf sie zurückkommt, war ihr Gast in Polen und übersetzte auch Trembecki's „Sophiowka", das dieser zur Huldigung der Gräfin geschrieben, in das Französische.

2) Jedenfalls Graf Adam Oscherowski, Generaladjutant Alexanders, derselbe, der 1816 mit der Favoritin seines Herrn, der schönen Narischkin, ein Verhältnis anknüpfte. Der Kaiser ertappte das Liebespaar, verzieh jedoch dem Nebenbuhler (s. Strobl v. Ravelsberg, Metternich und seine Zeit. 1906, I, S. 274).

vom Lager bemerkt einer seiner Leute etwas Schwarzes, das mitten im Schilfe versteckt ist. Man eilt hinzu: es waren Kanonen, die der Feind beim Rückzuge zurück gelassen hatte. Die Mannschaft sitzt ab, die Pferde werden vor die Geschütze gespannt, und einige Stunden darauf kehrt der Kapitän Zibin ins Lager als Herr eines vollständigen Artillerieparkes zurück, den er im Moder des Sumpfes erobert.

Der Kaiser war nicht weit, Zibin wurde beordert, ihm selbst die Botschaft zu bringen. Alexander liest den Rapport und, dem jungen Husaren den Erfolg zuschreibend, den er allein Sr. Majestät, dem Zufalle, verdankte, verleiht er ihm auf der Stelle den Majorsrang, nimmt sein eigenes St. Georgenkreuz von der Brust und befestigt es am Knopfloche des neuen Stabsoffiziers. Das weitere war nur die Folge des ersten Schrittes; die anderen Orden folgten nach, und als ob alle Arten von Glück ihn auf einmal verfolgen wollten, hatte Zibin in der Untätigkeit des Lagerlebens auch noch gespielt und nicht weniger als viermalhunderttausend Rubel gewonnen. Wohl hatte der Prinz von Ligne recht, zu sagen, daß das Glück eine Kurtisane ist, die sich häufig an jemanden in dem Augenblicke hängt, wo er es am wenigsten vermutet.

Gegen das Ende der Soiree führte mir ein glücklicher Zufall meinen vortrefflichen Freund, den General Tettenborn zu. Nach den ersten Freundschaftsbezeugungen sagte er zu mir:

„Wir haben manches miteinander zu plaudern; aber hier wollen wir nicht damit beginnen. Morgen wollen wir im Augarten beide allein diniren, da werden wir ungestört sein.“ Ich sagte ihm zu.

Tettenborn fand sich pünktlich ein.

„Obgleich man bei den Wiener Restaurateuren selten gut speist,“ sagte er, „so steht mein Name bei diesem hier seit vielen Jahren doch in gutem Ansehen. Jann[1]) hat mir versprochen, sein möglichstes zu tun.“

In der Tat, die Quantität half der Qualität nach, und als beim Dessert der Tokaier, der Begünstiger der Herzensergüsse und der vertraulichen Ergehungen, aufgesetzt wurde, begann mein Freund seine interessante Erzählung auf folgende Weise:

„Seit ich Sie nicht gesehen habe, haben sich die Ereignisse meines Lebens ebenso überstürzt, wie die Umstände, welche sie herbeigeführt haben. Sie wissen, ich hatte den Fürsten Schwarzenberg[2]) auf seiner Gesandtschaft nach Paris begleitet. Ich befand mich zur Zeit der Geburt des Königs von Rom daselbst und wurde als Kurier abgeschickt, um unserem Kaiser diese Botschaft zu überbringen.“

— „Ja,“ sagte ich, „und ich las in den Zeitungen, daß Sie den Weg von sonst dreihundertundzwanzig[3]) Stunden in vier und einem halben Tage machten.“

„Diese Schnelligkeit ist leicht zu erklären: bis Straßburg hatte ich die Rennpferde des Fürsten, und von der österreichischen Grenze an fand ich die Pferde seines

1) Franz Xaver Jann, früher Hoftraiteur in Schönbrunn, später im Augarten, auch in der Himmelpfortgasse, galt für den ersten Speisewirt Wiens (s. Neuestes Sittengemälde Wiens. Wien, 1801, I, S. 95 ff.).

2) Fürst Karl Philipp Schwarzenberg (1771—1820), österreichischer Feldmarschall, der in allen Feldzügen gegen Napoleon tätig war. Er wurde auch diplomatisch verwendet in Petersburg und anläßlich der Vermählung Napoleons mit Maria Louise in Paris. Unter seiner Führung wurde die Völkerschlacht bei Leipzig entschieden.

3) Tettenborn hatte von Paris nach Wien nur 106 Stunden gebraucht, er hatte Paris am 20. März um 2 Uhr nach Mitternacht verlassen und war am 24. März um Mitternacht in Wien angekommen (S. Helfert, Marie Louise, S. 196).

Bruders Joseph[1]), die als Relais bis Wien aufgestellt waren.

„Ich will Ihnen nicht von meinem Aufenthalte in Paris sprechen. Dort war alles berauschend. Ihre Salons spiegelten den Glanz und das wunderbare Glück Frankreichs zurück und waren ein Bild der zahlreichen Kriegserfolge und der Begeisterung für alle schönen Künste. Unsere österreichische Legation war besonders gut angesehen dort. Diese Aufeinanderfolge von Festen war dieselbe wie hier, sie haben nur den Ort gewechselt[2]).

„Nachdem ich 1812 dem Fürsten Schwarzenberg nach Petersburg gefolgt, mußte ich das zauberische Leben der Salons mit den Kasernen meines Regimentes vertauschen, das in Ofen garnisonierte. In der Tat, wenn ich mich ins Kloster La Trappe zurückgezogen hätte, würde die Umwandlung nicht haben größer sein können: da mit einem Male entzündete sich der Brennstoff in ganz Europa.

„Ich war vierunddreißig Jahre alt. Obgleich die erste Zeit meiner Jugend ereignisreich genug gewesen, hat das Schicksal in den letzten Jahren doch mehr für mich getan, als ich nur hoffen konnte.

1) Joseph Johann N. Anton Karl Reichsfürst von Schwarzenberg (1769—1833).

2) Tettenborn verleugnete niemals seinen Freimut. Zu jener Zeit verlangte man von den Militärs, selbst den fremden, daß sie in den Tuilerien nicht anders als im Hofkleide erscheinen sollten. Tettenborn war damals Stabsoffizier bei den Husaren; er zeigte sich im Hofkostüm, aber mit Schnurrbart. Der Kaiser sprach ihn heftig an und sagte mit schmollendem Tone:

„Man muß gestehen, daß ein Schnurrbart zu dieser Kleidung sich lächerlich macht." — „Verzeihung, Sire," antwortete Tettenborn schnell, „vielmehr macht die Kleidung sich zu dem Schnurrbarte lächerlich!" (Not. d. Verf.)

„Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich nahm mir vor, dem großen Brande zuzueilen, um an ihm mich von dem frostigen Leben in Ofen zu erholen, das so wenig mit meinen Gewohnheiten übereinstimmte.

„Ich wohnte in Ofen mit dem Baron * * *, meinem Jugendfreunde, zusammen, der in demselben Regimente Major war, und wie ich, die geringe Wahrscheinlichkeit eines schnellen Avanzements in österreichischen Diensten sich berechnete.

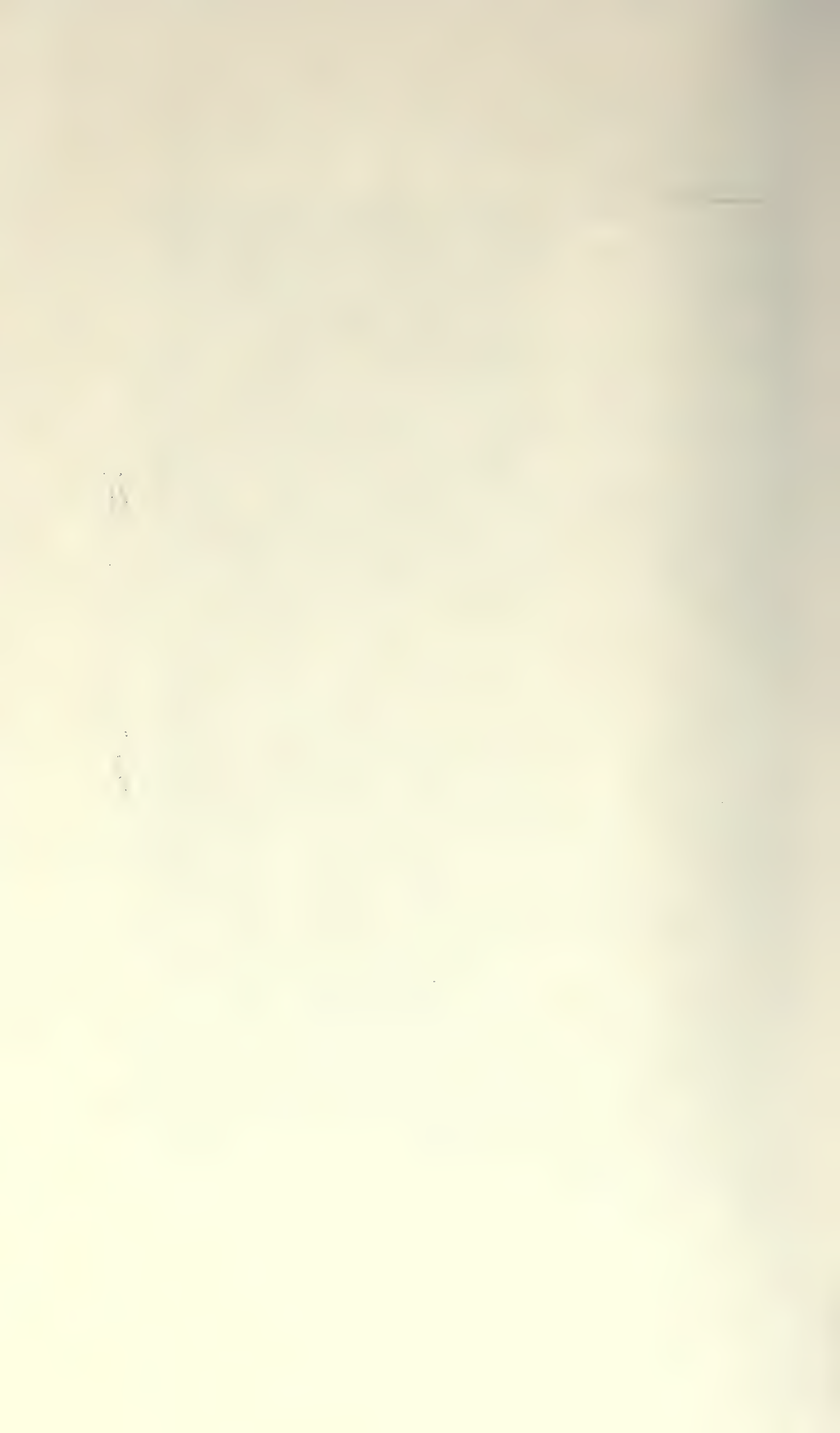
„Jetzt ist," sagte ich eines Morgens zu ihm, „die einzige Gelegenheit, uns schnell eine Zukunft zu improvisieren. Sehen und Erwerben ist eins! Lassen Sie uns zur russischen Armee gehen, und uns ihr als Parteigänger anbieten. Das ist ein leichter, ergiebiger Krieg, der durch die Hast seiner Ereignisse zu allem führt; und außerdem ist es bisweilen angenehm, abenteuerlich zu leben und sich blindlings seinem Geschicke anzuvertrauen. Was mich betrifft, ich bin entschlossen; ich gehe fort, folgen Sie mir? Oft entscheidet ein Augenblick im Leben alles. Mein Freund zauderte, ich reiste allein ab; ach, er hat es nur zu sehr bereut[1])."

— „Freilich", sagte ich, „hat er es so sehr bereut, daß er, als er die Botschaft von Ihren Erfolgen in den Zeitungen gelesen, es sich zu Gemüte gezogen hat. Als ich auf der Rückkehr von Konstantinopel durch Pest kam, schoß er sich aus Ärger und Verzweiflung im Gasthofe

[1]) Der Graf Las-Casas erzählt in seinem Mémorial de St. Hélène ein anderes Beispiel von dem Zufall der Bestimmungen einzelner: „Serrürier und Hédouville der jüngste," sagte Napoleon, „gingen zusammen, um nach Spanien zu emigrieren; eine Patrouille begegnete ihnen; Hédouville, der jünger und leichtfüßiger war, erreicht die Grenze, preist sich glücklich und vegetiert elendiglich in Spanien. Serrürier, der genötigt wurde, ins Innere Frankreichs zurückzukehren, wird Marschall von Frankreich." (Not. d. Verf.)



Große Parade am 18. Oktober 1814.



in dem an das meinige grenzenden Zimmer eine Kugel durch den Kopf."

„Ich habe ihn herzlich bedauert," erwiderte Tettenborn, „er war ein hingebender Freund und ein ausgezeichneter Offizier. Ich zweifle nicht, daß ihm die Umstände ebenso günstig gewesen wären, als mir; aber man muß mit dem Strome schwimmen, damit der Strom uns mit fortreiße. Als ich im Hauptquartier der russischen Armee angekommen war, beauftragte man mich ein Regiment auszuheben. Ich hatte es bald organisiert und bekam das Kommando desselben. Oberst, General nach drei Monaten seit meiner Abreise von Ofen, erteilte ich Leuten Aufträge, die den Rang einnahmen, welchen ich in meiner Garnison gehabt. Die Journale haben Ihnen wahrscheinlich berichtet, auf welche Weise es mir gelang, mich des Privatschatzes des Kaisers Napoleon zu bemächtigen; ein Teil dieser ungeheueren Beute wurde mir als Belohnung gegeben.

„Ein Handstreich, den ich auf Berlin versuchte, hatte, obgleich er ohne Erfolg war, doch den Vorteil, daß er die Aufmerksamkeit auf mich lenkte. An der Spitze von vier Regimentern Kavallerie, zwei Schwadronen Husaren, zwei Schwadronen Dragoner und nur zwei leichten Geschützen marschierte ich auf Hamburg. Nach mehreren Gefechten ergab sich die Stadt am 18. März 1813. Von den Einwohnern mit Enthusiasmus aufgenommen, war ich, wie viele andere, ein Held des Augenblicks. Zum Kommandanten der Stadt ernannt, schaffte ich die strengen Formen ab, welche der Marschall Davoust einzuführen für nötig befunden. Die dankbaren Einwohner der Stadt gaben mir das Ehrenbürgerrecht und übersandten mir das Diplom in einem kostbaren goldenen Kästchen.

„Die Ereignisse gingen schnell und mit ihnen der Ruhm und die Belohnungen. Nachdem ich mit den meisten militärischen Orden geschmückt war, trieben die alliierten Monarchen ihre Güte aufs höchste, indem sie mir zwei Klöster in Westfalen zu vollem Eigentume schenkten, deren Revenuen wohl auf vierzigtausend Gulden jährlich sich belaufen. Alle diese kleinen Erfolge haben dazu beigetragen, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Und da man doch endlich einmal sich bessern muß, so bin ich im Begriff, mich zu verheiraten, mein Freund. Die Vergangenheit nicht bereuend, vor der Zukunft nicht bangend, will ich meine Existenz dem Laufe des Schicksals folgen lassen; und gewiß werden Sie sagen, obgleich die Entwicklung etwas schnell kommt, verspricht der Roman doch nichtsdestoweniger glücklich zu werden."

— „Darüber werden sich alle Ihre Freunde freuen, mein lieber General. Wenn das Glück Leuten, wie Ihnen, lächelt, so ist man versucht, ihm wie für eine persönliche Gunst zu danken und zu sagen:

„'Tis not in mortals do command success,
„B'well do more — well deserve it."

Nachdem er diese Geschichte mir im Auszuge mitgeteilt, rekapitulierten wir sie noch im einzelnen. Sie schloß tausend kleine Begebenheiten in sich, die sich daran knüpften und deren Gegenstand wohl zur Schilderung einer Episode aus jener Zeit sich eignete. Der General schilderte mir alles aufs ausführlichste: denn er fürchtete nicht, mir zuviel von sich zu sprechen, da er gewiß war, daß sein Glück in gewisser Hinsicht einen Teil des meinigen ausmachte.

Den traulichen Gesprächen ganz uns überlassend,

hatten wir die Zeit vergessen und es war neun Uhr, als wir ins Kärntnertortheater kamen. Man führte die berühmte Haydnsche Schöpfung auf[1]). Der Saal war von einer Menge Wachskerzen erleuchtet, und die kostbar drapierten Logen gaben einen berauschenden Anblick. Mehrere Logen waren für die Souveräne bestimmt, andere von dem diplomatischen Korps eingenommen. Das Parterre war so mit dekorierten Leuten gefüllt, daß man es ein Parterre von Rittern hätte nennen können, wie man das im Theater zu Erfurt ein Parterre von Prinzen und Königen nannte.

„Wenn man diese Menge von Orden sieht,“ sagte Tettenborn, „so dürfte man doch nicht daraus schließen, daß alle Belohnungen des Verdienstes sind.“

— „Hervorragende Auszeichnungen, mein lieber General“, sagte ich, „sind wie die Pyramiden: bloß zwei Arten von Wesen können ihre Spitze erreichen; kriechendes Gewürm und Adler.“

1) Dies ist nicht wahr, weder im September noch im Oktober wurde die „Schöpfung“ dort aufgeführt.



# III

Großes militärisches Friedensfest. — Die Vertraulichkeit der Souveräne auf dem Kongresse. — Der Kaiserpalast. — Der Kaiser Alexander. — Geschenke der Souveräne. — Die große Redoute. —

„Auf Wiedersehen morgen", sagte der General Tettenborn zu mir, als wir uns trennten, „ich werde um 10 Uhr bei Ihnen sein. Wir wollen dann zu dem großen militärischen Feste gehen, das zu Ehren des Friedens gefeiert wird. Bevor sie die Waffen niederlegen, wollen die Monarchen der Vorsicht danken für die ausgezeichnete Gunst, die sie ihnen hat zuteil werden lassen."

Zur bestimmten Stunde war Tettenborn mit der Pünktlichkeit eines österreichischen Rittmeisters vor meiner Tür. Es war ein klarer, milder Oktobermorgen [1]. Bald galoppierten wir auf dem Glacis zwischen dem Neuen- und dem Burgtor hin. Unterwegs rekrutierten wir noch einige von unseren Bekanntschaften, welche die Neugier gleich uns hinzog. Tettenborn trug seine glänzende Generalsuniform; eine Menge militärischer Orden, die seine Brust bedeckten, bewiesen, daß, wenn das Glück ihn auch günstig behandelt hatte, er sich auch seines Schutzes würdig gezeigt hatte. Kaum angelangt, mußte er uns verlassen, um sich der Suite des Kaisers Alexander anzuschließen; aber ich blieb von Freunden umgeben und befand mich an einem guten Platze, um alle Einzelheiten dieses schönen Festes ins Auge fassen

1) Am 2. Oktober.

zu können. Obgleich zu jener ganz soldatischen Zeit man häufig genug Zeuge von dergleichen Feierlichkeiten gewesen war, so glaube ich doch nicht, daß irgend eine jemals ein solches Ganze und solche Majestät dargeboten hat, als diese. Dieser Krieg, dieser furchtbare Kampf, dessen Erbitterung und lange Dauer die Welt in Schrecken gesetzt hatte, war nun beendet. Der Riese des Ruhmes war, nicht besiegt, aber durch die Überzahl erdrückt, und der Wonnetaumel, die Begeisterung des Erfolges bewiesen allzusehr die Macht des Gegners und wie unverhofft der Triumph war.

Mehrere Bataillone Infanterie, Kavallerieregimenter, unter anderen auch das Ulanenregiment Schwarzenberg und die Kürassiere des Großfürsten Konstantin waren auf einem ungeheueren Rasenplatz versammelt. All diese Truppen waren in der glänzendsten Haltung.

Die Souveräne kamen zu Pferde an. Die Truppen formierten ein doppeltes Karree. Im Zentrum desselben war ein großes Zelt oder vielmehr ein Tempel errichtet zu Ehren des allgemeinen Friedens. Die Säulen, auf denen er ruhte, waren mit Trophäen von Waffen und Standarten geschmückt, die in den Lüften flatterten. Rings herum war die Erde ganz mit Blumen bestreut. In der Mitte des Zeltes stand ein Altar, der mit reichen Draperien und mit allem Pomp des katholischen Kultus von Gold und Silber reich geschmückt war. Eine Menge von Kerzen verbreiteten ihr von der Sonne, die im frühesten Glanze strahlte, verdunkeltes Licht. Teppiche von rotem Damast bedeckten die Stufen des Altars.

Bald sah man in den mit vier Pferden bespannten Hofwagen die Kaiserinnen, Königinnen und Erzherzoginnen ankommen, welche auf mit Sammt ausgeschla-

genen Lehnstühlen Platz nahmen. Endlich, als diese strahlende Versammlung, diese Menge von Militärs, von Hofleuten, Stallmeistern, Pagen sich an den ihnen bezeichneten Orten aufgestellt hatten, zelebrierte der ehrwürdige Erzbischof[1]) von Wien, der trotz seines hohen Alters das Hochamt hatte halten wollen, von seinem ganzen Klerus umgeben, die Messe. Die ganze Bevölkerung von Wien und der Umgegend war herzugelaufen, um Zeuge von diesem feierlichen Schauspiele zu sein.

Im Augenblick der Konsekration begrüßte eine Artilleriesalve die Gegenwart des Gottes der Schlachten. Und zu gleicher Zeit fielen wie auf einen Wink alle diese Krieger, Prinzen, Könige, Generale, Soldaten aufs Knie und beugten sich vor dem, der in seiner Hand den Sieg oder die Niederlage hält. Ein gleiches Gefühl schien sich der zuschauenden Menge mitzuteilen, alle entblößten freiwillig ihr Haupt und knieten im Staube. Die Kanonen sind still, dem mächtigen Donner des Erzes folgt ein frommes Schweigen. Endlich erhebt der Priester des Herrn das Zeichen der Erlösung und wendet sich gegen die Armee zum allgemeinen Segen. Der Gottesdienst ist beendet: die gebeugten Gestalten richten sich wieder auf, und das Geräusch der Waffen erfüllt wieder die Luft. Da stimmt ein Chor von Sängern in deutscher Sprache die Friedenshymne an, die ein zahlreiches Orchester von Blasinstrumenten begleitet: die Armee und der ganze Haufe der Umstehenden stimmt mit ein in den Gesang. Nein, niemals hat das menschliche Ohr etwas Ergreifenderes gehört, als diese Tausende von Stimmen, die sich vereinigten, um die

1) Sigismund Anton Hohenwarth (1730—1820), seit 1804 Erzbischof von Wien.

Wohltat des Friedens und den Ruhm des Allmächtigen zu preisen.

Diese erhabene Dankeshymne erhob sich zum Himmel mit Wolken Weihrauchs, beim Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken; die Souveräne von ihren glänzenden Generalstäben umringt, diese verschiedenen Uniformen, diese Waffen, Kürasse, die Bronze der Geschütze, die im Sonnenschein glänzte, der Priester mit dem weißen Haar, vom Altar herab die Menge segnend, dies Gemisch von Krieg und Religion bildete ein seltenes Gemälde, das vielleicht nie wieder zu schauen ist und kein Pinsel wiedergeben kann, eine poetische Szene, die über alle Beschreibung erhaben ist.

Nach der religiösen Zeremonie stellten sich die Herrscher und alle Prinzessinnen auf einer Anhöhe bei dem Burgtore auf. Die Truppen defilierten vor ihnen: der Großfürst Konstantin und andere Prinzen marschierten an der Spitze der ihnen verliehenen Regimenter. Von allen Seiten erschallte einstimmiger Jubelruf und heiße Wünsche für die Erhaltung des Friedens, des ersten Bedürfnisses der Völker.

Das war diese Feier, welche einen ganz besonderen Charakter hatte und ganz zu dem Rahmen paßte, in welchen die Reihe von Schaustellungen eingeschlossen wurden. Der österreichische Hof machte in der Tat seinen erhabenen Gästen die Honneurs seiner Hauptstadt mit einem bewunderungswürdigen Luxus[1]). Das Gedächtnis schwindet einem bei der Aufzählung dieser glänzenden Einzelheiten und der Geist ist nicht im-

1) Dem Wiener Hof soll der Kongreß nahezu 30 Millionen Gulden an Kosten verursacht haben. (Vgl. Gräfin Bernstorff, l. c., I, S. 149.)

stande, den unerhörten Glanz zu schildern, der entfaltet wurde.

Um diese Könige zu unterhalten, die seit 20 Jahren wohl der Bilder von Gefechten hätten überdrüssig sein können, hatte man in Wien 20 000 Grenadiere kantonniert. Es wurde auch von der Bildung eines Lagers von 60 000 Mann gesprochen, die große Manöver ausführen sollten. Die prächtige Nobelgarde war durch junge Männer aus den angesehensten Familien der ganzen Monarchie beträchtlich vermehrt worden. Alle Truppen waren ganz neu gekleidet: man wollte nicht, daß die Spuren des Krieges noch die Augen beleidigten bei einem Feste, das ganz und gar dem Frieden und der Freude geweiht sein sollte.

Die herrlichsten Pferde waren aus allen deutschen Gestüten herbeigebracht worden. Die Großwürdenträger der Kronen hatten jeden Tag offenen Tisch für die bedeutenden Personen, welche die Souveräne begleiteten.

Der Hof hatte die Tänzer und Tänzerinnen von der Pariser Oper berufen; das Personal des kaiserlichen Theaters war verstärkt worden und die berühmtesten Schauspieler Deutschlands hatten in neuen, der allgemeinen Freude des Augenblicks angepaßten Stücken die Pflicht, das Vergnügen stets in Atem zu erhalten.

Der Kaiser Franz hatte in seinem Palast seine erhabenen Besucher aufgenommen. Man zählte damals zwei Kaiser, zwei Kaiserinnen, vier Könige, eine Königin, zwei Kronprinzen, der eine ein kaiserlicher, der andere ein königlicher, zwei Erzherzoginnen und drei Prinzen, die in der Burg wohnten. Die junge Familie des Kaisers war genötigt gewesen, nach dem Schlosse zu Schönbrunn zu ziehen. Durch die Neuheit des Schau-




FRANZ DER ERSTE

Seiner Majestät Ersten Obersthofmeister dann Staats und Konferenz Minister
Herrn Fürsten zu Trauttmansdorf &c. &c.

unterthänigst gewidmet
von David Weiss



spieles angezogen, drängte sich stets eine Menge Menschen an den Zugängen der Burg, begierig, die Züge der Hauptpersonen bei einer Zusammenkunft zu sehen, welche in den Annalen der Geschichte einzig ist.

Die Wiener schienen stolz, und mit Recht, daß ihre Stadt zur Sitzung dieser großen Generalversammlung gewählt worden war. In der Tat war diese Vereinigung aller ersten Mächte in Europa in ein und derselben Stadt eines der außerordentlichsten Ereignisse aller Zeiten. Die Kongresse von Münster, Ryswik, Utrecht, waren nichts als Konferenzen der Bevollmächtigten gewesen. Man mußte drei Jahrhunderte zurückgehen, um einen gleichen Zusammenfluß von gekrönten Häuptern aufzufinden; im Jahre 1515 nämlich hatte Maximilian in derselben Stadt Wien die Besuche des Königs von Polen, von Ungarn und von Böhmen empfangen. Man erinnerte daran, daß diese Besuche damals die heilsamsten Folgen für Deutschlands Größe gehabt hatten.

Um von der Größe der Ausgaben des Wiener Hofes einen Begriff zu geben, genügt es, wenn man hört, daß der kaiserliche Tisch täglich 50 000 Gulden kostete: das hieß wahrhaft kaiserlich offene Tafel halten. Man kann sich daher nicht wundern, daß die durch die Festlichkeiten verursachten Kosten des Kongresses während der fünf Monate, die er gedauert, sich auf 40 000 000 Franken belaufen haben. Vertrug sich wirklich der ernste Zweck dieser großen Versammlung, die schwierige Lage der Umstände mit dieser fröhlichen Verschwendung gleich nach dem Ende eines Krieges, der alle Quellen des Reichtums und des Vergnügens erschöpft zu haben schien?

Wenn man zu den Ausgaben des Hofes noch die von mehr als 700 Abgeordneten hinzufügt, kann man sich

einen Begriff machen von dem ungeheueren Verbrauch der Stadt Wien und der Menge von Wechseln und Geld, die im Umlauf waren. Der Zufluß von Fremden war so stark, daß alle Gegenstände, besonders Brennholz, auf unglaubliche Weise im Preise gestiegen waren. Daher sah sich auch die österreichische Regierung in die Notwendigkeit versetzt, allen ihren Beamten Gehaltszulagen und Entschädigungen zu bewilligen.

Die Einbildungskraft erschöpfte sich, jeden Tag neue Feste zu veranstalten: Banketts, Konzerte, Jagdpartien, Maskenbälle, Karussells. Nach dem Beispiele des Hauptes ihrer hohen Familie hatten sich alle östereichischen Prinzen in die Rollen geteilt, um auf würdige Weise ihren edlen Gästen die Honneurs von Wien zu machen. Man war so darauf bedacht, die Reihe von Vergnügungen nicht zu stören, daß der Hof nicht einmal Trauer für die Königin Marie Caroline von Neapel[1]) anlegte, und dennoch hatte diese letzte Tochter Maria Theresias ihr bewegtes Leben schon vor dem Einzug der Souveräne in Wien beschlossen. Man vermied es, ihr Ableben offiziell zu notifizieren: man wollte die Vereinigung zu Sorglosigkeit und Freude nicht durch düstere Farben trüben lassen.

Nichts kommt der Vertraulichkeit gleich, in welcher die Souveräne unter sich lebten. Sie studierten ordentlich darauf, sich gegenseitig Freundschaft, Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit zu beweisen. Sie sahen sich jeden Tag und stets mit der herzlichen Offenheit, welche des Zeitalters der Ritterlichkeit würdig war. Wollten sie durch dieses edle Benehmen alles entkräften, was man über die Mißverständnisse, die ehrgeizigen

1) Marie Caroline, geb. 1752, die erbittertste Feindin Napoleons, starb am 3. September 1814.

Absichten, die Berechnungen persönlichen Vorteils gesagt hat, die gewöhnlich auf den Kongressen der Könige herrschen? Oder waren sie nicht vielmehr entzückt von einer Art des Lebens, einer Brüderlichkeit, die so sehr mit den sonstigen Gewohnheiten ihrer Höfe kontrastierte?

Um den Verlegenheiten des Zeremoniells und der Fragen über den Vorrang zu entgehen, beschlossen sie einstimmig, daß das Alter allein maßgebend sein solle, sowohl beim Eintritt wie beim Ausgang aus den Zimmern, auf den Spazierritten wie den Spazierfahrten. Dem Kaiser Alexander verdankt man, wie man sagt, die erste Anregung dieser Maßregel. Demgemäß wurde der Rang nach den Jahren auf folgende Weise festgestellt:

1. Der König von Württemberg, geboren i. J. 1754.
2. Der König von Bayern, geboren i. J. 1756.
3. Der König von Dänemark, geboren i. J. 1768.
4. Der Kaiser von Österreich, geboren i. J. 1768.
5. Der König von Preußen, geboren i. J. 1770.
6. Der Kaiser von Rußland, geboren i. J. 1777.

Aber diese Rangordnung wurde nur bei den Lustbarkeiten befolgt; bei den offiziellen Beratungen des Kongresses erschienen die Souveräne nicht in Person.

Eine ihrer ersten Höflichkeiten war, daß sie sich gegenseitig die Großkreuze ihrer Orden gaben. Man konnte sich kaum zurechtfinden unter allen diesen Dekorationen von allen Formen und Benennungen, von den Kalenderheiligen an bis zu den seltsamsten Titeln, wie: der Elephant, der Phönix, der schwarze, rote und weiße Adler, das Schwert, der Nordstern, der Löwe, das Vlies, das Bad (Bath) usw. Das war ein Austausch, der ein Vorspiel bildete zu wichtigeren, Geschenken

von Königreichen, Provinzen oder einer gewissen Anzahl Seelen. Man erwähnte außer anderen Zeremonien dieser Art besonders die, welche stattfand, als der Lord Castelreagh[1]) von seiten seines Souveräns dem Kaiser von Österreich den Hosenbandorden zustellte. Der Prinz von Ligne, welcher einer der Zuschauer dabei war, sagte mir, daß diese Feierlichkeit mit vieler Würde und Pracht vollzogen worden sei. Sir Isaak Heart[2]), der erste Waffenherold des Ordens, war eigens dazu von London abgesendet worden. Er bekleidete den Kaiser mit jedem einzelnen Stücke des Kostümes des Ordens und umgürtete ihn mit dem so ehrgeizig begehrten Hosenbande; darauf überreichte ihm Lord Castlereagh die Ordensstatuten. Um sich für diese Courtoisie zu bedanken, beeilte sich der Kaiser, den Prinzregenten[3]) und den Herzog von York[4]), seinen Bruder, zu Feldmarschällen zu ernennen.

Nachdem auf dem Gebiete der Orden alles erschöpft

1) Robert Stewart, Vicomte Castlereagh, später Marquis von Londonderry, englischer Staatsmann, geb. 1769, gest. 1828 durch Selbstmord, Anhänger der Politik von Pitt und Gesandter in Irland im Jahre 1797, sodann trat er in das Kabinett Fox als Kriegs- und Kolonialminister und war seit 1807 der Leiter der englischen Politik. Er war der erbittertste Gegner der Revolution und Vertreter der Reaktion, ein herzloser Mann gegen die Interessen des Bürgers und kleinen Mannes. Als Redner war er bedeutend, unterlag aber hierin doch seinem Gegner Canning, mit dem er sich im Jahre 1806 duellierte. Für die sogenannte heilige Allianz opferte er sich indessen ganz auf. Allgemein verhaßt, verübte er in einem Anfalle von Geistesstörung Selbstmord.

2) Schönholz (Traditionen, 1844, II, S. 83) schreibt in seiner Schilderung des Wiener Kongresses: „Der Wappenkönig Hard (sic) noch rüstig und frisch unter der Last des höchsten Alters.“

3) Georg IV. (1762—1830), seit 1811 Prinzregent für seinen Vater Georg III.

4) Friedrich Herzog von York (1763—1827), österreichischer Feldmarschalleutnant.

war, begannen die Herrscher sich Regimenter in ihren Armeen zu verleihen. War das Geschenk einmal gemacht, so hielt man es für Ehrenpflicht, sich sofort in der Uniform des verliehenen Regimentes zu zeigen. Man beeilte sich, das Muster der Uniform zu verschaffen: denn es durfte nicht das geringste fehlen. Daher setzten sich sogleich die Schneider mit den Lieblingsadjutanten in Bewegung, begaben sich zu dem Aufbewahrer der kostbaren Uniformen und studierten alles bis ins geringste Detail; dann begann die Arbeit, eine ganz friedliche Arbeit unter kriegerischem Anscheine, und erreichte ihre Endschaft mit einem vollständigen Anzuge vom Sporn am Stiefel bis zum obligaten Helmbusch.

So verlieh der Kaiser von Österreich seinem Bruder Alexander von Rußland das Regiment Hiller und dem Kronprinzen von Württemberg die Blackensteinschen Husaren. Alexander erwiderte dies durch eines seiner kaiserlichen Garderegimenter und um zu zeigen, welchen Wert er dem empfangenen Geschenke beilegte, wollte er selbst seinen neuen Soldaten ihre Fahne überreichen. Diese Fahne war von der Kaiserin von Österreich prachtvoll gestickt und trug die Devise: Unauflöslicher Bund zwischen den Kaisern Alexander und Franz. Das Regiment war auf einem von den Rasenplätzen des Praters in Schlachtordnung aufgestellt: eine unabsehliche Volksmenge drängte sich rings umher. Nachdem Alexander die Fahne aus den Händen der Kaiserin von Österreich empfangen, näherte er sich den Soldaten und zeigte sie ihnen. „Soldaten“, sagte er, „erinnert euch, daß ihr für ihre Verteidigung sterben sollt, für die Verteidigung eures Kaisers und eures Obersten Alexander von Rußland“.

Man begreift, daß dergleichen Anreden, die Worte von dem Zaren, der damals so schön als ritterlich aussah, sowohl die Soldaten, zu denen er sprach, als auch die zahlreichen Zuschauer, die es mit anhörten, begeistern mußten.

Am nächsten Tage nach dieser Feierlichkeit begab er sich zu Fuß zu dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg in seiner neuen Oberstenuniform, und ohne jeden anderen Orden als das metallene Kreuz des Militärordens der österreichischen Armee. Um den General Hiller[1]) für den Verlust seines Titels zu entschädigen, machte er ihm ein Geschenk von 10 000 Gulden und gab jedem Offizier außerdem 1000 Gulden.

Die Gewohnheiten der Monarchen waren die einfacher Privatleute. Man sah es ihnen an, daß sie es liebten, sich dem Zwange der Etikette zu entziehen. Häufig begegnete man dem Kaiser von Österreich und dem Könige von Preußen in bürgerlicher Kleidung untergefaßt auf den Straßen. Alexander ging ebenfalls häufig mit dem Prinzen Eugen spazieren.

Unter sich statteten sie einander Visiten ab und überraschten sich gegenseitig wie alte gute Freunde: es war mit einem Worte eine königliche Kameradschaft. Alexander und der König von Preußen sannen sich aus, den Kaiser Franz an seinem Namenstage bei seinem Lever zu überraschen, und überreichten ihm, der eine ein Hauskleid mit Marderzobel gefüttert, der andere ein Waschbecken und eine Kanne von Silber der vorzüglichsten Berliner Arbeit. Diese Szenen häuslicher Vertraulichkeit machten im Publikum bald die Runde und bildeten den Gegenstand aller Tagesgespräche.

1) Johann Freiherr v. Hiller (1754—1819), österreichischer General, der sich namentlich bei Aspern und Wagram auszeichnete.

Unter den Monarchen zeichneten sich besonders aus: der König von Bayern, der König von Dänemark und der Kaiser von Rußland; der erstere durch seine Güte, der zweite durch seine Feinheit und seine treffenden Einfälle, der dritte durch seine Ritterlichkeit und seine Leutseligkeit. Von allen fremden Fürsten besuchte Friedrich von Dänemark mit der größten Ausdauer die Denkwürdigkeiten und die öffentlichen Anstalten und hinterließ überall Spuren seiner Freigebigkeit. Was Alexander anbetrifft, so versäumte er keine Gelegenheit, die Anmut zu entfalten, welche ihm alle Herzen gewann.

Auf einem Spazierritte im Prater wollte der Kaiser von Österreich absteigen und suchte mit den Augen jemanden von seinem Gefolge, aber vergeblich. Durch die Volksmassen von ihm abgeschnitten, konnten seine Stallmeister ihn nicht sehen. Alexander errät seine Absicht, springt rasch von seinem Pferde und beeilt sich, seinem Kollegen hilfreiche Hand zu bieten: so hatte einst der große Friedrich Joseph dem II. den Steigbügel gehalten[1]). Bei diesem Anblick brach man von allen Seiten in freudigen Jubel aus und es zeigte sich, wie sehr die Menge Alexander für die anmutige Aufmerksamkeit Dank wußte.

Ein andermal drängte sich bei einer Revue eine zahlreiche Menge von Neugierigen um ihn, bemüht, seine Züge nahebei zu sehen. Ein Landbewohner besonders machte sich durch seinen Eifer bemerklich. Alexander bemerkte, wie er die wogende Zuschauermenge zu teilen suchte und näherte sich ihm.

„Guter Freund“, sagte er zu ihm, „Sie haben gern den Kaiser von Rußland sehen wollen, sehen Sie mich an und erzählen Sie dann, daß Sie mit ihm gesprochen“.

1) Entweder 1769 in Neiße oder 1770 in Neustadt in Mähren.

Für die Fremden war ein so gefälliges, von steten Festen durchwebtes Leben ein Leben voller Wonne. Um die denkwürdige Vereinigung angemessen zu feiern, schien Wien noch jede Art von Genüssen, die es gewöhnlich darbietet, übertreffen zu wollen. Im Mittelpunkte des südlichen Deutschlands gelegen, erscheint diese Stadt wie ein Born von Sorglosigkeit und Ruhe inmitten der ernsten wissenschaftlichen und philosophischen Bestrebungen der benachbarten Länder. Ganz der Sinnenlust ergeben besteht ihre Existenz in Festen, Gastereien, Tanzen und vor allem in Musik. Den vortrefflichen Ungarwein noch zu Hilfe nehmend, lebt sie und läßt sich in dem süßen Wohlbehagen materiellen Genusses regieren. Wenig oder gar nicht von fremden Ideen angesteckt, wälzt sich die Nation in ihrem alten politischen Systeme fort, das geheim ist, ohne das Gehässige der venezianischen Angeberei zu haben, das aber nichtsdestoweniger zu demselben Resultate führt: das Wohlbefinden des einzelnen in der Ruhe des Ganzen.

Der Fremde ist in Wien wohl aufgenommen: er findet bei Privatleuten herzliche Gastfreiheit, bei den Behörden Offenheit und Wohlwollen. Dagegen verlangt man von ihm nur eine Sache: nämlich, daß er sich enthalte, gegen die Regierung zu sprechen oder zu handeln.

„Genießen Sie", sagt man zu ihm, „alle Annehmlichkeiten, die Sie umgeben; vergnügen Sie sich in unseren reichen, reizenden Gegenden; besuchen Sie die Theater, unsere Kasinos, unsere Bälle. Aber lassen Sie keine politischen Betrachtungen unsere Lustbarkeiten, unsere Ruhe trüben. Enthalten Sie sich aller Kritiken, die Ihr Wohlbefinden nicht vergrößern, dem unsrigen aber schaden würden."

Unter diesen Bedingungen verleugnet sich die gute



Die große Redoute am 2. Oktob. 1814.
(Nach einem Original von Höchle.)



Aufnahme niemals; aber wehe dem Fremden, welcher diese Gesetze der Vorsicht überschreitet: sogleich empfängt er ein kleines Billett, welches ihn höflichst bittet, am anderen Tage zu dem mit der Polizei beauftragten Beamten mit heranzukommen. Mit dem sanftesten Ton insinuiert man ihm, daß seine Pässe nicht in Ordnung und seine Geschäfte beendet seien. Vergebens protestiert er, beruft sich auf seine Anhänglichkeit an alle Regierungen, sagt, daß er nur darauf denke, sich das Leben angenehm zu machen. Alles ist unnütz, er muß reisen.

Von dieser Art ist gewöhnlich die Wiener Polizei. Aber man kann sich denken, daß zur Zeit des Kongresses inmitten so vieler politischen Fragen, so gespannter Interessen es schwierig gewesen wäre, politische Erörterungen und Unterhaltungen zu verbieten. Glücklicherweise fand die österreichische Regierung in den Zerstreuungen des Vergnügens einen mächtigen Bundesgenossen. Die Wahrheit zu sagen, beschäftigte man sich wenig mit diplomatischen Disputen. Mit Ausnahme einiger Müßiggänger oder Neuigkeitskrämer, welche den Graben zum Rendezvous und zur Rednerbühne gewählt hatten, war die Gesellschaft von den Belustigungen jedes Tages in Anspruch genommen und von den Vorbereitungen zu den Festlichkeiten zum folgenden.

Das undurchdringlichste Geheimnis verhüllte die Verhandlungen, welche in der Staatskanzlei gepflogen wurden. Herr von Metternich führte dabei das Präsidium. Seine Kollegen hatten ihm diese Ehre eingeräumt, um sich für die gefällige Gastlichkeit dankbar zu bezeigen, deren Gegenstand sie waren. Aber man war dahin übereingekommen, daß daraus keine Art von Suprematie

zugunsten des österreichischen Kabinetts erwachsen solle. Die Bevollmächtigten waren: für Rußland: der Graf Nesselrode[1]) und der Freiherr von Stein[2]); für Frankreich: der Fürst Talleyrand und der Herzog von Dalberg; für Preußen: der Fürst Hardenberg; für Österreich: Herr von Metternich; für Bayern: der Fürst Wrede[3]); für Württemberg: der Graf Wintzingerode[4]); für Spanien: der Chevalier Labrador[5]); für Portugal: der

1) Graf Karl Robert Nesselrode (1780—1862), einer der bedeutendsten russischen Diplomaten. Nachdem er mehrere Gesandtschaftsposten eingenommen, wußte er das Vertrauen Alexanders I. zu gewinnen, wurde in die Staatskanzlei gerufen und teilte mit Capo d'Istria die Leitung der auswärtigen Politik. Er war das Haupt der Koalition gegen Napoleon und spielte dementsprechend eine große Rolle bei dem Wiener Kongreß. Unter Nikolaus I. behielt er seine Funktionen und hatte einen großen Einfluß auf das junge Griechenland. Er war es auch, der Rußland im Jahre 1848 zugunsten Österreichs eingreifen ließ.

2) Karl Freiherr von Stein, geb. 1757, der Wiederhersteller deutscher Ehre. In preußischen Staatsdiensten, wurde er 1796 Oberpräsident der westfälischen Kammern. Nach dem Unglück von Jena nahm er die Umbildung der inneren preußischen Staatsverwaltung in die Hand, wurde aber schließlich von Napoleon geächtet, floh nach Österreich und Rußland, wo er ein Hauptwerkzeug für die Befreiung Europas wurde. Nach den Befreiungskriegen wurde er wegen seiner liberalen Ideen kalt gestellt und starb zurückgezogen im Jahre 1831. Er war einer der größten deutschen Charaktere.

3) Karl Philipp Fürst Wrede (1767—1838), bayrischer Reichsrat und Feldmarschall von Verdienst. Er war es, der sich Napoleon bei Hanau entgegenstellte, als Bayern sich der Koalition angeschlossen hatte. Auf dem Wiener Kongreß bewies er sich als gewandter Diplomat.

4) Heinrich Levin Friedr. Karl Reichsgraf von Wintzingerode (1778—1856) fungierte als württembergischer Gesandter nacheinander zu Karlsruhe, München, Paris, Petersburg, Wien, sowie im Hauptquartier der Verbündeten während der Feldzüge von 1814 bis 1815. Er war ein Verteidiger liberaler Grundsätze.

5) Pedro Gomez Marquis von Labrador, spanischer Diplomat, gest. 1850 zu Paris (Öttinger, Moniteur).

Herzog von Palmella[1]); für Sizilien: der Kommandeur Alvaro Ruffo[2]); und für Neapel: der Herzog von Campochiaro[3]). Was sich in diesen geheimen Sitzungen der verdienten Diplomaten begab? Das zu besprechen, gehört nicht zu meiner Rolle: die Nachwelt wird die ernsten Resultate zu würdigen haben.

Die Souveräne indessen verwandten ihre Vormittage auf Revuen, Paraden, Jagdpartien, teils im Prater, teils in ihren königlichen Wohnungen: alle Tage jedoch vereinigten sie sich eine Stunde vor Tisch und man hielt dafür, daß sie dann die Gegenstände besprachen, mit denen sich ihre Bevollmächtigten beschäftigt hatten. Will man der Bosheit des Publikums glauben, befand sich oft die Politik bei den erhabenen Debatten dieses Olymps im Hintertreffen; die Verkündigung einer neuen Lustbarkeit schlich sich mitunter ein. Die Geschäfte waren dann sogleich enttront und die Götter wurden einfache Sterbliche.

Unter allen Festen des österreichischen Hofes waren die glänzendsten ohne Widerspruch die großen Redouten, welche im Kaiserpalast stattfanden. Dem Prinzen von Ligne verdankte ich es, daß ich der kleinen Redoute beigewohnt hatte, welche bei dem Einzug des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen gegeben worden war. Bei diesen Vereinigungen trugen die

1) Don Pedro, Herzog von Palmella (1786—1850), hervorragender portugiesischer Staatsmann, der wiederholt an leitender Stelle stand.

2) Alvaro Ruffo-Scaletta, langjähriger Gesandter Siziliens in Wien (s. Helfert, Königin Karolina von Neapel, s. Index).

3) Der Herzog von Campochiaro war unter der französischen Herrschaft in Neapel abwechselnd Minister für Haus und Domänen, Gesandter im Haag, in Paris, Polizeiminister und schließlich Vertreter im Hauptquartier der Verbündeten (s. Helfert, Königin Karolina usw., s. Index).

Monarchen die Maske oder hüllten sich in ein Inkognito. Bei den großen Redouten aber erschienen sie in all ihrem Glanze, mit allen ihren Orden geschmückt und die Prinzessinnen von allen ihren Brillanten umstrahlt.

Ich hatte nicht auf die erste große Redoute[1]) gehen können, desto lebhafter wünschte ich der zweiten beiwohnen zu können. Wieder war es der vortreffliche Prinz von Ligne, der es übernahm, mir den Zutritt zu verschaffen und mein Führer zu sein. Wir begaben uns nach der Burg. Die Souveräne waren noch nicht eingetreten: ich hatte also Zeit, meine Augen an dem seltenen Anblick zu weiden, der sich mir darbot. Niemals gab es eine blendendere Vereinigung des Luxus, von Schmuck, von Reichtum und Verschiedenartigkeit der Kostüme und von berühmten Personen.

Zu dem großen Redoutensaale hatte man zwei kleinere Säle, durch eine Galerie nebeneinander verbunden, hinzugenommen; der kleine Redoutensaal war gleichfalls offen; ferner war die kaiserliche Reitbahn, welche ein Meisterstück der Baukunst ist, für die Tänze eingerichtet worden. Es wäre ein nutzloses unmögliches Bestreben, alle Einzelheiten der inneren Ausschmükkung aufzuzählen. Erstlich bedeckte eine Menge von Blumen und seltenen Gewächsen alle Treppen und Galerien, eine Orangenallee führt zu dem Hauptsaale; ungeheuere Kandelaber mit Wachskerzen zwischen die Kübel der Bäume gestellt, und Kronleuchter mit tausenden von glänzenden Kristallstücken verbreiteten ein phantastisches Licht durch das Gezweige der schönen Bäume und ließen die Blüten hervortreten, mit denen

1) Die erste große Redoute fiel auf den 2. Oktober, wahrscheinlich war er auf dem bal paré am 9. Oktober.

sie besät waren. Der kleine Redoutensaal war mit Blumenvasen verziert, in welchen die schönsten Farben abwechselten und ihm den Anblick eines Feengartens gaben. Die Tapeten waren von schönem weißen Seidenstoff, der durch Verzierungen von Silber gehoben wurde. Die Sessel prangten von Sammt und Gold. 7000 bis 8000 Kerzen verbreiteten einen Glanz, der heller war als das Licht des Tages. Endlich gaben die Melodien von mehreren Orchestern dem wunderbaren Anblick noch einen Zauber mehr.

In dem Gebäude der Reitbahn war eine Estrade für die Monarchen eingerichtet, mit Trophäen und Standarten geziert und wie der große Saal mit einer Tapete von weißer Seide und silbernen Franzen drappiert.

Welche unerhörte Verschiedenheit der Uniformen! Welche Menge von Orden und Dekorationen! Aber vor allem, welche Vereinigung von schönen Frauen! Wenn Europa in diesem Augenblicke in Wien durch Berühmtheiten aller Art vertreten war, so war die Schönheit gewiß dabei nicht zu vergessen. Niemals zählte eine Stadt in ihren Mauern so viele bemerkenswerte Damen als Österreichs Hauptstadt während der sechs Monate des Kongresses.

Eine Fanfare von Trompeten ließ sich hören: die Souveräne traten ein, die Kaiserinnen, Königinnen, Erzherzoginnen führend. Nachdem sie unter allgemeinem Zurufe durch alle Säle gegangen waren, begaben sie sich in den der Reitbahn und nahmen auf der Estrade Platz. In der ersten Reihe bemerkte man die Kaiserin von Österreich und die von Rußland, die Königin von Bayern [1]), die Großherzogin von Olden-

1) Friederike Wilhelmine Karoline, Prinzessin von Baden, geboren 1776.

burg[1]), die vielgeliebte Schwester Alexanders, deren Ähnlichkeit mit ihrem Bruder überraschend ist, dann die Erzherzogin Beatrix[2]) und die Großherzogin von Weimar[3]).

Auf den Bänken zur Rechten und Linken hatten alle Damen Platz genommen, die sich in diesem Augenblicke das Szepter der Eleganz und Schönheit streitig machten, die Prinzessin von Thurn und Taxis[4]), die Gräfin Bernstorff[5]), die Prinzessin von Hessen-Philippsthal[6]), eine stolze ernste Schönheit, ihre beiden Töchter, die schon versprachen, in die Fußstapfen der Mutter einzutreten, die Gräfin Therese Apponyi[7]) mit dem hohen

1) Katharina (1788—1819), zuerst mit dem Prinzen von Oldenburg vermählt, der 1812 starb, sodann 1816 mit König Wilhelm I. von Württemberg.

2) Erzherzogin Beatrix von Este (1750—1820), vermählt mit Erzherzog Ferdinand (1754—1806), sie war die Mutter der Kaiserin Maria Ludovika. Sie und ihre Tochter gehörten zur Kriegspartei.

3) Marie Pawlowna, die Schwester Alexanders I., geb. 1786, seit 1804 mit Karl Friedrich von Sachsen-Weimar vermählt.

4) Therese Mathilde Amalia, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, geb. 1773, vermählt seit 1789 mit dem Fürsten Karl Alex. v. Thurn und Taxis, sie war die Schwester der Königin Louise von Preußen.

5) Gräfin Elise von Bernstorff, geb. Gräfin von Dernath (1789 bis 1867), Frau des Grafen Christian von B., der ursprünglich in dänischen, dann in preußischen Diensten als Minister des Auswärtigen stand. Man hat von ihr Memoiren (Berlin, Mittler, 1896, 2 Bde.), die sich auch vielfach mit dem Wiener Kongreß beschäftigen. Nostiz, l. c., S. 196 sagt: „Unter den fremden Damen ragt durch Größe die Gräfin Bernstorff vor den anderen hervor. Sie hat Jugend und die Frische der Abendbeleuchtung, ist jedoch ohne Grazie, so dänisch in die Höhe getrieben."

6) Es kann nur die Frau des Landgrafen Ernst Konstantin von Hessen-Philippsthal gemeint sein, der aber erst am 27. Oktober eintraf. Caroline Wilhelmine Ulrike Eleonore war indessen noch eine junge Frau (geb. 1793) und hatte damals nur ein kleines Kind. Scheint ein böser Irrtum des Verfassers zu sein.

7) Therese Apponyi, geb. Gräfin Nogarola, geb. 1790, seit 1808 mit Grafen Anton Apponyi vermählt.

Wuchse und den ausdrucksvollen Augen, die Fürstinnen Sapieha und Liechtenstein[1]), bei denen sich regelmäßige Schönheit mit einem sanften Ausdrucke vereinte, Gräfin Kohary[2]), die Fürstinnen Paul Esterházy[3]) und Bagration[4]), die Töchter des Admirals Sir Sidney Smith[5]),

1) Fürstin Josephine Sophie Liechtenstein, geb. Landgräfin Fürstenberg (1777—1836).

2) Über sie schreibt Nostiz, l. c., S. 153: „Unter den hiesigen jungen Mädchen zieht die junge, recht hübsche Gräfin Cohary das Verlangen auf sich, weil sie 500000 Gulden vom Vater einst erbt.“ Es handelt sich um Marie Ant. Gabr. Kohary, geb. 1797, seit 1816 mit Ferd. Georg Aug. von Koburg verheiratet.

3) Therese Esterházy, geborene Thurn und Taxis, die „beauté étonnante“, wie sie Alexander nannte. Nichte der Königin Louise von Preußen, geb. 1794, seit 18. Juni 1812 mit Paul III. Esterházy, vermählt, gestorben 1876. Ihr Gatte (über ihn später) war als Wüstling und Verschwender bekannt. — Nostiz schreibt sehr pikant über sie (l. c., S. 146): „Die junge Prinzessin Taxis, die Gemahlin von Paul Esterházy, ist ein neuer Stern an dem Wiener Firmament. Sie ist ein junges verlangendes Weibchen mit brennenden Augen und starkem Gliederbau, oft gelangweilt, weil sie zu wünschen scheint; dann wendet sie sich zu dem kleinen Karl Liechtenstein, den ihre Hand und ihre Augen immer zu finden wissen. Wenn der junge Mensch von der Freude der ersten Überraschung sich erholt haben wird, dann mag das Verlangen wohl Mittel schaffen und Paul wird in den großen Männerorden an- und aufgenommen, zu dem er jetzt, als junger Greis, sich herrlich vorbereitet mit dem wackligen Gestell des Geistes und Körpers.“ Paul wurde gleichwohl 80 Jahre alt.

4) Über sie später.

5) Über Sidney Smith später. Über seine Töchter schreibt Nostiz u. a. (l. c., S. 147): „Lady Rumboldt ist an Sir Sidney Smith verheiratet und hat zwei reizende Töchter. Auch ein fremdartiges Geschlecht mit anderen Kleidern und Sitten; doch die Schönheit der jüngsten Tochter möchte jedes Land als einen herrlichen Besitz sich aneignen. Das Mädchen hat ein Fell wie weißer Sammet, auf dem die Morgenröte glüht, Zähne wie Perlen, einen Mund wie Rosen, einen Fuß wie in Paris, einen Wuchs hoch und voll wie in Alt-England, und ein Paar Augen, die immer sagen: komm' her! Der Prinz August von Preußen ist dem Rufe auch gefolgt, mit aller Hast und Geschäftigkeit seines eiteln Strebens. Das Mädchen hat

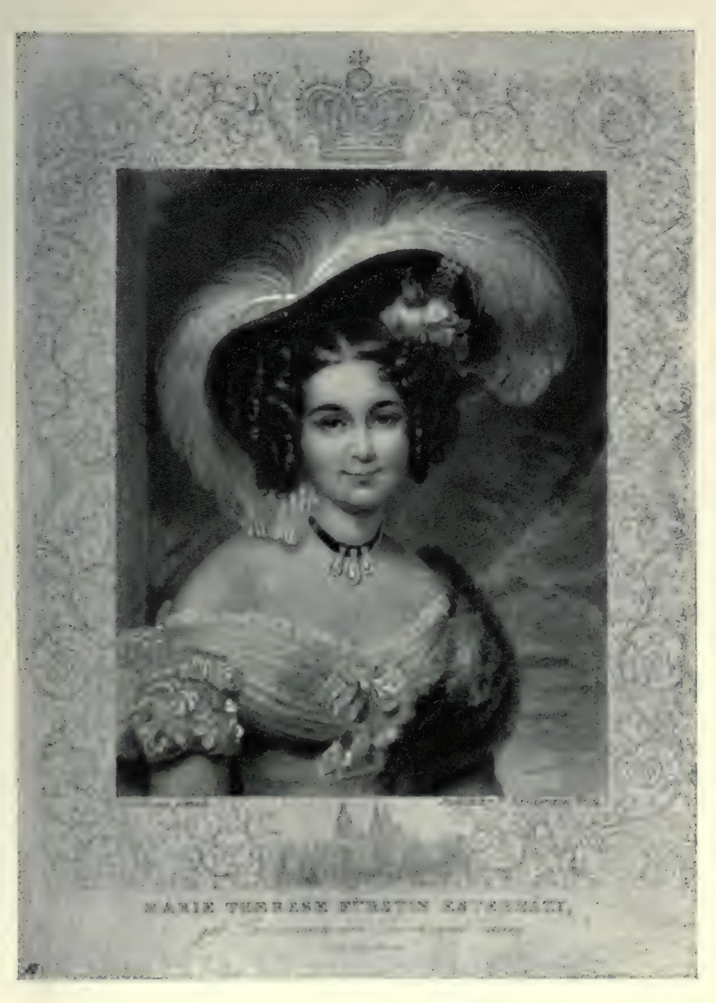
Gräfin Zamoyska, geborene Czartoryska[1]), groß, blond, von blendendem Teint, alle Nuancen der polnischen Schönheit in sich vereinigend, und endlich noch viele andere, deren Namen und Bild sich noch oft in diesen Erinnerungen wiederholen wird.

Indessen sah man beim Klange einer lebhaften hüpfenden Musik eine Gruppe maskierter und verkleideter Kinder eintreten, welche eine venetianische Pantomime ausführten, die mit einem allgemeinen Ballette endete. Die ausdrucksvollen Bewegungen dieser jungen Tänzer schienen den hohen Zuschauern das größte Vergnügen zu gewähren.

Nach dem Weggehen der Souveräne begannen die Orchester Walzer zu spielen. Alsobald schien eine elektrische Bewegung sich der ganzen zahllosen Versammlung mitzuteilen. Deutschland ist das Vaterland des Walzers; in diesem Lande und besonders in Wien hat dieser Tanz, Dank dem musikalischen Gehöre der Einwohner, all den Reiz bekommen, der ihm eigen ist; man muß es dort mit ansehen, wie der Herr seine Dame nach dem Takte unterstützt und in dem wirbelnden Laufe hebt und diese dem süßen Zauber sich hingibt und eine Art von Schwindel ihrem Blick einen unbestimmten Ausdruck verleiht, der ihre Schönheit vermehrt. Man kann aber auch kaum die Macht begreifen, die der Walzer ausübt. Sobald die ersten Takte sich hören lassen, klären sich die Mienen auf, Augen beleben sich, ein Wonnebeben durchrieselt alle. Die an-

diese falsche Münze nicht gekannt, die Fürsten meistens ausgeben, und nun, da das Gepräge sich abgreift, ist sie trostlos über den schlechten Handel, da sie echte Ware daran gesetzt hat.“

1) Gräfin Sophie Zamoyska, geb. Czartoryska, geb. 1778, gest. 1837, vermählt seit 1798 mit Graf Stanislaus Zamoyski, Präsident des polnischen Senates.



La beauté étonnante.



mutigen Kreisel bilden sich, setzen sich in Bewegung, kreuzen sich, überholen sich, während die Zuschauer, welche das Alter zur Untätigkeit verdammt, den Takt und den Rhythmus mit dem Fuße markieren, in Gedanken und in der Erinnerung noch in dem Vergnügen schwelgend, das ihnen versagt ist.

Man mußte diese hinreißend schönen Frauen sehen, ganz von Blumen und Diamanten strahlend, durch diese unwiderstehliche Musik fortgezogen, auf den Arm ihrer Tänzer sich lehnend und glänzenden Meteoren gleich; die glänzende Seide, die leichte Gaze ihrer Kleidung folgte der Bewegung und zeichnete lieblich wogende Wellenlinien, und dann endlich: diese Art von ekstatischer Wonne, welche ihr reizendes Antlitz atmete, wenn die Ermüdung sie nötigte, die luftigen Regionen zu verlassen und von der Erde neue Kräfte zu fordern. Diese Lust endete erst mit der Nacht, erst die Strahlen der aufgehenden Sonne schienen dieser so belebten, blendenden Gesellschaft ein Ziel setzen zu können.



# IV

Die Salons der Gräfin Fuchs. — Der Prinz Philipp von Hessen-Homburg. — Verkündigung eines Karussells. — Der General Graf Witt. — Der Empfehlungsbrief oder der Dichter als Beamter.

Ich schreibe nur Erinnerungen und begnüge mich mit der flüchtigen Form eines Journals, zufrieden, wenn in diesen Skizzen der Gesellschaft zu einer denkwürdigen Zeit man das einzige Verdienst findet, um das ich buhle, vollkommene Ähnlichkeit der Personen und Wahrheit der Handlung.

Unter den ausgezeichneten Frauen der österreichischen Gesellschaft glänzte die schöne Laura Gräfin Fuchs[1]), der die zahlreichen Gäste in Wien zur Zeit des Kongresses das dankbarste Andenken bewahrt haben. Anmutig und geistreich gab diese Dame einen hohen Begriff von der Artigkeit ihres Landes. Die Fremden

1) Über die durch ihre physischen Reize ebenso wie durch ihre gesellschaftlichen Vorzüge verherrlichte Gräfin Laura Fuchs schreibt Nostiz l. c., S. 144 f: „Die arme Lory Fuchs sträubt sich gegen das Altwerden und ihr Kampf würde weniger verzweifelnd sein, wenn zu Hause die Kassen voll Geld oder voll Papier wären, das sich noch besser ausgibt und ihre Abendzirkel fangen an weniger besucht zu werden." Die Gräfin Bernstorff konstatiert, (l. c., I, S. 165), daß in die Gräfin Fuchs, die eine Schwester der Gräfin Plettenberg war, alle Herren verliebt sind. Gräfin Fuchs starb am 29. Juni 1842, ihren Tod teilte (s. später) der Prinz Philipp von Hessen-Homburg dem Verfasser schmerzbewegt mit. Gräfin Fuchs, eine geb. Gräfin Plettenberg, geb. 1786, war auch die bekannte Vertraute von Gentz, der sie den „klaren Engel" nennt und sehr verliebt in sie war (s. Guglia, Friedr. v. Gentz S. 22 ff.).

hielten es für eine Ehre, bei ihr Zutritt zu haben. 1808 und 1812 hatte ich, so wie die wenigen Franzosen, die damals in Wien waren, die wohlwollendste Aufnahme bei ihr gefunden. Unter den Personen, welche ihre gewöhnliche Gesellschaft ausmachten und alle ihre Freundinnen waren, bemerkte man die Gräfin Plettenberg, ihre Schwester, Gemahlin des regierenden Grafen dieses Namens; die Herzoginnen von Sagan[1]) und Acerenza[2]) und Madame Edmund von Perigord[3]), durch

1) Wilhelmine, Herzogin von Sagan (1781—1839), dreimal verheiratet und geschieden (mit Rohan, Trubetzkoi und Schulenburg), eine sehr galante Dame ihrer Zeit, wie ihre Schwestern. Sie war die Geliebte Metternichs, der ihr dann von der Bagration weggefischt wurde.

2) Johanna (1784—1871), seit 1801 mit Frz. Pignatelli, Herzog von Acerenza verheiratet, 1819 geschieden. Sie war schon als junges Mädchen mit ihrem Musiklehrer durchgegangen und war auch die Geliebte von Friedr. v. Gentz.

3) Dorothea (1793—1862), vermählt 1809 und getrennt 1838 mit Herzog Edm. Talleyrand-Perigord. — Nostiz l. c., S. 145 f. schreibt über diese Löwinnen der Gesellschaft sehr interessant: „Die Prinzessinnen von Kurland waren mir stets zuwider. Sonst waren sie nur Weiber und machten ihr Geschlecht mit der vollen Lebhaftigkeit ihres Blutes geltend. Jugend, Wechsel des Lebens und Leichtigkeit in Verhältnissen machten diese hübschen Frauen gleich interessant, doch jetzt ist seit Jahren ihr munterer Lauf innerhalb der Grenzen Österreichs beschränkt worden. Sie haben sich aus Lebenslust zuerst an die Männer, später aus Überlegung an die Frauen und zugleich durch die Fügsamkeit ihres Geistes an die hiesigen Verhältnisse, die hiesige Denk- und Handlungsweise angeschlossen, daß man nun gar nicht mehr weiß, was die Damen eigentlich sind. Bald weibisch, bald herrisch, bald politisch, bald sentimental, bald ein wenig bigott, bald wieder frivol und das alles so launenhaft, so gelangweilt durcheinander, daß einem angst und bange um sie wird. Auch der lustige Lebenswechsel im Spiel der Gefühle hört auf, sich um diese Damen zu drehen und eine Solidité de gout macht sie alten Bekannten unkenntlich. Die Herzogin von Sagan als die beste, die klügste und auch die natürlichste, hat stets die meiste Festigkeit in ihrem Hange gezeigt. Jetzt ist nun seit Jahren der Fürst Windischgrätz ihr Herzens- und Liebesgetrauter. Eine Liaison ganz in der

Heirat Nichte des Fürsten Talleyrand, alle drei geborene Prinzessinnen von Kurland, die man die drei Grazien nannte; die Kanonissin Kinsky[1]) aus einer der berühmtesten Familien Ungarns; und unter den Berühmtheiten des Tages der Herzog von Dalberg[2]), einer der französischen Bevollmächtigten, der Marschall Wallmoden, die drei Grafen Pahlen[3]), der Prinz Philipp von Hessen-Homburg, der Fürst Paul Esterházy, später Österreichs Gesandter in England, der Prinz Eugen Beauharnais, der russische General Graf Witt[4]), Herr von Gentz, Sekretär des Kongresses und intimer Vertrauter des Herrn von Metternich, der General Nostiz[5]), der geistreiche Publizist Varnhagen[6]), der Dich-

Sphäre der großen Welt, ohne den Reiz irgendeines Opfers, einer Etourderie, eines Widerspruches, ganz alltäglich und ruhig hingehalten, was diese lebendige und entschlossene Frau sonst nicht hat. Jeanne langweilt sich mit einem Holländer, Borel, der vor acht Jahren hier ein junger frischer Ritter war, dem nun aber die angeborene Natur, das dicke Leben und die dumpfe Welt so zugesetzt haben, daß er allen Mut und alle Kraft verloren und jetzt noch auf Sofas und Stühlen herumliegt wie die Masken vom vorigen Fasching. Pauline hat sich nach langem Herumsuchen von beiden Teilen an Wallmoden fester und fester gehängt, der mit seiner phlegmatischen Tollheit die Frau rasend liebt."

1) Marianne Kinsky, geb. 1744, seit 1764 Witwe, sodann im Salesianerkloster, lebte noch um 1820.

2) Über Dalberg und die folgenden: Wallmoden, Paul Esterhazy, Gentz, Koreff später.

3) Der Name Pahlen erinnert an die russische Verschwörung von 1801, woran namentlich Peter Ludw. Graf von Pahlen tätigen Anteil nahm.

4) Witt war (s. später) ein Sohn aus der ersten Ehe der Sophie Potocka.

5) Karl von Nostiz, geb. 1781 in Dresden, Militär, ursprünglich in preußischen dann in russischen Diensten, seit 1824 russischer Generalmajor, sein Tod erfolgte 1838. Ihm verdankt man eine geistvolle Skizze des Wiener Kongresses (s. „Aus Karls v. Nostiz Leben. Dresden 1848").

6) Karl August Varnhagen von Ense (1785—1858), Schrift-

ter Carpani[1]), der Doktor Koreff, der Baron Ompteda[2]) ehemaliger westfälischer Minister in Wien, den der Sturz seines Souveräns ohne Ambassade gelassen hatte, und der nur als Liebhaber dem großen diplomatischen Sanhedrin beiwohnte.

Eine angenehme Fröhlichkeit belebte diese Gesellschaften. Niemals unterbrachen aufregende politische Erörterungen dieselbe, mit reizender Anmut legte die Gräfin ihren Freunden das Gesetz einer gegenseitigen Vertraulichkeit auf. So nannten sie denn auch mit Einstimmigkeit sie ihre Königin, ein Titel, den sie angenommen hatte und mit einer gewissen ernsthaften Würde trug.

Ich fand sie von ihrer Familie umgeben, die sich vergrößert und verschönert hatte, und von Freunden, welche ich schon vier Jahre früher bei ihr gesehen. Sie gab mir eine kurze Lebensbeschreibung von denselben. Das Glück hatte bei den schnellen Ereignissen der letzten Jahre keinen von ihnen vergessen; alle waren sie Generäle, Gesandte oder Minister geworden.

Besonders hatte ich den Prinzen von Hessen-Homburg[3]) gern, der damals noch nicht den hohen Rang

steller, Militär und Diplomat, vermählt mit der geistvollen Rahel, war sein Haus der Mittelpunkt des literarischen Lebens in Berlin.

1) Josef Carpani (1752—1825), italienischer Dichter, der für die Wiener Hoftheater verpflichtet war und zahlreiche Operntexte schrieb. Er starb auch in Wien.

2) Baron Friedrich Ompteda hat sich später in der Ehescheidungsaffäre der Königin Karoline von England einen sehr üblen Namen gemacht, er sammelte nämlich die Ehebruchsbeweise auf die schmutzigste Weise, dadurch wollte er sich wieder rehabilitieren, weil er als Hannoveraner früher in den Diensten Jérômes gestanden (s. Strobl v. Ravelsberg, Metternich und seine Zeit, II, S. 70ff.).

3) Philipp Landgraf von Hessen-Homburg (1779—1846), österreichischer Feldmarschall, zeichnete sich wiederholt in den Franzosenkriegen aus, war auch in diplomatischen Missionen tätig.

einnahm, den er heute bekleidet. Eine große Gleichheit des Alters, des Geschmackes, der Ansichten näherte mich ihm. Ich liebte die erhabene Gesinnung, den edlen Charakter und die aufrichtige Hingebung, welche ihn in hohem Grade auszeichnen. Wie viele Prinzen aus souveränen deutschen Häusern verdankte er seine Berühmtheit nur sich selbst. Mit 15 Jahren[1]) in den Dienst getreten, wurde er von der französischen Armee zur Zeit der ersten Kriege der Revolution gefangen genommen, nach Paris gebracht und im Luxemburgpalast eingesperrt. Als Neffe des Königs von Preußen bezeichnet, hörte er nichts als Todesgeschrei um sich; schon erinnerte ihn eine Menge wütender Weiber, eine Bewegung mit der Hand nach dem Halse machend, an das schreckliche Instrument, das damals so verschwenderisch in Gebrauch gesetzt wurde. Die Bestimmtheit seiner Antworten, seine Jugend, sein interessantes Gesicht retteten ihn indessen. Einige Zeit nachher gegen französische Gefangene ausgetauscht, nahm er seine militärische Karriere wieder auf. Alle seine Avancements waren Belohnungen für glänzende Handlungen und zur damaligen Zeit wurde er zu den geachtetsten Generälen der österreichischen Armee gezählt.

Später Feldmarschall geworden, wurde er zum Kaiser von Rußland in der Kampagne von 1828 gegen die Türken abgesandt. Heute ist er regierender Landgraf von Hessen-Homburg, von seinen Untertanen, deren Glück er macht, verehrt und angebetet.

Unsere ersten Erinnerungen waren daher diesem gemeinschaftlichen Freunde gewidmet, der es in jeder Beziehung verdient, geliebt zu werden; wir gestanden uns,

1) Seit 1792 im Dienst, also mit 13 Jahren.

daß der Mensch glücklich sei, welcher im Laufe seines Lebens vielen solchen Freunden begegnete.

Madame Fuchs fragte mich, ob ich schon Georg Sinclair[1]) wiedergesehen habe, den jungen Engländer, dessen Abenteuer mit Napoleon in Wien schnell Mode gemacht hatte?

Wenige Tage vor der Schlacht von Jena wurde Georg Sinclair, der sich nach Österreich begeben wollte, von den Plänklern der französischen Armee arretiert und ins Hauptquartier gebracht als der Spionage verdächtig.

„Woher kommen Sie? Wohin wollen Sie?“ fragte ihn der Kaiser mit einem Tone, der ein Todesurteil ahnen ließ.

Sinclair sprach mit der größten Geläufigkeit französisch.

„Ich komme,“ antwortete er, „von der Universität Jena und gehe nach Wien, wo ich Briefe und Befehle von meinem Vater, Sir John Sinclair, vorfinden soll.“ — „Sir John, derselbe, der so viel über Ackerbau geschrieben hat?“

„Ja, Sire!“

Der Kaiser sprach darauf mit General Duroc[2]) und setzte sein Verhör mit mehr Wohlwollen fort. Herr Sinclair, der kaum sein 18. Jahr erreicht hatte, besaß eine Menge von tiefen Kenntnissen in der Geographie und Geschichte. Seine Unterhaltung setzte Napoleon in Verwunderung, und nach einem zweistündigen Gesprä-

1) Er war der Sohn des Sir John Sinclair (1754—1835), des Präsidenten der Ackerbaugesellschaft in Edinburg, eines bekannten Nationalökonomen. Die folgende Geschichte findet sich fast in allen Memoiren des ersten Kaiserreiches, der junge Sinclair hat sie selbst in der „Edinburgh Review, 1826“ erzählt.

2) Michel Duroc (1772—1813), französischer Marschall, Liebling Napoleons, gefallen bei Bautzen.

che gab er Duroc den Befehl, den jungen Mann bis zu den Vorposten eskortieren und dann ruhig seine Reise fortsetzen zu lassen. Das war eine unverhoffte Gunst, die um so schmeichelhafter war, als er sie nur seinem eigenen Verdienste verdankte.

Seit unserer Trennung hatte ich Sinclair nicht wiedergesehen, aber ich wußte, daß er nach Beendigung einer italienischen Reise ins Parlament eingetreten war, wo er der Richtung seines Freundes Sir Francis Burdett[1]) sich angeschlossen und sich unter der Oppositionspartei einen glänzenden Ruf als Redner erworben hatte.

Zwei Ereignisse von sehr verschiedener Wichtigkeit beschäftigten damals die Gemüter: das war das Schicksal des Königreichs Sachsen[2]) und die Kunde von einem Karussell, einem Ritterspiele, von dem schon seit dem Beginne des Kongresses die Rede gewesen war und das in der kaiserlichen Reitbahn stattfinden sollte. Man sprach einige Worte über Sachsen, von dem Plane, es Preußen zur Entschädigung zu geben, aber die Vorbereitungen zu dem Karussell erörterte man bis in die kleinsten Einzelheiten. Es sollte eines der schönsten Feste werden, die der Hof geben wollte; man beriet alle gedruckten Beschreibungen und die Abbildungen der Karussells unter Ludwig XIV. und war gesonnen, ihn an Pracht zu übertreffen.

1) Sir Francis Burdett, Mitglied des englischen Parlaments, berühmter Redner der Opposition (1770—1844). Seit 1796 der furchtbarste Gegner der Minister, später aber selbst von den Tories bewundert. Er kam aber später von seinem rücksichtslosen Liberalismus ab, nur um opponieren zu können.

2) Sachsen sollte wegen seiner Anhänglichkeit an Napoleon in Preußen übergehen, schließlich begnügte man sich mit Gebietsabtrennungen.



Painted by order of H. I. M. ALEXANDER I
by G. DAWE Esqr. Member of the Royal Academy of Arts London, that of St. Petersburg &c. &c.

Engraved by HENY. DAWE
London.

*Графъ Иоанъ Осиповичъ*

**ВИТТЕ.**

*Генералъ Лейтенантъ*

*Lieutenant General*

**COUNT WITT.**

London Published [illegible]
[illegible]



Die Gräfin Edmund von Perigord, eine von den 24 Damen, welche den Vorsitz dabei führen sollten, sagte uns, daß die zu diesem Feste vorbereiteten Toiletten alles überstrahlen würden, was man je von der Eleganz und dem Luxus der Hofdamen des großen Königs gehört hatte.

„Ich glaube wirklich“, sagte sie, „daß wir alle Perlen und Diamanten Ungarns, Böhmens und Österreichs tragen werden. Es gibt keine Verwandte oder Freundin der 24 Damen, deren Schmuckkästchen nicht gebrandschatzt werden wird, und manches alte Familienjuwel, das seit 100 Jahren nicht aus seinem Etui gekommen ist, wird die Stirn oder das Kleid einer von uns schmücken“.

— „Was die Ritter anbetrifft,“ sagte der junge Graf Woyna[1]), „so wird der Luxus der Pferde bei ihnen den der Kleidung ersetzen. Sie werden ihre Pas machen und Menuetten tanzen den gewandtesten Hofkavalieren zum Trotz.“

Man erging sich nun in Gesprächen über die Farben der verschiedenen Quadrillen und die vermutliche Geschicklichkeit der einzelnen Champions; man zitierte mehrere Devisen, deren Sinn die Damen zu enträtseln suchten. Der vortreffliche König von Sachsen und seine Staaten gerieten ganz in Vergessenheit, diese Angelegenheit hatte einer wichtigeren weichen müssen.

Als ich die Gräfin Fuchs verließ, traf ich den General Graf Witt[2]) auf dem Graben. Ich rechnete diese Begegnung mir zum Glück an. Es knüpften sich angenehme freundschaftliche Erinnerungen damit an jene so glanzvollen, frohen Tage, welche ich in der Ukräne bei der

1) Graf Felix Woyna (1788—1857), später österreichischer Feldmarschall.
2) Russischer General der Kavallerie, gest. 1840.

Gräfin Potocka auf ihrer herrlichen Domäne Tulczim verlebt.

Der Graf Witt war der einzige Sohn der schönen Sophie Potocka aus der ersten Ehe mit dem General Graf Witt, einem Nachkommen des Groß-Pensionärs von Holland[1]), und hatte eine schnelle, glänzende, militärische Karriere gemacht. Seit seiner Kindheit Soldat, Oberst mit 16 Jahren, mit 18 Kommandant eines der schönsten Regimenter Europas, der Kürassiere der Kaiserin, hatte er in den Feldzügen der drei letzten Jahre mit der größten Auszeichnung gedient. In sechs Wochen hatte er auf den Besitzungen seiner Mutter vier Regimenter Kosaken ausgehoben und auf seine Kosten equipiert, die er dann dem Kaiser zuführte. Zum Generalleutnant ernannt und von Alexander mit der Organisation der Militärkolonien beauftragt, erschien er im Feldzuge von 1828 gegen die Türken, der durch den Frieden von Varna endete, als Kommandeur der Reservearmee. Der Tod riß ihn schon in einem Alter fort, wo seine Freunde und Verwandten hoffen konnten, ihn sich noch erhalten zu sehen.

Der Graf Witt hatte die Fürstin Johanna Lubomirska, eine der ausgezeichnetsten Frauen Europas, geheiratet. Von hinreißender Anmut, lebhaften, gebildeten Geistes und voll unerschöpflicher Güte, entzückte die Gräfin Witt alle, die das Glück gehabt haben, sie zu kennen.

Gräfin Fuchs hatte die Gewohnheit beibehalten, zu soupieren, eine unseren Vätern so liebe Sitte, deren Abkommen von allen Freunden offener Fröhlichkeit und anspruchsloser Plaudereien so bedauert wird. Bei einer dieser vertraulichen Vereinigungen hatte mir der Zufall einen Platz neben dem Grafen Witt gegeben.

1) Jean de Witt, holländischer Staatsmann (1632--1672).

Ich hatte am Morgen eine sonderbare Visite bekommen.

Als ich aufstand, meldete man mir, daß mich ein junger Franzose zu sprechen wünsche; ich ließ ihn eintreten und sehe einen jungen Mann von hübschem Äußeren, der mit einem Paket in der Hand auf mich zukommt.

„Ich bringe Ihnen“, sagte er, „einen Brief, welchen Herr Advokat Rey, mit dem Sie bei Herrn von Blondy, dem Präfekten von Lyon, zusammen gespeist, mich beauftragt hat, Ihnen zuzustellen.“

Ich nötige meinen Landsmann zum Sitzen, öffne die Briefe, in welchen Herr Rey nach den gewöhnlichen Höflichkeitsformeln mich bat, da er mich in Wien vermute, mich für den Überbringer, Herrn Cast ... zu interessieren, um ihm zu einer Anstellung zu verhelfen.

„Nach dem Datum dieses Briefes haben Sie, mein Herr, Lyon bereits seit einiger Zeit verlassen.“

— „Ja,“ antwortete er, „da die ganze Welt mir offen stand und ich meinen Aufenthalt frei wählen konnte, so bin ich zu Fuß hierher gewandert.“

„Sie haben gewiß noch andere Empfehlungen?“

— „Keine anderen.“

„Das nenne ich Mut! 300 Stunden zu Fuß machen, bloß mit einem Briefe von jemandem ausgestattet, den ich nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen, ohne die Gewißheit zu haben, mich hier anzutreffen, da verdienen Sie wohl zu reüssieren. Indessen kann ich Ihnen nur wenig Hoffnung machen. Wenn Sie zum Kongresse kämen, um ein Königreich, eine Provinz, eine Entschädigung zu reklamieren, würde man Ihnen wahrscheinlich Gehör gönnen; aber eine Anstellung im österreichischen Staate ist für einen Franzosen eine

schwer zu erlangende Sache: nichtsdestoweniger verspreche ich Ihnen, mich für Sie zu bemühen. Was haben Sie bisher getrieben?"

— „Ich habe in der Ehrengarde gedient."

„Und was für eine Art von Anstellung wünschen Sie?"

— „Gleichviel welche; ich will Sekretär werden oder irgend ein Zivil- oder Militäramt annehmen, welches es auch sei."

„Sie sind in der Tat sehr fügsam!"

An diesem Zuge erkannte ich die Zuversicht des Franzosen und den lebhaften Geist, der bei diesem Volke ein allgemeiner Vorzug zu sein scheint. Indem ich mich immer mehr für meinen Landsmann zu interessieren begann, bat ich ihn, mir einige Tage Zeit zu lassen, damit ich an ihn denken könne, und ließ mir seine Adresse geben; dann verabschiedete ich ihn mit der ziemlich begründeten Besorgnis, er möge eine so unerschrockene Reise umsonst gemacht haben.

Bei dem Souper sprach man von plötzlichen Entschließungen und den unverhofften Schickungen, welche oft für das ganze Leben bestimmend sind; man erinnerte an das Glück des Generals Tettenborn, der in vier Monaten Major und General en Chef geworden war und an eine Menge ähnlicher Fälle.

„Meiner Treu," sagte ich, „ich kann Ihnen, meine Herren, einen mutigen auf Glück vertrauenden Streich erzählen, der, abgesehen davon, wie die Resultate sein werden, alles übertrifft."

Man befragte mich; ich erzählte den Besuch, den ich heute morgen empfangen, seinen Zweck — die ökonomische Reise, welche Herr Cast ... mit einem einzigen Empfehlungsbriefe angetreten, und den Zufall, der ihn

nach Wien gerade in dem Augenblicke geführt hatte, wo ich selbst kaum angekommen war. Der Graf Witt hatte mir aufmerksam zugehört.

„Der Mut Ihres jungen Mannes interessiert mich," sagte er zu mir; „da er in der Ehrengarde gedient hat, wird er wahrscheinlich gut zu Pferde sitzen. Schicken Sie ihn mir morgen früh, ich werde ihn anstellen."

Ich dankte dem Grafen und sagte zu den anderen Gästen:

„Das ist nun schon der zweite Schritt, den das Glück meinen Landsmann an einem Tage tun läßt. Gestehen Sie, daß ein Empfehlungsschreiben häufig an den Zufall adressiert ist und doch an die rechte Tür des Glückes führt."

„Ja", sagte der junge Graf Saint-Marsan[1]), „ein Empfehlungsbrief gilt oft ein ganzes Vermögen, ich will Ihnen ein frappantes Beispiel erzählen."

Und nun begann er mit Geist und Anmut eine Anekdote aus einer Zeit zu erzählen, welche schon fern hinter uns zu liegen schien, obwohl die handelnden Personen kaum erst von der Bühne abgetreten zu sein schienen.

„Ein junger Pariser Poet, namens Dubois[2]), an Geld wie an Geist arm, hatte alle seine Hilfsmittel erschöpft, um die Großen des Tages zu besingen, ohne von ihnen auch nur die geringste Gunst erlangen zu können. Endlich beschloß er die Reihe seiner poetischen Zusendungen mit einer an die Prinzessin Pauline[3]), die Lieblingsschwester Napoleons, gerichteten Ode. In seinem

1) Er war Gesandter Sardiniens in Wien.

2) Vielleicht J. B. Dubois, Verfasser von Theaterstücken usw.

3) Marie Pauline, Prinzessin Borghese, zweite Schwester Napoleons (1780—1825), wegen ihrer Schönheit hoch gefeiert.

poetischen Leichtsinn hatte er, ohne Racines Schicksal zu befürchten, als er Ludwig XIV. seine Memoiren über das Unglück der Völker überreichte, dem Lobe der Prinzessin einige Ratschläge für Mars beigefügt, die von der menschenfreundlichen Idee eines allgemeinen Friedens ausgingen. — Große Folgen entstehen oft aus den geringfügigsten Ursachen. Eine der Kammerfrauen der Prinzessin war zufällig eine entfernte Verwandte des Dichters. Sie benutzte geschickt einen günstigen Augenblick, um die Epistel Ihrer Hoheit zu überreichen, die nichts davon las, als die Reime: Pauline und divine, welche in jeder Strophe wiederholt waren, und dem Verfasser so schöner, guter Sachen ihre Protektion versprach.

„Aber wo ist er?"

„Dort im Vorzimmer," antwortete die dienstfertige Verwandte.

„Nun, so möge er eintreten," befahl die Prinzessin. Sofort wird unser Dichter in das duftende Boudoir Paulinens eingelassen und befindet sich nun seiner künftigen Vorsehung gegenüber.

„Was kann ich für Sie tun?" fragte die gefeierte Hoheit nach dem herkömmlichen Danke.

„Madame, ich bitte um irgendeine Empfehlung zu einer kleinen Anstellung, in welchem Zweige der Verwaltung es auch sei."

„Wollen Sie eine an Fouché?[1]) Er beklagte sich gestern, daß ich ihn niemals um etwas bäte. Ich will ihn nun, wenn Sie es wünschen, auf die Probe stellen."

„Der Dichter antwortet, daß er der glücklichste Mensch sei. Die schöne Pauline setzt sich sogleich an

1) Josef Fouché, Herzog von Otranto (1753—1820), der berühmte Polizeiminister Napoleons.

ihren Schreibtisch, und da sie gerade einen von den glücklichen Tagen hatte, wo die Phrasen von selber auf das Papier hingleiten, so richtet sie an den Herzog von Otranto eine förmliche Petition, in welcher sie von Herrn Dubois als einem ausgezeichneten Menschen spricht, der zu allem geeignet ist und ihr das größte Interesse einflöße.

„Eine Stunde darauf war der Dichter an der Tür des Verteilers der Gnaden; aber da er den Huissiers weder bekannt, noch an sie empfohlen war, konnte er nicht ins Vorzimmer des Ministers gelangen und mußte seine Bittschrift Händen überlassen, die wenig acht darauf hatten. Sie wurde mit allen anderen in den Korb geworfen, der die täglich eingehenden Schreiben aufzunehmen bestimmt war, und wanderte so ins Vorzimmer. Als Fouché am Abend aus dem Ministerrate kam, wurden die Bittschriften ihm überreicht. Er bemerkte, daß eine davon mit dem Wappen des kaiserlichen Hauses gesiegelt war. Er öffnet sie schnell, liest sie vom Anfang bis zum Ende und befiehlt sogleich, daß morgen früh um 9 Uhr vier Gendarmen bereit sein sollten, seinen Wagen zu begleiten. In seinem Palais zweifelte man nicht, daß er morgen sich wegen einer Sache von der höchsten Wichtigkeit nach St. Cloud begeben müsse, und seine Leute waren sehr erstaunt, als Sr. Exzellenz Befehl gab, nach einer unansehnlichen Straße im Viertel der Halle zu fahren. Dort hatte unser Liebling der Musen in der sechsten Etage seinen luftigen Wohnsitz aufgeschlagen.

„Es gab weder Portier noch Schild am Eingange dieser Residenz; man mußte bei einem Bäcker in dem Quartiere, wo er wohnte, fragen, wo ein gewisser Herr Dubois wohne.

„Es gibt einen Menschen dieses Namens,“ antwortete die Bäckerin, „der sehr arm ist und hier im Hause ein Dachstübchen bewohnt. Ich weiß nicht, ob er öffentlicher Schreiber ist, aber er ist mir zwei Termine Miete schuldig.“

„Und sogleich ruft sie mit aller Anstrengung ihrer Lunge nach ihm hinauf. Der arme Poet steckt seinen Kopf zum Fenster hinaus, sieht in der Straße einen Wagen und Gendarmen und zweifelt nicht, daß die Dreistigkeit seiner Bemerkungen inbetreff des allgemeinen Friedens vom Jupiter tonans schlecht aufgenommen sei und man ihn arretieren wolle, um ihn für seine Verwegenheit im Bicêtre büßen zu lassen.

„In seiner Angst gibt er nur der Furcht Gehör und hält es für das Klügste, wieder in sein Bett zu kriechen. Da Fouché keine Antwort bekommt, so entschließt er sich, die sechs Etagen hinaufzuklettern. Ein Höfling schreckt vor keiner Schwierigkeit zurück, wenn es sich darum handelt, den Mächtigen seinen Eifer zu beweisen. Es bedürfte des Genies eines Beaumarchais oder des komischen Talentes Potiers, um die sonderbare Szene zu beschreiben, wie der Minister endlich den Schützling Paulinens unter dem verschossenen Betthimmel seines Lagers entdeckte. Ich fasse mich also kurz. Er beruhigt ihn, lockt ihn aus seinem improvisierten Versteck hervor und läßt ihn im Dichtermorgennegligé neben sich im Wagen Platz nehmen, fährt mit ihm nach dem Ministerium und ladet ihn zum Frühstück ein.

„Was wollen Sie sein, Herr Dubois,“ sagte Seine Exzellenz zwischen einem Kotelett à la Soubise, das der verhungerte Dichter gierig verschlungen hatte, und einem Salmi von Rebhühnern, an dem seine Augen ängstlich hafteten; „was kann ich für Sie tun?“

— „Alles, was Monseigneur beliebt; ich werde für jede Wohltat gleich dankbar sein.“

„Nun gut, wollen Sie nach der Insel Elba gehen? Ich kann Sie dort zum Generalkommissär der Polizei ernennen.“

— „Ich gehe ans Ende der Welt, um Ihrer Exzellenz zu gefallen,“ antwortete der Poet, der alles für einen Traum hielt, was ihm seit einer Stunde geschah.

„Ich will also Ihre Ernennung ausfertigen, und Sie reisen gleich morgen. Wenn Sie in Porto-Ferrajo ankommen, finden Sie dort Ihre Instruktionen. Vorläufig nehmen Sie diese Abschlagszahlung auf Ihr Gehalt.“

„Und er übergab ihm eine Rolle Gold.

„Das Gepäck des Dichters war bald zurechtgemacht, es hätte in einer Tabatière Platz gehabt. Dubois nahm einen Platz auf der Diligence und bald war unser Freund wie ein vom Traume Erwachender, wie Sancho nach seiner Insel abgereist und am Orte seiner Bestimmung angelangt.

„Nun begab es sich, daß zwei Bewerber um die Ausbeutung der Eisenminen von Elba sich meldeten, die von beträchtlichem Ertrage sind. Der Neuausgeschiffte schien eines großen Ansehens in Paris zu genießen. Da er mit einer wichtigen Stelle bei der Verwaltung der Insel betraut war, so suchte jeder der beiden Konkurrenten sich seines Wohlwollens zu vergewissern. Einer von ihnen bot ihm einen Anteil bei dem Unternehmen an, wenn er seine Pläne protegieren wolle. Der neue Beamte, der sein Glücksrad sich so glücklich drehen sah, hütete sich, das Anerbieten auszuschlagen. Er versprach alles, schrieb alles, was man wollte. Der Zufall ohne Zweifel fügte es, daß sein Associé den Zuschlag erhielt, und Dubois wurde die Schuld gegeben. Der

Sohn Appolls war wenig zur Ausbeutung von Minen geeignet, die nicht in den Bereich des Parnasses gehörten, er verkaufte seinen Anteil für eine Summe von 300000 Franken und hatte außerdem den guten Einfall, sie in von allen Glücksfällen unabhängigen Staatsrenten anzulegen.

„Sobald Fouché zum ersten Male am Hofe der Tuilerien der Prinzessin Borghese begegnete, die in den Bädern von Bagnères gewesen war, fragte er sie:

„Ihre Hoheit ist, hoffe ich, zufrieden mit der Art, wie ich Ihren Schützling angestellt habe?"

„Welcher Schützling, Herr Minister? Ich verstehe Sie nicht."

„Nun, Madame, Herr Dubois."

„Dubois ... Ich denke nicht, daß ich jemals jemanden dieses Namens gekannt habe."

„Erinnert sich Ihre Hoheit nicht des Briefes, den Sie mir vor etwa drei Monaten geschrieben haben, worin Sie mir auf die dringendste Weise Herrn Dubois, homme de lettres, empfahlen, für den Sie das regste Interesse empfänden?"

„Ach, mein Gott," sagte die Prinzessin lachend, „jetzt erinnere ich mich, Herr Herzog; ein armer Dichter, der mit meiner Kammerfrau verwandt ist und eine Ode an mich gerichtet hatte. Was ist aus ihm geworden? Haben Sie ihn zum Kommis in Ihren Bureaus gemacht?"

„Der Minister aufs tiefste verletzt, sich angeführt zu sehen, hütete sich wohl, zu sagen, daß er einen hohen Beamten aus ihm gemacht. Aber die guten Freunde am Hofe wußten es und machten es bekannt. Napoleon selbst hatte seinen Spaß daran und machte sich über seinen Minister lustig, dessen Gewohnheiten, wie man weiß, nicht gerade spaßig waren.

„Man kann sich wohl denken, daß Dubois Abberufung mit derselben Schnelligkeit erfolgte, als seine Abreise. Unser Poet fiel von der Höhe seines Generalkommissariats herunter wie Sancho von der Herrschaft seiner Insel. Aber die 300000 Franken waren gezahlt, die Renten gekauft, und als er nach Paris zurückkehrte, konnte er in Frieden seinen Umgang mit den Musen fortsetzen und es fehlte ihm nicht an Schmarotzern, die seine Verse lobten, um an seinen Diners teilnehmen zu können, deren Kosten durch die Minen von Elba reichlich bezahlt wurden." — So erzählte der Graf von Saint-Marsan, dem ich die Verantwortlichkeit für die Anekdote überlasse. Der alte Terrorist Fouché war ein so guter Höfling ...

Ohne gerade ebenso rasch zu sein, war der Glückslauf des Herrn Cast... doch von der Art, daß er sich zu seiner mutig unternommenen Reise nach Wien Glück wünschen konnte. Er gefiel dem Grafen Witt, der ihn zu seinem Sekretär machte. Nachdem der junge Mann mir diesen glücklichen Erfolg mitgeteilt, ging er an demselben Abend ins Theater der Leopoldstadt und wurde von der Wiener Polizei, die sehr strenge gegen Fremde ist, arretiert. Er wehrte sich, wurde mit Schlägen bedeckt, geknebelt und einstweilen in ein Gefängnis geworfen bis zum Verhöre. Als er den anderen Tag vor die Behörde geführt wurde, berief er sich auf seinen improvisierten Patron, den Grafen Witt, der zum Gefolge des Kaisers von Rußland gehöre; und auf dessen Bürgschaft setzte man ihn in Freiheit. Da er keinen Paß hatte, wäre er einen Tag zuvor als Vagabund über die österreichische Grenze transportiert worden.

Ich habe später von dem Abbé Chalenton, dem Lehrer der Herren von Polignac, erfahren, daß Herr Cast..

dem General Witt nach Rußland gefolgt ist und sich in Tulczim mit einem jungen Mädchen von guter Familie verheiratet hat, das ihm eine Rente von 2000 Dukaten zur Mitgift brachte, und daß bei dieser Gelegenheit der Abbé, der damals der Lehrer der Kinder der Gräfin Potocka war, die Braut zum Altar geführt. Herr Cast... kehrte in der Folge nach Lyon zurück, in besserer Verfassung, als er es drei Jahre vorher verlassen hatte.

Wer könnte danach den Einfluß des Zufalls auf unser Geschick und den Nutzen der Empfehlungsbriefe leugnen wollen?



## V

Gesellschaft bei Herrn von Talleyrand. — Seine Haltung auf dem Kongresse. — Der Herzog von Dalberg. — Der Herzog von Richelieu. — Madame Edmund von Perigord. — Herr Pozzo di Borgo. — Vergleich zwischen dem Prinzen von Ligne und Herrn von Talleyrand. — Das Riesenkonzert.

Seit meiner Ankunft in Wien hatte ich vor lauter Vergnügungen und Umgang mit Freunden nur eine Höflichkeitsvisite bei den Mitgliedern der französischen Legazion machen können. Ich hatte noch keinen von ihnen im häuslichen Kreise gesehen, obgleich mehrere meiner Freunde, die Herren Boigne de Faye und Achill Rouen unter andern der Gesandtschaft angehörten. — Ich bedauerte, mich noch nicht in den Gesellschaften bei Herrn von Talleyrand[1]) haben zeigen zu können, als er mit der

1) Charl. Maurice Fürst von Talleyrand, geb. 1754, ursprünglich zum Geistlichen bestimmt, wurde er 1788 Bischof von Autun, stürzte sich aber bald nach dem Ausbruch der Revolution in das politische Leben, er war auch einer der ersten, der den Eid auf die Konstitution ablegte. Trotzdem wurde er den Republikanern verdächtig, er entfloh nach England, kehrte 1795 zurück, wurde 1797 Minister des Auswärtigen, welche Stelle er aber bald zurücklegte. Nach der Rückkehr Bonapartes aus Egypten stellte er sich entschieden auf seine Seite und erhielt das Ministerium des Auswärtigen wieder, dessen ganze Seele er nun wurde. Ein Breve entband ihn seiner geistlichen Gelübde. Bei Errichtung des Kaiserreichs wurde er Fürst von Benevent, fiel aber 1809 in Ungnade, weil er in Napoleons Pläne auf Spanien nicht eingehen wollte. Er wurde nun unter polizeiliche Aufsicht gestellt und lebte auf seinem Gute. Seit 1812 mit den Bourbonen im Einverständnis, hatte er 1814 wesentlichen Einfluß auf deren Restitution und wurde von Ludwig XVIII. zum

ausgezeichneten Artigkeit, welche man an ihm kennt, die Güte hatte, mir zuvorzukommen und mir eine Einladung zum Diner zu schicken. Ich fand mich ein, voller Ungeduld, einem Manne zu nahen, den ich seit meiner ersten Jugend nicht gesehen hatte und der so in das Geschick unseres Jahrhunderts verflochten war. Es ist ein denkwürdiges Lebensereignis, bei einer der vornehmsten handelnden Personen zugelassen zu werden, welche die Weltbühne betreten haben. Ein solcher Eindruck verliert sich erst mit dem Leben oder dem Gedächtnis.

Zu guter Zeit im Gesandtschaftshotel angelangt, begab ich mich aus den Zimmern des Herrn Rouen in das Empfangszimmer. Es war noch niemand da als Herr von Talleyrand, der Herzog von Dalberg und die Gräfin Edmund von Perigord, die ich schon bei der Gräfin Fuchs gesehen. Der Fürst empfing mich mit der leutseligen Anmut, welche seine zweite Natur war, nahm mich mit einer Freundlichkeit bei der Hand, die mich an eine andere Zeit erinnerte, und sagte:

„Es war also nötig, daß ich nach Wien komme und Sie förmlich einlade, mein Herr, damit Sie mich besu-

Fürsten, Pair und Minister des Auswärtigen ernannt. Seine diplomatische Gewandtheit verschaffte ihm in der Stellung eines französischen Bevollmächtigten großen Einfluß auf dem Wiener Kongreß, wo er die Situation zu beherrschen, die vielseitigen Interessen zu verwirren und ein Bündnis zwischen Frankreich, England und Österreich gegen Preußen und Rußland insgeheim einzuleiten wußte. Von Napoleon bei dessen Rückkehr von Elba geächtet, veranlaßte er die Koalition gegen diesen, übernahm nach der abermaligen Restauration der Bourbonen wieder das Ministerium des Auswärtigen, trat aber 1815 zurück, weil er den Frankreich ungünstigen zweiten Pariser Frieden nicht unterzeichnen wollte. Mit der Julirevolution 1830 begann für ihn eine erneute politische Tätigkeit, die wir hier weiter nicht berühren. Sein Tod erfolgte 1838. Abgesehen von seinem schwankenden Charakter gehörte er sicher zu den bedeutendsten Staatsmännern seiner Zeit.

chen?“ Ich weiß nicht, ob ich mich irrte, aber in diesem Augenblicke schien es mir, als ob er das Axiom verleugnete, das man ihm zugeschrieben hat: das Wort ist dem Menschen verliehen, um seine Gedanken zu verbergen. Dann stellte er mich, ohne meine Antwort abzuwarten, die, wie er an meiner Verlegenheit merken konnte, nicht besonders ausgefallen wäre, dem Herzoge von Dalberg vor, indem er diese Vorstellung mit einigen artigen, schmeichelhaften Worten begleitete.

Seit 1806 hatte ich Herrn von Talleyrand nicht gesehen, und fand an ihm noch dieselbe geistvolle Feinheit des Blickes, die unerschütterliche Ruhe in seinen Zügen, die Haltung eines überlegenen Mannes, die mich, wie ganz Europa, das sich jetzt zu Wien befand, ihn als den ersten Diplomaten aller Zeiten betrachten ließ: er hatte noch dasselbe tiefe, klangvolle Organ, dieselben ungezwungenen, natürlichen Manieren, denselben Weltton, den Wiederschein einer Gesellschaft, die dahingegangen war und als deren letzten Repräsentanten man ihn ansah. In diesem Salon, einem solchen Manne gegenüber, konnte man sich eines unwiderstehlichen Gefühls von Schüchternheit und Furcht nicht erwehren. Ich suchte mit den Augen meine Freunde, die Herren Rouen und Boigne de Faye: ihre Gegenwart, ihr Beistand beruhigte mich, wenn ich daran dachte, daß ich vor diesem geistreichen Tribunal erschienen sei, dessen Gewichtigkeit durch eine Erinnerung aus meiner Jugend noch vermehrt wurde.

Das Lob der französischen Bevollmächtigten beim Kongresse lag schon im Klange ihrer Namen; aber Herr von Talleyrand schien durch den Reiz und die Macht seines Geistes noch besonders jene berühmte Versamm-

lung zu dominieren. Immer derselbe, trieb er Diplomatie, wie er sie schon ehemals in seinen Salons zu Paris oder Neuilly nach einer gewonnenen Schlacht getrieben. Indessen war die Rolle Frankreichs damals ebenso schwierig, wegen der äußeren Umstände wie wegen innerer Verlegenheiten. Von einer Menge Hindernisse umgeben, welche eine unvermeidliche Folge einer neuen Organisation und der geringen Harmonie waren, die dadurch herbeigeführt wurde, konnte die französische Diplomatie keine mannhaften Schritte tun. Man wußte es wohl, daß solche weder in der Macht, noch in dem Willen der Regierung lagen. Die Großmächte, welche als Schiedsrichter beim Kongresse auftraten, verfuhren mit einer Einstimmigkeit, die in den diplomatischen Annalen ohne Beispiel war. Es schien, daß nichts auf der Welt ein Glied dieser geschlossenen Kette lostrennen könnte. Die Repräsentanten Frankreichs waren daher einzig darauf angewiesen, durch die Quellen ihres Genies und ihr Talent vom ersten Range zu ergänzen, was die Hindernisse ihnen entzogen, die eine Quadrupelallianz mit dem ganzen Gewicht ihres augenblicklichen Ansehens und ihrer Einigkeit ihnen in den Weg legte.

Die Gewalt, welche Herr von Talleyrand bei seiner Regierung nicht fand, fand er in sich selbst: denn man kann sagen, daß er es war, in dem sich die französische Legazion beim Kongresse konzentrierte, wie groß auch das Verdienst seiner Kollegen war und das Gewicht, das sich an ihre Person knüpfte. Mit jenem wunderbaren Verständnis der Ereignisse, welches die eigentümliche Begabung seines Geistes war und sie vorauszusehen und zu beherrschen schien, wußte er bald den Frankreich zukommenden Platz einzunehmen.

In das leitende Komitee eingeführt, das aus den vier Großmächten zusammengesetzt war, stieß er gänzlich dessen Ansichten und Tendenzen um. „Ich bringe Ihnen mehr als Sie besitzen," sagte er zu ihnen, „die Idee des Rechtes." Er teilte die Mächte, die bis dahin so einig gewesen waren: er ließ die Gefahr merken, die es haben müsse, wenn Rußland, unmäßig vergrößert, auf dem übrigen Teil von Europa lastete, und wies die Notwendigkeit nach, es gegen den Norden zurückzudämmen. Er wußte diese Überzeugung England und Österreich beizubringen. Deshalb sah auch Alexander, der sechs Monate vorher unter dem Einfluß und im Salon des Herrn Talleyrand die Restauration des Hauses Bourbon entschieden hatte, mit Mißvergnügen seine Projekte durch den Repräsentanten eines Staates gehindert, der ihm seine Existenz verdankte. In seiner üblen Laune sagte er häufig: „Herr von Talleyrand spielt hier den Minister Ludwig des XIV."

Ich bin weit entfernt von der Anmaßung, die Arbeiten des Herrn von Talleyrand auf dem Wiener Kongresse hier aufzählen und die wichtigen Akte beurteilen zu wollen, an denen er teilnahm, noch weniger ist es meine Absicht, eine Charakteristik des berühmten Mannes zu geben. Außerdem, daß ein solches Unternehmen einer sehr umfassenden Entwicklung bedürfte, gehört Herr von Talleyrand bereits der Geschichte an! Sie allein wird eine der bedeutendsten historischen Personen der modernen Zeit darstellen und würdigen können. Aber da ich zu jener schwierigen Epoche häufig Zeuge seiner glücklichen Bestrebungen war, die Nation zu erheben und wieder in ihre alte Stellung zu bringen, deren Bevollmächtigter er war, kann ich dem Wunsche nicht widerstehen, den lebhaften Eindruck zu schil-

dern, den seine Ruhe, seine Haltung und seine ganze Persönlichkeit hervorbrachte.

Man hat gesagt, und gewiß mit Recht, daß der Fürst Talleyrand niemals größer erschienen ist, als in dem Augenblicke, da Frankreich durch das Unglück von 1814 niedergeschmettert war. Ich hatte ihn acht Jahre vorher gesehen, als Minister des französischen Kaiserreiches, damals allmächtig und Europa Gesetze diktierend. In Wien war er als Repräsentant eines unterlegenen Volkes ganz derselbe, seiner Macht ebenso gewiß. Es war dieselbe edle Würde, dieselbe Festigkeit des Benehmens, die einer besiegten, aber zum europäischen Gleichgewichte notwendigen Nation würdig war, welche selbst aus dem Gefühle ihrer Niederlage neue Kräfte schöpfen konnte. Schon seine Haltung bloß, ein Wort von ihm war der beredteste Ausdruck der Größe unseres Vaterlandes. Wenn man diesen Blick sah, den kein Mißgeschick getrübt, den Gleichmut, den nichts verwirren konnte, fühlte man, daß dieser Mann eine starke und mächtige Nation hinter sich habe.

Sowie in den Erörterungen der europäischen Politik sein hoher Ruf, die an seinen Namen, an seine Erfahrung geknüpfte Bedeutsamkeit maßgebend war, ebenso hatten in seiner Häuslichkeit, in seinem Salon, seine vornehmen Manieren, seine Urbanität einen Stempel von Würde, die ganz und gar mit seiner diplomatischen Stellung im Einklang war. Er hatte in Wien seine Pariser Gewohnheiten des vorigen Jahrhunderts beibehalten. Alle Tage nahm er zu seiner Toilettenzeit seine Visiten an; und während sein Kammerdiener ihn frisierte, entspann sich oft in Form von Plauderei die ernsthafteste Diskussion. In seinem Salon habe ich ihn so manches Mal auf dem Sofa neben der schönen Gräfin Edmund

von Perigord sitzen sehen, von allen diplomatischen Bedeutsamkeiten, allen Ministern der siegreichen Mächte umgeben, die sich stehend mit ihm unterhielten und wie Schüler ihrem Lehrer ihm zuhörten. In unserem Jahrhundert ist Herr von Talleyrand vielleicht der einzige Mann, welcher fortwährend einen solchen Triumph genossen hat.

Der Herzog von Dalberg[1]) war würdig, an der Seite des Fürsten Talleyrand zu figurieren. Aus einer der ältesten und edelsten deutschen Familien entsprossen, hatte er am 31. März kräftig zu den Entschlüssen beigetragen, welche die Bourbonische Familie wieder auf den Thron brachten: aber zu gleicher Zeit hatte er sich für die Anwendung konstitutioneller Maßnahmen ausgesprochen, welche geeignet waren, die Meinungen zu beschwichtigen und Frankreich wieder zu vereinigen. Den Wünschen des Herrn von Talleyrand seit der Restauration angeschlossen, vereinigte dasselbe Band sie auch auf dem Kongresse. Allen beiden lag es am Herzen, Frankreich wieder zu dem Range zu erheben, den sein Mißgeschick ihm geraubt hatte.

Herr von Talleyrand hatte, bevor er sich nach Wien begab, seine Instruktionen selbst redigiert: man versichert, daß er sich treu daran gehalten habe und daß die verschiedenen Phasen, welche die Verhandlungen zu durch-

1) Emerich Josef, Herzog von Dalberg, geb. 1773 in Mainz, war der Neffe des Kurfürsten von Mainz. Nachdem er die Markgrafschaft Baden in Paris vertreten hatte, errang er sich die Gunst Talleyrands. Er heiratete die Marquise von Brignole, Palastdame der Kaiserin Josephine, ließ sich als Franzose naturalisieren und wurde Herzog und Staatsrat. Er war auch einer der Vermittler der Heirat Napoleons mit Marie Louise, gehörte zu den fünf Mitgliedern der provisorischen Regierung und wohnte dem Wiener Kongreß in der Eigenschaft eines Bevollmächtigten bei. Später war er Pair von Frankreich und Gesandter in Turin. Er starb 1833 in Hernsheim.

laufen haben würden, von ihm mit einer bewunderungswürdigen Umsicht vorausgesehen und bezeichnet worden seien. Was man allgemein nicht weiß, ist der Umstand, daß von den französischen Botschaftern zwei Korrespondenzen nach Paris geführt wurden: die eine, von Herrn Besnadière[1]) abgefaßt, war ausschließlich anekdotisch und wurde an den König Ludwig XVIII. gesandt. Herr von Talleyrand streute da jene originellen, pikanten Einfälle, jene so feinen und tiefgehenden Bemerkungen ein, die ihn charakterisierten. Die andere, welche ganz politisch war und hauptsächlich vom Herzoge von Dalberg redigiert wurde, ging direkt an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten[2]).

Es waren nur wenige Personen an jenem Tage bei Herrn von Talleyrand zu Tische geladen. Das gab mir Gelegenheit, besser zu sehen und besser zu hören, da jede Figur in dem Gemälde einzeln und mit Erfolg studiert werden konnte.

Außer den meisten Mitgliedern der französischen Gesandtschaft waren der Graf Razumowski, der General Pozzo di Borgo[3]) und der Herzog von Richelieu[4]) die

1) Graf Jean Bapt. de la Besnadière, französischer Staatsmann, früher Geistlicher (1765—1843).

2) Diese Korrespondenz erschien, von M. G. Pallain kommentiert, 1888, Paris b. Plon. Die Korrespondenz des Fürsten T. mit Ludwig XVIII. bildet einen Teil des 3. Bandes der Memoiren T.s.

3) Über Razumowski und Pozzo di Borgo später.

4) Armand Emanuel Sophie Septimanie, Herzog von Richelieu, geb. 1766, wanderte zur Zeit der Revolution aus und begab sich in russische Kriegsdienste. Unter Paul I. in Ungnade gefallen, kam er nach Frankreich zurück, da er aber auf seine Stellung in Rußland nicht verzichten wollte, mußte er sich wieder entfernen. Alexander ernannte ihn nun zum Gouverneur von Odessa, zu dessen Aufschwung er sehr beitrug. 1814 kehrte er nach Frankreich zurück und stellte seine Kräfte wieder ganz in den Dienst seines Vaterlandes, er übernahm schließlich den Vorsitz des Konseils, zog sich

einzigen Fremden. Als ich den Herzog in Odessa verließ, wo ich 1812 einige Monate bei ihm zugebracht, hatte ich ihn in einer der für einen Generalgouverneur betrübendsten Lagen verlassen. Die Pest wütete in den Provinzen von Cherson und Tauris, und es war für ihn keine geringe Sorge, sich eines so unwillkommenen Besuches zu entledigen. In diesen schlimmen Verhältnissen hatte er den bewunderungswürdigsten Mut bewiesen. Ich saß zwischen ihm und Herrn von Besnadière und wir kamen mit der lebhaftesten Teilnahme auf diese Zeit vergangener Gefahren zurück; wir sprachen von der Wut der Seuche, wie Matrosen, die dem Schiffbruche entgangen sind, von Klippen sprechen, gegen welche ihr Fahrzeug hätte zerschellen können.

Alle, die den Herzog von Richelieu gekannt haben, wissen, wie aufrichtig die Neigung sein konnte, die er einflößte. Wenige Menschen haben in ihrer öffentlichen Laufbahn einen edleren Charakter und in hervorragenden Stellungen eine strengere Uneigennützigkeit entfaltet. Die Achtung aller Parteien ist ihm dafür zum Lohne geworden.

Ihm verdankt Rußland in der Gründung von Odessa einen seiner wertvollsten Handelsplätze. Bis dahin hatte er sich nur durch sein militärisches Leben bekannt gemacht. Von Alexander, der die ganze Wichtigkeit dieser Gründung begriff, nach dem Schwarzen Meere geschickt, bewies er in der neuen Sphäre seiner Tätigkeit die größten Verwaltungstalente. In wenigen Jahren öffnete sich an der Stelle einer Reede ohne Leben und

aber bei den Schwierigkeiten mit den Kammern 1821 zurück. Er starb schon das nächste Jahr, allgemein beklagt wegen seines Wohltätigkeitssinnes und seiner Verwendung für die Wissenschaft. (Vgl. M. R. de Cisternes, Le Duc de Richelieu.)

ohne Verkehr, einiger Häuser ohne Einwohner ein leicht zugänglicher bequemer Hafen, erhob sich eine reiche, elegante Stadt. Die Rechtlichkeit seines Charakters trug sehr viel dazu bei, die Kaufleute und Anbauer um ihn zu fixieren. Trotz der Pest und des stockenden Handelsverkehrs war Odessa unter seiner sicheren und umsichtigen Verwaltung, anstatt zu sinken, von Tage zu Tage angewachsen. Heute ist es einer der wichtigsten Punkte des Orients.

Später ist Herr von Richelieu von der Regierung Tauriens zu der Verwaltung seines Vaterlandes übergegangen. Lange Zeit hat er widerstanden, bevor er die Last annahm, welche er für seine Kräfte zu schwer meinte, und hatte nur dem lebhaftesten Drängen Alexanders nachgegeben. Genötigt, die unseligen Traktate von 1815 zu unterzeichnen, trug er mit patriotischem Schmerze deren verhaßte Folgen. Man weiß, wie groß seine Bestrebungen auf dem Aachener Kongreß waren und wie glücklich die Resultate derselben. Es gehört der Geschichte an, zu entscheiden, ob er genügende Kenntnis der Menschen und der Orte besaß, welche er zu regieren hatte; aber stets wird man ihm Dank wissen für seine hohen Tugenden und seine aufrichtige Vaterlandsliebe.

Die Unterhaltung wurde allgemein und folgte der Richtung, welche die in so vielen Beziehungen interessanten Personen, welche Teil daran nahmen, ihr gaben. Herr Pozzo di Borgo[1]), den ich zum ersten Male sah,

1) Graf Karl Pozzo di Borgo, geb. 1764, gest. 15. Februar 1842 zu Paris, stammte aus Korsika, ursprünglich Advokat und für Paoli tätig, war er erklärter Feind der Familie Bonaparte. 1799 während des zweiten Koalitionskrieges trat er in russische Dienste, war aber auch Agent für andere Mächte und blieb wie Capo d'Istria bis 1813 unbemerkt. Während der Campagne um 1813 brachte er

schien mir die Feinheit, die Lebhaftigkeit des Geistes und die Einbildungskraft seiner Landsleute in sich zu vereinigen. Mit Beginn seiner Laufbahn erklärter Feind Bonapartes, hatte er niemals die Freude verhehlt, die ihm sein Sturz machte. In wenigen Worten zählte er alle die Ursachen auf, welche diese große Katastrophe unfehlbar hätten herbeiführen müssen.

Damals bloß General der Infanterie in russischem Dienste, verfolgte Herr Pozzo di Borgo mit Hartnäckigkeit die Richtung seines Benehmens, die ihn später dahin gebracht hat, ein so großes Gewicht in die Wage der Völkergeschicke zu legen. In Korsika geboren, bei der gesetzgebenden Versammlung Deputierter dieser Insel, offenbarte er in derselben die Heftigkeit der Meinungen, welche er schon in seinem Vaterlande gezeigt hatte. Er war es, der im Monate Juli 1792 die Versammlung bestimmte, Deutschland den Krieg zu erklären.

Nach der Revolution des 10. August fand sich sein Name auf den Papieren Ludwig des XVI. notiert. Ein anderer Deputierter Korsikas, einer der mit der Durchsicht der Papiere beauftragten Kommissäre, machte ihn, sagt man, mit der Gefahr bekannt, welche er laufen könne, und riet ihm, sich zu entfernen. Nach Korsika zurückgekehrt, wechselte er die Fahne. Entschlossen,

das Bündnis mit Bernadotte zustande. Alexander wurde auf ihn aufmerksam durch eine diplomatische Note, die er auf dem Kongresse zu Chaumont vorlegte. Pozzo di Borgo stellte die Behauptung auf, daß ein dauernder Friede nur dann möglich sei, wenn die Napoleoniden abgesetzt und die Bourbonen in ihre alten Rechte eingesetzt würden. Dabei gebrauchte er zum erstenmal das Wort Fürstenlegitimität. Nach dem Einzuge in Paris wurde er bei der neuerrichteten provisorischen Regierung angestellt und von England mit einer ansehnlichen Jahresrevenue ausgestattet. In der Folge bekam er den russischen Botschafterposten in Paris und London.

die Unabhängigkeitspläne der Insel zu unterstützen, warf er sich in die Partei Paoli[1]), und 1793 forderte der Konvent ihn sowie den General auf, vor seinen Schranken zu erscheinen, um von ihrem Benehmen Rechenschaft zu geben. Weder der eine noch der andere erschien: die englische Armee besetzte die Insel und Pozzo di Borgo wurde zum Präsidenten des Staatsrats unter Elliot[2]) ernannt, der zur Würde eines Vizekönigs erhoben worden war. Indessen erhoben während seiner Funktionen so viele Klagen sich gegen ihn, daß Elliot ihn aufforderte, sich auf Verlangen Paolis selber zurückzuziehen, der erschreckt war über die Menge der Feinde seines Schützlings. Herr Pozzo ging darauf nach London ab, wo die Regierung ihn in der geheimen Abteilung der Diplomatie anstellte. Mit Bewilligung des englischen Kabinetts ging er, durch die Fürsprache des Fürsten Czartoryski, in den russischen Dienst über. Ebenso glücklich auf den Schlachtfeldern wie in politischen Aufträgen, avancierte er sehr schnell und befand sich am Tage der Schlacht bei Leipzig mit dem Grade eines Generalmajors unter dem Befehle eines anderen Franzosen, des jetzigen Königs von Schweden[3]).

Er war es, der 1814 die Alliierten zum Marsche nach Paris bestimmte und in ihrem Rate jede Ungewißheit in Rücksicht darauf zu beseitigen wußte. Man weiß, welche hohen Würden er seitdem bekleidet und wie verschiedene politische Phasen er durchgemacht hat.

1) Pascal Paoli (1755—1807), der Korsika unabhängig machen und später den Engländern ausliefern wollte.

2) Elliot, englischer Vizekönig von 1794 bis 1796, wo die Franzosen auf Korsika landeten.

3) Karl XIV. (Bernadotte).



Graf Karl Pozzo di Borgo.



Schon auf dem Kongresse schrieb man ihm ein Wort zu, das er nachmals nicht abgeleugnet hat und das seinen geheimen Gedanken verriet:

„Frankreich“, sagte er, „ist ein schäumender Topf mit Fleisch; man muß alles wieder hineinwerfen, was heraussprudelt.“ Die Unterhaltung des Herrn Pozzo di Borgo war pikant; nichtsdestoweniger konnte man sich leicht überzeugen, daß das Wissen, mit dem er Parade machte, weder tief noch ernst war. Er hatte die Sucht, Zitate anzubringen, aber nicht das Talent damit abzuwechseln. So unterstützte er bei Herrn von Talleyrand seine Aussprüche mit einer Stelle von Dante, einer Redensart von Tazitus und Bruchstücken von englischen Rednern. Herr de la Besnadière sagte mir, daß er alles das schon zwei Tage zuvor von ihm beim Fürsten Hardenberg gehört hatte.

Als wir in den Salon gingen, waren eine Menge hochgestellter Personen schon darin versammelt. In der Tat, wenn man diese Vereinigung der meisten Mitglieder des diplomatischen Korps sah, die sich um Herrn von Talleyrand gruppierten, hätte man zu glauben versucht sein können, daß sein Hotel der Ort sei, wo die Sitzungen des Kongresses gehalten würden.

Die Gräfin von Perigord machte die Honneurs mit liebreicher Anmut. Ihr glänzender, scherzhafter Geist mäßigte von Zeit zu Zeit den Ernst der politischen Stoffe, welche sich damals stets in die Unterhaltung drängten. Bloß herrschte bei Herrn von Talleyrand der Unterschied vor, daß die Erörterung stets ernsthaft war und niemals von ihrem Ziele abging, während in den anderen Salons von Wien man sich nur beiläufig wie zum Spiele mit Politik beschäftigte in den seltenen Augenblicken, welche die Vergnügungen nicht verschlangen.

An jenem Abend war Sachsen der Gegenstand der Unterhaltung. Ludwig XVIII. hatte sich sehr stark gegen die Aufrechterhaltung Friedrich Augusts ausgesprochen; er wollte, daß dieser Fürst für seine Treue gegen Napoleon entweder durch den Verlust seines Königreiches bestraft werden solle oder daß man ihn wenigstens auf ein kleines Territorium am linken Rheinufer beschränke. Die Ausführung dieses Planes würde dahin geführt haben, daß man Preußen alle sächsischen Staaten gegeben. Diese Macht beanspruchte sie lebhaft als eine Entschädigung, welche ihm der Frieden von Kalisch garantiert habe. Alexander, welcher damals an eine Wiederherstellung eines Königreichs Polen dachte, worin auch die ehemals an Preußen gefallenen polnischen Provinzen begriffen waren, hatte sich sehr zugunsten dieser Einverleibung erklärt. Österreich sah die Vergrößerung mit Besorgnis und die kleinen deutschen Fürsten waren über eine solche Beraubung erschreckt, weil sie ihnen nur ein Vorspiel zu ihrem eigenen Untergange schien. Herr von Talleyrand jedoch nahm die Partei Sachsens und verteidigte dessen Rechte bei allen Gelegenheiten mit ebensoviel Würde als gesunder Logik.

„Die Konfiskation, mit welcher der König von Sachsen bedroht ist, verletzt ganz offen sowohl die ewigen Prinzipien der Legitimität als die Regeln des allgemeinen Gleichgewichts, welche der Kongreß von Wien ausgesprochen hat. Sie würde nur einen Mißbrauch der Gewalt zeigen. Eine Nation kann nicht aus der großen europäischen Familie ausgestrichen werden. Wenn wir auch annähmen, daß der Kongreß die Gewalt habe, Könige zu richten, mit welchem Rechte sollten denn die Völker in die Verurteilung mit eingeschlossen werden

können? Wenn", fuhr er fort, „die Lehren der Geschichte zu seinem Beistande rufend, wenn auch Sachsen während des letzten Jahrhunderts in Streitigkeiten verwickelt worden ist, denen es hätte fremd bleiben sollen, so hat man seine Haltung doch stets richtig und unerläßlich gefunden. Seit dreißig Jahren im Frieden, suchte es unter der väterlichsten Regierung sich von seinen Mißgeschicken zu erholen. Warum sollten ihm heute diese Verwicklungen verderbenbringender sein? Warum es für das bestrafen, was nur der Fehler seines Herrschers gewesen? Aber wie kann man den Vertrag rechtfertigen, den man vorschlägt und der ihm den schönsten Teil seines Landes rauben würde? Er ist weder politisch noch billig: er pflanzt Preußen in die Mitte der sächsischen Staaten vor die Tore von Dresden hin: der König würde gerettet sein, aber sein Königreich wäre verloren. Wenn der Kongreß dieses unergiebige Arrangement sanktionierte, müßte man in Zukunft sagen, daß für den Stärkeren alles legitim ist."

Es erhob sich nun zwischen Lord Castlereagh und den französischen Abgesandten eine lebhafte Diskussion. England schien damals, obwohl ohne direktes Interesse an der Frage, sich sehr zugunsten der Ansprüche Preußens zu neigen[1]). Einige Monate darauf wandte es in seiner Politik die Segel ganz um. Aber wie interessant mir auch die Sache Friedrich Augusts war, schien mir doch, daß die Atmosphäre, in welcher ich bis dahin in Wien gelebt, jede politische Angelegenheit ausschließe: ich hatte mich also mit dem Herzoge von Richelieu entfernt. Er erzählte mir die glänzende militärische Lauf-

1) Castlereagh wollte tatsächlich Polen, Sachsen, Genua und Belgien opfern, was ihm aber den Haß der eigenen Nation zuzog.

bahn seines Neffen, des Grafen Rochechouart[1]), mit dem ich so glückliche Stunden in Odessa verlebt: dann sprach er von der schönen Madame Davidoff[2]), von unserer berühmten Freundin, der Gräfin Potocka. Von allem, was die europäische Zivilisation nur glänzendes und Vollendetes darbietet, umgeben, irrten wir in unseren Rückerinnerungen in den Wüsten Jedistans umher. Als wir uns dem Zirkel wieder näherten, hatte der Fürst den großen Sophisten besiegt und die Billigkeit triumphierte über die Willkür.

Obgleich Herr von Talleyrand von Natur in seiner Haltung und Person etwas Kaltes und Gleichgültiges hatte, so machte doch sein hoher Ruf und sein unbestrittenes Verdienst, daß er häufig um sein Urteil befragt wurde. Aber selbst diese anscheinende Kälte gab den besonderen Zeichen von Interesse oder Neigung bei ihm nur größeren Wert. Die Worte, die seinem Munde entschlüpften, ein wohlwollendes Lächeln, alles wurde an ihm wahrhaft verführerisch. Er besaß den biegsamen Geist, der ohne Anstrengung und Pedanterie bei großen Gelegenheiten sich mit Glanz zeigen und im häuslichen Umgange mit unnachahmlicher Anmut sich dem frivolsten Geplauder hingeben konnte. Man hat der Güte seines Herzens[3]) nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen: er rächte sich für Haß oder Verleumdungen durch Bonmots: niemals begleitete er die Dienste, die er leistete, mit Aufsehen oder Prahlerei und im all-

1) Louis Viktor Léon, Graf von Rochechouart, französischer Generalmajor, geb. 1788, seit 1822 mit Frl. Ouvrard vermählt, gest. nach 1860 (S. Öttinger, Moniteur).

2) Mad. Davidoff war eine der Töchter des Herzogs von Grammont, ihre Mutter eine Polignac.

3) Napoleon selbst nannte ihn mit vielem Recht „einen Haufen Dreck in Seidenstrümpfen".

gemeinen wurden seine guten Handlungen mit soviel Anspruchslosigkeit vollbracht, daß er selbst leicht die Erinnerung daran verlor.

Häufig war ich zu jener Zeit versucht, eine Parallele zwischen den beiden Männern zu ziehen, welche bei der Vereinigung einer solchen Menge berühmter Leute alle Blicke auf sich hefteten und gefangen nahmen, zwischen dem Prinzen von Ligne und Herrn von Talleyrand. Alle beide hatten mit den Berühmtheiten des 18. Jahrhunderts gelebt und schienen der neuen Generation als Muster und Zierde nachgelassen zu sein; alle beide waren Repräsentanten jener so geistreichen Gesellschaft, aber in verschiedener Art; der eine in Beziehung auf alles, was sie Leichtes und Unruhiges hatte, der andere inbetreff der Ungezwungenheit, der Anmut und des Adels des Benehmens. Beide wußten durch den Reiz ihres Geistes zu gefallen: der erstere auf glänzendere, der andere auf tiefere Weise. Herr von Talleyrand war geboren, die Menschen durch die Kraft seines stets scharfen, lichtvollen Verstandes hinzureißen, der Prinz von Ligne bezauberte, blendete durch die sprudelnde Grazie seiner unerschöpflichen Einbildungskraft: Dieser übertrug in die verschiedenen Zweige der Literatur die Feinheit, Anmut und den Glanz eines Hofmannes, jener beherrschte die wichtigsten Angelegenheiten mit der ruhigen Leichtigkeit eines vornehmen Mannes und der unerschütterlichen Mäßigung eines überlegenen Menschen. Der eine wie der andere war an glücklichen Einfällen, Witzen, originellen, pikanten Zügen reich, beim Staatsmanne waren sie gewichtiger, charakteristischer, bei dem Krieger unerwarteter, funkelnder. Alle beide endlich hatten jenes Wohlwollen, das die Mitgift eines Mannes von Geburt ist, bei dem einen äußerte es sich

auf stillere, bei dem anderen auf mitteilende Weise. Glücklich, sagte ich oft zu mir, wer morgens beim Prinzen von Ligne und den Abend bei dem Herrn von Talleyrand zubringen kann! Wenn jener seinen Geist durch Belehrungen einer langen Erfahrung, durch die Aufeinanderfolge stets wahrer Schilderungen bereichert, wird dieser seinen Geschmack durch den sicheren Takt, die scharfsinnigen Bemerkungen, denen nichts entgeht, und die Magie der Unterhaltung läutern, welche alle besiegt, die sie nicht überzeugen kann. Gewiß, das wäre die wünschenswerteste Schule für den guten Ton, die Sitten und das Talent!

Jene Soiree dauerte nicht so lange als gewöhnlich. Die Frau Gräfin von Perigord mußte sich mit den meisten unter uns nach der Burg begeben, um einem sogenannten Riesenkonzerte beizuwohnen. Nichts, sagte man, konnte einen besseren Begriff von den wunderbaren Resultaten geben, welche man in Wien durch Ausübung von Instrumentalmusik erlangt hatte. Wir ließen den Fürsten bei seiner Whistpartie, welche er alle Abende mit Vergnügen und großer Vollkommenheit spielte, und begaben uns in den Kaiserpalast.

In einem der größten Säle, dem Staatssaal, hatte man etwa hundert Pianofortes vereinigt, auf welchen Meister und Dilettanten ein Konzert spielten. Salieri[1]), der Komponist der Danaïden, dirigierte dies gigantische Orchester. Aber die Wahrheit zu gestehen, ausgenommen den allgemeinen Anblick, welcher bei allen Festlichkeiten stets blendend war, glich dies Charivari ohnegleichen, trotz des großen Talentes des Dirigen-

1) Anton Salieri (1750—1825), Komponist und Hofkapellmeister. — Das Konzert fand am 6. Oktober statt. Man führte das Oratorium Samson auf.

ten, mehr einem harmonischen Kunststück als einem Konzerte von gutem Geschmack. Indessen war diese neue Überraschung doch von der Art, wie man es von dem vom Hofe verordneten Festkomitee nur erwarten konnte; um das Zutrauen zu rechtfertigen, das in dasselbe gesetzt worden war, mußte es sich stets erschöpfen, unerwartete Festlichkeiten und außerordentliche Zerstreuungen zu erfinden.

Und insofern hatte es auch diesmal seine Aufgabe glücklich gelöst.



# VI

Das Arbeitszimmer des Prinzen von Ligne. — Das durch Schwimmen eroberte Land. — Die Reise mit der Post. — Erinnerung an Madame Stael. — Das Schloß Schönbrunn. — Der Sohn Napoleons. — Schilderung desselben. — Volksfest im Augarten. —

Ich begab mich zum Prinzen von Ligne, um ihm meine tägliche Visite zu machen. Er lag noch im Bette und ich stieg ins Bibliothekzimmer, wo dasselbe stand. Der Ort, wo ein berühmter Mann gewöhnlich wohnt, ist immer interessant; überall findet man die Spuren seiner Neigung und der eigentümliche Charakter seines Genies enthüllt sich in den geringsten Einzelnheiten; alles ist würdig, Neugier zu erregen oder die Aufmerksamkeit zu fesseln. Von seinen Büchern, seinen zerstreuten Manuskripten umgeben, schien der Prinz von Ligne ein General unter seinem Zelte zwischen Waffen und Trophäen.

Die Freiheit etwas mißbrauchend, welche Dichter sich erlauben, denen schöne Unordnung eine Folge der Kunst ist, ließ er um sich herum eine Art von Mischmasch herrschen, die nicht ohne Anmut war. Hier Montesquieu, Rousseau geöffnet neben einer Liebeskorrespondenz, dort kleine Verse neben militärischen Werken des Erzherzog Karl[1]; ferner angefangene Briefe, Gedichte und entworfene strategische Werke. Bewun-

[1]) Karl Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich, einer der ausgezeichnetsten Feldherrn der neueren Zeit, Bruder des Kaisers Franz I. (1771—1847). Er war der Sieger von Aspern.




*Charles*
*Prince de Ligne.*



derungswürdiges Gemisch des vornehmen Mannes, des Mannes von Geist, des Soldaten, war der Prinz von Ligne einer von den Typen, die man nicht mehr findet; abwechselnd fesselte er die ausgezeichnetsten Frauen durch eine verführerische glänzende Unterhaltung, setzte die bedeutendsten Generäle durch die Tiefe seiner Pläne in Erstaunen und entzückte jedermann durch die Freiheit, die Wahrheit seiner Bemerkungen.

Vor ihm war ein Pult, auf welchem er schrieb. Sein Geist, noch ganz von jugendlicher Einbildungskraft glühend, wie sein Herz von Güte, schien die Zeit zu verschlingen, und so verbrachte er nie einen Tag, ohne daß er eine von jenen scharfsinnigen oder spaßhaften, glänzenden oder tiefen Bemerkungen aufs Papier warf, die er im Laufe der Unterhaltung zu machen Gelegenheit gehabt.

„Ich gehe heute nach Schönbrunn," sagte er zu mir, „Sie begleiten mich, nicht wahr? Ich habe das Ehrenamt, bei dem kleinen Herzog, dem gebornen König, einzuführen; erlauben Sie mir nur noch, daß ich dies Kapitel vollende, welches einen von den Auftritten dieser Zeit schildert, dann steh' ich zu Diensten."

„Ich werfe meine Ideen aufs Geradewohl aufs Papier," fügte er hinzu, „damit sie mir nicht entfallen. Dies große Gemälde begeistert mich; ich meine, inmitten dieser bezaubernden Freuden, kommt mir vielleicht ein Gedanke, der eines Tages wohltuend oder Vergnügen machend wirken wird. In diesen Kreis von Chimären hineingezogen, höre ich nicht auf, Beobachter zu bleiben; obgleich Handelnder auf der Szene, die gespielt wird, sehe ich alles, was um mich herum geschieht, wie einen Fußtritt an, den man in einen Ameisenhaufen tut."

Und er begann wieder zu schreiben. Plötzlich sagte

er zu mir, da er etwas nachzuschlagen hatte: „Tun Sie mir den Gefallen und geben Sie mir den Manuskriptenband dort, den Sie auf der dritten Bücherreihe sehen."

Ich stehe auf und suche den Ort, den er mir bezeichnet hat; aber da ich einen Augenblick zweifelhaft war, springt er aus dem Bett, klettert die Leiter hinauf, nimmt das Buch und legt sich dann mit einer Geschwindigkeit nieder, die schneller ist, als Worte. Ich äußerte mein Erstaunen über eine für sein Alter so außerordentliche Beweglichkeit.

„Es ist wahr," sagte er zu mir, „ich bin mein ganzes Leben lang immer sehr leichtfüßig gewesen, und oft ist's mir gut bekommen. Auf jener zauberhaften Reise, bei welcher ich Katharina die Große[1]) in Taurien begleitete, fuhr die kaiserliche Yacht bei dem Vorgebirge von Parthenizza herum, wo, wie man sagt, der Tempel Iphigeniens gewesen ist. Man stritt über die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit dieser Tradition, als Katharina die Hand nach dem Ufer hinausstreckte und sagte:

‚Prinz von Ligne, ich verleihe Ihnen das streitige Gebiet.'

„Sofort stürzte ich mich in Uniform, den Hut auf dem Kopfe, ins Meer, und erreiche schwimmend das Vorgebirge.

„Ihre Majestät," rief ich aus, als ich am Ufer war, und zog meinen Degen, „ich nehme davon Besitz." Der Felsen auf Tauris hat seitdem meinen Namen behalten, und ich dessen Grundbesitz[2]). Sie sehen, mein Kind, die Be-

1) Katharina II. von Rußland (1729—1796).
2) Dies ist nicht ganz richtig, denn de Ligne hatte schon 1798 diesen Besitz verkauft und dadurch seine Vermögensumstände etwas gebessert (Thürheim, C. J. Fürst de Ligne, S. 189). Übrigens

weglichkeit hat oft glückliche Erfolge, und man muß im Leben verstehen, rasche Entschlüsse zu fassen. Einige Jahre vor der Revolution befand ich mich in Paris; im Genusse des Augenblicks, der Sorglosigkeit der Jugend hatte ich mich etwas vergessen und besonders den Zustand vergessen, in dem meine Börse sich befand; sie war leider ebenso leer an Geld, als mein Herz voll Glück und mein Geist voll Launen. Indessen mußte ich am anderen Tage in Brüssel sein, um bei der Erzherzogin, Regentin der Niederlande[1]), zu speisen. Ich war in diesem ungeheueren Paris fremd, meine Verlegenheit daher äußerst groß. Mit dem Prinzen Max, damals Oberst in französischen Diensten, heute König von Bayern, war ich durch aufrichtige Freundschaft verbunden; Sie kennen seinen Edelmut, seine bewunderungswürdige Hingebung; alles, was er besaß, stand in jedem Augenblick seinen Freunden zu Gebote. An ihn wandte ich mich; aber der vortreffliche Max war noch nicht König und hatte noch keinen Finanzkommissär, um seine Kassenverwaltung zu besorgen; so traf es sich, daß seine Börse gerade ebenso leicht war, als die meine. Was sollte ich machen? Der Postillion ist der unerbittlichste der Menschen und kommt auf jeder Station mit dem Hute in der Hand, um seine Bezahlung zu verlangen. Ich erfuhr, daß mein Vetter, der Herzog von Aremberg[2]), der viel arrangierter

hatte die Kaiserin diese Landstriche schon in Petersburg geschenkt und es war nicht das Meer, sondern der Dnieper, in den sich der Fürst, wie er selbst sagt, stürzte, um auf der einen Seite eines Felsens den Namen Katharinas, auf der anderen den der Dame seines Herzens einzugraben.

1) Erzherzogin Christine, die Lieblingstochter Marie Theresias, vermählt mit Herzog Albert von Sachsen-Teschen. De Ligne war oft in Paris.

2) Karl Maria Raimund Herzog von Aremberg (1721—1778), österreichischer Feldmarschall.

war, als ich, mit Extrapost noch an demselben Abende nach Brüssel reise. Sogleich war mein Entschluß gefaßt, und ich sagte zu mir selbst: Du wirst noch vor ihm dort sein. Ich begebe mich, gestiefelt und gespornt wie ein Kurier, auf die Post, lasse mir ein Pferd geben und reite fort, um auf der nächsten Station Relais für den Herzog zu bestellen. So reit' ich von Paris bis nach Brüssel, eile ihm immer einige Minuten voraus und bereite ihm auf dem ganzen Wege die Postpferde vor. Mein Vetter, der keinen Kurier vorausgeschickt hatte, wußte nicht, welcher unsichtbaren Vorsicht er diese Pünktlichkeit verdankte, die seine Reise bedeutend abkürzte. Bei seiner Ankunft erzählte ich ihm meine kleine Eulenspiegelei, über die wir sehr viel lachten, und die mich instand setzte, mein Diner bei der Erzherzogin nicht zu versäumen."

Während er so plauderte, kleidete er sich an. Als er seine strahlende Uniform eines Obersten der Leibgarde angezogen und sich mit einem halben Dutzend Orden bedeckt hatte, sagte er zu mir:

„O mein Kind, wenn mir heute noch die Jugendtäuschung den Spiegel vorhielte, wie gern würd' ich diesen Pomp mit der einfachen Fähnrichsuniform vom Regiment meines Vaters vertauschen. Ich hatte noch nicht sechzehn Jahre, als ich sie zum ersten Male anzog, und dachte damals, mit dreißig wäre man schon sehr alt. Alles ändert sich mit der Zeit. Jetzt glaube ich mit achtzig Jahren noch jung zu sein, obgleich manche Kritiker finden wollen, daß ich es zu sehr bin. Es schadet nichts; ich tue alles, was ich kann, um ihnen zu beweisen, daß ich jung genug bin. Die Wahrheit zu gestehen, war meine Laufbahn eine glückliche; weder Reue noch Ehrgeiz, noch Eifersucht haben ihren Lauf gehemmt, ich habe

meinen Kahn so ziemlich gut geführt, und bis ich in Charons Nachen steige, will ich nicht aufhören, mich für jung zu halten, allen denen zum Ärger, die darauf versessen sind, mich als alt zu betrachten."

Selbst indem er so scherzte, verlieh er allen seinen Worten einen Reiz, von dem man sich keine Idee machen kann. Ich wiederholte ihm, das Alter sei stets an ihm vorbeigeglitten, ohne ihn zu berühren, und die Zeit tue ihm die Ehre an, ihn zu vergessen. Er glaubte mir, und ein Ausdruck innigen Wohlbehagens strahlte in seinem schönen Antlitz.

Als wir hinunter gingen, fanden wir einige von den Überlästigen, die ihn stets belagerten. Sein Gesicht verfinsterte sich, er befreite sich von diesen Zudringlichen mit einigen zuvorkommenden Artigkeiten und ging weg.

„Ach," sagte er, „was hasse ich diese Wortkrämer, diese Witzjäger, diese wandelnden Lexika, die anstatt alles Geistes nur Gedächtnis haben. Das beste Buch zum Lernen ist die Welt; aber dies Buch wird stets für sie geschlossen sein."

Bald rollten wir auf dem Wege nach Schönbrunn dahin. Leider konnte man dem Wagen des Prinzen nicht das Kompliment machen, das ich eben an den Prinzen selbst gerichtet hatte; es war unmöglich, zu glauben, daß er jemals jung gewesen sei, und seine Federn verlangten mit lautem Geschrei, daß man sie mit den elastischeren unserer Zeit vertausche. Es ist mir, als sähe ich heute noch die alte, graue, mit zwei mageren weißen Pferden bespannte Karosse. Auf den Türen war das breite Wappen gemalt, und darüber stand der Wahlspruch des Hauses Egmont, aus dem des Prinzen Linie abstammt:

Quo-res-cumque cadunt, semper stat linea recta.

Hinten auf diesem altertümlichen Wagen stand ein sechs Fuß hoher Heiducke, ein alter Türke, den ihm noch der Fürst Potemkin bei der Belagerung von Ismail[1]) geschenkt hatte, und der den Namen der eroberten Stadt führte. Aber der Marschall wußte die Länge des Weges abzukürzen, wie er die Kärglichkeit seiner Mahlzeiten durch die Hilfsmittel seiner Unterhaltung ergänzte. Die Fahrt von beinahe einer Stunde kam mir kurz vor, und bald waren wir am Tore des Schlosses angelangt.

Das kaiserliche Schloß Schönbrunn, von den Prinzen des Hauses Österreich begonnen, war der Gegenstand einer ganz besonderen Vorliebe Maria Theresiens; sie vollendete den Bau, und ihre Ungeduld war so groß, daß sie nachts bei Fackelschein daran arbeiten ließ. Das Schloß hat eine entzückende Lage am rechten Ufer der Wien. Das majestätische Ganze der Architektur kündigt uns gleich eine königliche Wohnung an. Die Gärten sind von edler, anmutiger Einteilung und von Wasserpartien durchschnitten, die kunstreich benutzt sind; Bäume von der reichsten Vegetation und die schönsten Bronzen und kostbarsten Marmorstatuen entsprechen aufs Würdevollste der Pracht des Schlosses. Im Parke sieht man zahlreiche Gruppen von Ziegen, Hirschen, Rehen umherspringen, welche friedliche Gäste dieses Gehölzes sind und die Nähe der Besucher zu lieben scheinen. Alle Tage, zu jeder Stunde sind die Alleen und die Gärten dem Publikum geöffnet, eine Menge von Wagen und Reitern durcheilen sie unaufhörlich. Der Park ist von Vergnügungsorten umgeben, welche zur schönen Jahreszeit Zeugen einer Aufeinanderfolge von Lust und

1) Ismail wurde am 11. Dezember 1790 unter unsäglichen Gräueln erstürmt.

Festen sind. Die lärmende Freude an diesen Orten scheint bis zur kaiserlichen Wohnung hinzudringen und durch die Lebhaftigkeit des Glücks die Reize dieser edeln Wohnung noch zu vermehren.

Die Zimmer des Palastes sind geräumig und ausgezeichnet möbliert; man sieht noch mehrere Zimmer, welche ganz mit Schwarz ausgeschlagen geblieben sind, aus der Zeit her, wo Maria Theresia ihren Gatten verlor. Ein kleines Arbeitszimmer ist mit Zeichnungen geziert, welche verschiedene Erzherzoginnen angefertigt haben. Dahin zog sich bei seinem Aufenthalt in Schönbrunn Napoleon gewöhnlich zum Arbeiten zurück, und daselbst sah er auch zum ersten Male das Bildnis Maria Louisens und kam auf die Idee einer Vereinigung, welche soviel Einfluß auf sein Geschick gehabt hat[1]).

Aus diesem Zimmer führt eine Treppe in den Garten. Auf einem bewaldeten Hügel erhebt sich ein reizender Pavillon, der von Maria Theresia erbaut ist und Gloriette genannt wird. Dieses elegante Gebäude von wahrhaft zauberischer[2]) Bauart, aus Arkaden, Kolonnen und Trophäen bestehend, schließt die Perspektive und bildet einen sehr glücklichen Schmuck. Es ist zu gleicher Zeit ein Palast und ein Triumphbogen; eine Doppeltreppe führt hinauf. Die Aussicht, die man vom

1) Am 10. Mai 1809 neun Uhr abends wurde mit Haubitzen auf Wien geschossen. Damals lag im väterlichen Palast die junge Erzherzogin Maria Louise krank. Auf eine einfache Anzeige von diesem Umstande wurde die Direktion des Feuers sogleich geändert und der Palast geschont. O Tag des Glückes! wer hätte damals Maria Louisen gesagt, daß nach wenigen Monaten dieselben Hände, welche Wien zittern machten, Kronen auf ihr Haupt setzen sollten, daß sie im Palais der Tuilerien als Gattin und Mutter über diese Franzosen herrschen würde, welche sie jetzt in Schrecken setzten.

(Las Casas, Memorial de St. Hélène.) — Notiz d. Verf.

2) Das ist wohl übertrieben.

Hauptsaale aus genießt, übersteigt alle Beschreibung; ungeheuere Massen von Grün lagern sich vor dem Blick; am Horizont ist die Stadt Wien, der Lauf der Donau und endlich die hohen Berge, deren Umrisse die herrliche Landschaft einschließen. Es ist schwer, sich ein reicheres Panorama vorzustellen.

Die Gewächshäuser von Schönbrunn sind vielleicht die schönsten in Europa. In ihnen befindet sich der ganze vegetabilische Reichtum des Weltalls. Der Kaiser Franz, welcher eine besondere Neigung zur Botanik hatte, zog dort selbst seine seltenen Pflanzen.

Nicht weit davon ist die Menagerie, welche rings um einen Pavillon angelegt ist, in dem sich verschiedene für die Tiere bestimmte Käfige befinden. Jede besondere Art hat ihre Wohnung und ihren Garten mit den Pflanzen und Bäumen des Klimas, in dem sie geboren ist; obgleich Gefangene, leben auf diese Weise die Tiere doch mit einem Anschein von Freiheit. In der Nähe des Schlosses hatte man eine kleine, sorgfältig gehegte Abteilung gemacht, welche der Privatgarten des Sohnes Napoleons war. Der junge Prinz unterhielt sich damit, dort Blumen zu pflegen, von denen er jeden Morgen einen Strauß für seine Mutter und seine Gouvernante machte.

Als wir durch die Höfe kamen, welche sehr groß sind, zeigte mir der Prinz die Stelle, wo gegen die Zeit der Schlacht von Wagram ein junger Fanatiker[1]) den Kaiser Napoleon bei offener Parade hatte ermorden wollen. Wenn ein Verbrechen von dieser Art auch niemals ein anderes Gefühl als Unwillen einflößen kann, so hätte man doch den jungen Mann beklagen mögen wegen des Mu-

1) Es war der bekannte Staps, geb. 1792, füsiliert 1809 in Schönbrunn.

tes und der Kaltblütigkeit, welche er im Augenblick seines Todes zeigte.

In denselben Höfen war es, wo Napoleon zur selben Zeit seinem Ordonnanzoffizier, dem Prinzen von Salm [1]), den Befehl gab, ein Regiment der deutschen Konföderation manöverieren zu lassen und bei dem Manöver deutsch zu kommandieren. Das Volk war in Haufen herzugeströmt und diese kleine Galanterie des Siegers ließ die Wiener einen Augenblick vergessen, daß ihre Hauptstadt in der Gewalt des Feindes war.

Im Vorzimmer kam ein französischer Diener, noch in der napoleonischen Livree, uns entgegen. Er kannte den Marschall und ging sogleich, um uns der Frau von Montesquiou [2]) anzumelden.

„Ich hoffe, wir werden nicht warten," sagte der Prinz zu mir, „denn wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich bin in Schönbrunn fast ein Graf von Ségur." Er spielte auf die Stelle eines Groß-Zeremonienmeisters an, welche Herr von Ségur [3]), den er einst am Hofe Katharinens sehr genau gekannt hatte, bei Napoleon bekleidete.

Einige Augenblicke darauf kam Frau von Montesquiou und entschuldigte sich höflich, uns nicht sogleich einlassen zu können.

1) Wahrscheinlich Otto Friedr. Fürst von Salm-Kyrburg, geb. 1789 zu Paris, gest. daselbst 1859, er war auch Ordonnanzoffizier Napoleons III.

2) Gräfin Montesquiou, Gattin des Oberstkämmerers, die 1811 zur „Gouvernante der Kinder Frankreichs" ernannt wurde und den König von Rom in sein Exil begleitete (s. Helfert, Maria Louise, s. Index). Ihr Sohn machte den bekannten Entführungsversuch des Königs von Rom am 19. März 1815, worauf alle Franzosen, auch die Gräfin entlassen wurden.

3) L. Ph. Graf von Ségur (1753—1830), Militär, französischer Gesandter in Rußland, unter der Revolution verlor er sein Vermögen, gelangte aber unter Napoleon zu Ehren und Würden und war Groß-Zeremonienmeister des ersten Kaiserreiches.

„Der junge Prinz“ [1]), sagte sie zu uns, „sitzt in diesem Augenblicke zu einem Gemälde, das Isabey [2]) von ihm entwirft, und welches der Kaiserin Maria Louise bestimmt ist. Da er den Herrn Marschall sehr liebt, so wird dessen Ankunft ihm gewiß sehr angenehme Zerstreuung verschaffen. Ich werde die Sitzung so viel als möglich abzukürzen suchen.“

— „Sie wissen,“ sagte der Prinz von Ligne, als Frau von Montesquiou uns verlassen hatte, „was bei meinem ersten Besuche hier mir passierte. Als man dem Kinde meldete, daß der Marschall Prinz von Ligne ihn besuchen wolle, rief er aus: ‚Ist das einer von den Marschällen, welche meinen Vater verraten haben? Er soll nicht eintreten!‘ Man hatte viele Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß Frankreich nicht das einzige Land wäre, wo es Marschälle gäbe.“

Bald darauf führte uns Frau von Montesquiou ein. Sobald der junge Napoleon den Prinzen von Ligne erblickte, sprang er von dem Stuhle, auf welchem er saß, und warf sich dem alten Manne sogleich in die Arme. Es war wirklich das schönste Kind, das man sehen kann. Seine Ähnlichkeit mit der Großmutter, Maria Theresia, war erstaunlich; der engelgleiche Schnitt seines Gesichtes, die blendende Weiße seiner Hautfarbe, das Feuer seiner Augen, die schönen, blonden Haare, welche in dichten Locken auf seine Schultern fielen, boten dem Pinsel Isabeys das anmutigste Vorbild dar; er war in eine reichgestickte Husarenuniform gekleidet und trug auf seinem Dolman den Stern der Ehrenlegion.

1) Herzog von Reichstadt (Napoleon Franz Jos. Karl), der unglückliche Sohn Napoleons I. (1811—1832).

2) Jean Baptiste Isabey, berühmter französischer Miniaturmaler (1767—1855), er hat fast alle Größen des Wiener Kongresses porträtiert und war auch Napoleons Hofmaler.

„Ein Franzose, mein Prinz," sagte der Marschall zu ihm und zeigte auf mich.

„Guten Tag, mein Herr!" sagte das Kind zu mir, „ich habe die Franzosen gern."

Da ich mich eines Wortes von Rousseau erinnerte, daß niemand es liebe, ausgefragt zu werden, und besonders Kinder nicht, so bückte ich mich schweigend zu ihm nieder und umarmte ihn.

Der Sohn Napoleons ist nicht mehr. Der unerbittliche Tod hat mit zweiundzwanzig Jahren den Lauf eines Lebens abgeschnitten, das auf dem Throne angefangen, und in dem Augenblicke, wo die glänzenden Eigenschaften dieses Prinzen ohne Zweifel ihn berühmt machen mußten und seine edlen Gesinnungen ihm alle Herzen gewonnen hatten. Alles, was sich auf diesen Sprößling so großen Ruhms bezieht, der von der Wiege an Opfer eines verhängnisvollen und unerhörten Geschickes gewesen, erregt in uns mitleidsvolle, von Ehrfurcht begleitete Erinnerungen.

Sein Geist war lebhaft und früh reif; alle seine Worte erstaunten durch ihre Bestimmtheit; sein Gedächtnis, seine Leichtigkeit zu allem war wunderbar; in kurzer Zeit lernte er Deutsch und sprach es ebenso leicht als das Französische. Sein Charakter war fest und seine Entschlüsse, die Frucht eines ernsten Nachdenkens, waren, wenn einmal gefaßt, unerschütterlich. Seine geringste Bewegung war voll Anmut; seine Gebärde, wenn er irgend etwas bekräftigen wollte, schön, ernst und feierlich. Sein Geschmack für das Soldatenwesen verriet sich in seinen Augen und in seinen Worten.

„Ich will Soldat werden," sagte er, „dann will ich auf die Bresche steigen."

Man warf ihm ein, daß Bajonette ihn verhindern würden, es zu tun.

„Hab' ich keinen Degen, um die Bajonette zurückzuhalten?" antwortete er stolz.

Seine Begierde, die Geschichte seines Vaters kennen zu lernen, war sehr groß, und der Kaiser, sein Großvater, welcher überzeugt war, daß die Wahrheit die Basis jeder Erziehung und vorzüglich der eines Prinzen sein müsse, wollte, daß man ihm nichts verschweige[1]). Das Kind hörte mit lebhafter Aufmerksamkeit die Erzählung von einem Leben, das in zwanzig Jahren alles, was nur geglaubt werden kann, in sich vereinigt zu haben scheint. Die Lebhaftigkeit seiner Freude, die Ungeduld seiner Wünsche und Launen hatten den Charakter der Kindheit, während seine Begierde, sich zu unterrichten, und das stille, nachdenkliche Wesen ein schon reiferes Alter zu verraten schien. Alles an ihm führte zu dem Glauben, daß das Genie erblich ist.

Bei einem denkwürdigen Umstande hatte sich, wie man weiß, sein Instinkt gezeigt. Am 29. März 1814, als die Kaiserin Marie Louise die Tuilerien verließ, um sich nach Rambouillet zu begeben, und man das junge Kind zu seiner Mutter, die es erwartete, bringen wollte, setzte es einen lebhaften Widerstand entgegen und begann zu rufen, man verrate seinen Papa, und er wolle nicht weggehen: Frau von Montesquiou war genötigt, ihr ganzes Ansehen bei ihm geltend zu machen, damit er sich nur zur Kaiserin bringen ließ. Es gelang ihr nur, indem sie Gewalt anwandte und ihm versprach, ihn bald wieder zurückzubringen. Das arme Kind hatte erraten, daß es die Tuilerien nicht wieder sehen würde.

Seine Geistesgegenwart zeigte sich bei allem, was seinen berühmten Vater betraf. Am Tage vor unserem Besuche meldete man ihm den englischen Kommodore Sir

1) Dies ist freilich cum grano salis zu verstehen.

Neil Campbell, denselben, der Napoleon nach der Insel Elba begleitet hatte[1]).

„Sind Sie zufrieden, mein Prinz," sagte ihm Frau von Montesquiou, als sie ihm den Offizier vorstellte, „den Herrn zu sehen? Er hat Ihren Vater erst seit wenigen Tagen verlassen."

„Ja, es freut mich sehr," antwortete er und legte den Finger auf den Mund, „aber schweigen Sie davon."

Der Kommodore nahm ihn in seine Arme und sagte zu ihm: „Ihr Vater hat mich beauftragt, Sie zu umarmen." Er umarmte ihn und setzte ihn dann wieder auf die Erde. Das Kind, das in diesem Augenblicke gerade einen Kreisel in der Hand hatte, warf ihn schnell auf den Boden, daß er zersprang. „Armer Papa!" sagte er und brach in Tränen aus.

Was mögen wohl seine Gedanken gewesen sein? Konnte er in einem so zarten Alter ganz und gar begreifen, was Schiefes und Falsches in der Stellung des Sohnes Napoleons liege, der gefangen im österreichischen Schloß Schönbrunn sei?

Er sprach sich über den Verlust seines kindlichen Königtums mit einer Art rührender, entsagender Schwermut aus.

„Ich sehe wohl, daß ich nicht mehr König bin," sagte er auf seiner Reise von Rambouillet nach Wien. „Ich habe keine Pagen mehr"[2]).

Diese mutige Entsagung, welche der Hauptzug seines Charakters war, bewahrte er bis zu seinem letzten Au-

1) Sir Neil war einer von den Zeugen des erhebenden Abschieds von Fontainebleau. Als Napoleon die Adler seiner alten Garde umarmte, warf er, von unwillkürlicher Begeisterung hingerissen, seinen Hut in die Luft und rief wie die anderen: „Vive l'empereur!" (Notiz d. Verf.)

2) Das Wort ist historisch, vgl. Souvenirs de Méneval, T. III.

genblicke. Als er, zweiundzwanzig Jahre alt, von einer schmerzvollen Krankheit untergraben in demselben Schlosse Schönbrunn sein Leben aushauchte und langsam den Tod herankommen sah, er so jung, schön, talentvoll, der Sohn eines großen Mannes, sprach er von seinem bevorstehenden Ende mit den Personen, die ihn umgaben, und hatte eine Art von Vergnügen daran, selbst alle Täuschungen der Hoffnung zu zerstören.

Wir näherten uns Isabey, welcher bei der Vollendung des Porträts des jungen Prinzen war. Es war von täuschender Ähnlichkeit und anmutig, wie alle Produktionen dieses Künstlers. Es ist dasselbe, welches er 1815 Napoleon bei seiner Zurückkunft von der Insel Elba zeigte.

„Was mir am meisten an diesem Porträt gefällt," sagte der Prinz von Ligne, „ist seine außerordentliche Ähnlichkeit mit einem von Joseph II., als er noch Kind war, das mir Maria Theresia geschenkt hat. Diese Ähnlichkeit mit einem großen Manne ist von glücklicher Vorbedeutung für die Zukunft."

Darauf sagte er dem Maler etwas Schmeichelhaftes über die Vollkommenheit seiner Arbeit und fügte einige wohlwollende Worte über seinen europäischen Ruf hinzu.

„Ich bin nach Wien gekommen, Herr Marschall," sagte Isabey zu ihm, „weil ich hoffte, die Züge aller der berühmten Personen durch meinen Pinsel festhalten zu können, welche sich hier befinden, und bei Ihnen hätte ich anfangen müssen"[1]).

1) Isabey hatte schon 1812 in Prag ein vortreffliches Porträt des Fürsten de Ligne gemalt und dieser schrieb ihm in das Stammbuch ein geistvolles Lobgedicht (s. Thürheim, de Ligne usw., S. 223 f.).

„Gewiß, in Beziehung auf mein Altersvorrecht.“

„O nein,“ erwiderte Isabey, dessen Geist man kennt, „sondern als Vorbild von allem, was in diesem Jahrhunderte berühmt genannt wird.“

Unterdessen war der junge Napoleon in eine Ecke des Saales gegangen, um ein hölzernes Ulanenregiment zu holen, das sein Großonkel, der Erzherzog Karl, ihm vor einigen Tagen geschickt hatte. Durch einen sehr einfachen Mechanismus bewegt, ahmten die Reiter, die auf eine bewegliche Schere gesteckt waren, alle militärischen Evolutionen nach, brachen ab, stellten sich in Kolonne und so weiter.

„Nun, mein Prinz, ans Manöver!“ rief der Prinz von Ligne mit lauter Stimme.

Sogleich wird das Regiment aus der Schachtel genommen und in Schlachtordnung gestellt.

„Achtung,“ sagte der alte Marschall, der seinen Degen gezogen hatte und dastand wie ein General auf der Parade.

Unbeweglich und aufmerksam, ernsthaft wie ein russischer Grenadier, stellt sich der junge Prinz auf den linken Flügel seiner Truppen, den Griff der Schere in der Hand. Das Kommando geschieht und augenblicklich auch die Ausführung; ein anderes folgt — derselbe Gehorsam; derselbe Ernst von beiden Seiten. In der Tat, wenn man das liebliche Gesicht dieses Kindes beim Bilde der Schlachten glühen sah und von der anderen Seite den alten, berühmten Überrest längst vergangener Kriege sich beim Spiele dieses Kindes beleben, so hätte man sagen mögen, daß der eine von seinem Vater die lebhafte Leidenschaft für die Kriegskunst geerbt habe und der andere, um vierzig Jahre verjüngt, seine glorreichen Feldzüge noch einmal beginnen wolle. Es

gab einen lieblichen Kontrast und ein Bild, das wohl würdig wäre, das Genie unserer Maler zu begeistern.

Die großen Manöver wurden unterbrochen, indem man die Kaiserin meldete. Da sie es liebte, mit ihrem Sohne allein zu sein, dessen Erziehung sie selbst überwachte, so zogen wir uns zurück, und ließen Isabey da, der ihr seine Arbeit zu zeigen wünschte.

Als wir wieder in den Wagen gestiegen waren, sagte der Prinz von Ligne, von dem Besuche noch ganz bewegt, zu mir:

„Ach, als Napoleon in Schönbrunn die Unterwerfung Wiens annahm, dort die denkwürdige Schlacht von Wagram entwarf, als er in diesen weiten Höfen seine siegreichen Phalanxen in Gegenwart der erstaunten Wiener Revue passieren ließ, war er weit davon entfernt, vorauszusehen, daß einst in demselben Schlosse der Sohn des Siegers und die Tochter des Besiegten von dem als Pfand zurückbehalten werden würden, dessen Geschick damals ganz in seinen Händen lag. In meiner langen Laufbahn bin ich Zeuge von manchem Ruhm, von manchem Mißgeschicke gewesen, aber nichts gleicht der Geschichte, von welcher soeben ein Kapitel sich uns enthüllt hat."

Das Feld der Betrachtung verlassend, begann der Prinz mit Zügen voll Lebendigkeit mir die Begeisterung zu schildern, welche 1808 Frau von Stael[1]) in der Wiener Gesellschaft hervorgerufen hatte.

„Diese Frau ist wahrlich außer der Berechnung," sagte er, „das Terrain der Salons ist ihrer moralischen

1) Anna Louise Germaine Baronin von Stael-Holstein (1766 bis 1817), die bedeutendste literarische Gestalt des kaiserlichen Frankreichs. Sie brachte den Fürsten de Ligne dem größeren Publikum durch eine Auswahl seiner Schriften näher. Ihr Aufenthalt in Wien fiel in das Jahr 1807.



I G Mansfeld sc.

FRIEDERICH

*König von Würtemberg*

*Wien bey Artaria und Comp*



Existenz ebenso notwendig, als Bilder es dem Gedanken sind. Bei einem Weibe hat Beredtsamkeit übernatürlichen Zauber und Gewalt. Frau von Stael dachte wie ein Mann und drückte diese Gedanken mit der Anmut aus, welche nur ihrem Geschlechte eigentümlich ist. Das Vergnügen, bewundert zu werden, wenn man spricht, ist die wahre Wollust der Eigenliebe, es ist die berauschendste Huldigung, und Frau von Stael konnte ihr nicht widerstehen. Unsere Vertraulichkeit rührte eigentlich von einem einzigen Worte her. Als ich ihr im Gasthofe zum Schwan[1]), wo sie abgestiegen war, meinen Besuch machte, fragte ich sie, welcher Beweggrund sie nach Wien führe. Sie betrachtete mich mit festem Blick und sagte:

‚Ich komme, um meinen Sohn in die Schule des Genies zu bringen.“

„Dort war er schon seit seiner Geburt, Madame,“ antwortete ich ihr.

„Dieses ganz unbedeutende Kompliment gewann mir ihr Herz; sie gefiel sich darin, Enthusiasmus für mich zu zeigen; ich war wirklich für sie begeistert und ich wage fast zu behaupten, daß Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht, Unrecht gehabt hat, sie sich zur Feindin zu machen[2]). Als sie ihn fragte, welches nach seiner Ansicht die erste Frau des Jahrhunderts sei, wenn er da aus Rücksicht für eine unschädliche Eitelkeit geantwortet hätte: ‚Sie sind es‘, anstatt des bekannten: ‚Madame, das ist die Frau, welche die meisten Kinder bekommt‘: dann vielleicht wären wir heute nicht mit der Absicht

1) Sehr vornehmer Gasthof, der in der Kärntnerstraße gelegen war.

2) Er sandte ihr auch boshaft für eines ihrer Werke einen goldenen Fingerhut.

nach dem Schlosse Schönbrunn gekommen, die uns hergeführt hat. Man muß gestehen, Frau von Stael und ihre ganze Genfer Koterie hatten einigen Anteil an dem Falle des Riesen.

„Aber Sie," fügte er hinzu, „sind Sie noch immer gegen sie eingenommen?"

— „Ich habe für diese berühmte Frau, mein Prinz, die tiefste Ehrfurcht."

„Ja, eine Ehrfurcht, die sich durch höhnische und beißende Verse Bahn bricht. Ich habe Ihre Satire[1]) gegen die Enthusiasten nicht vergessen."

— „Frau von Stael hatte mich in dem verletzt, was mir das Teuerste ist auf der Welt — in der Freundschaft, mich, ein schwaches Wesen, das ein einziger ihrer Blicke töten konnte. Diese Ungerechtigkeit hat mir den Mut gegeben, die Wahrheit zu sagen; ich war der einzige, der es wagte, als die ganze Welt nur mit übertriebenem Ausdruck der blindesten Bewunderung von ihr sprach. Ich habe mit den Rücksichten, die man ihrem hohen Rufe schuldig war, den ausschweifenden Enthusiasmus getadelt, der sogar vor ihren Fehlern sein Knie beugte. Ich muß Ihnen gestehen, Prinz, so viel Ruhm und Aufsehen scheint mir nicht für das Weib gemacht; unser Herz stellt es auf den Altar und ihr steht es wohl nicht an, von demselben herabzusteigen und sich zur Priesterin des Tempels zu machen, da sie doch die Gottheit desselben ist."

Wir kamen dann auf den Lieblingsgegenstand des Prinzen zurück, die Kriegskunst. Ich bezeigte ihm mein Erstaunen, daß man in den letzten Feldzügen seine Er-

1) Diese Satire findet sich in der französischen Originalausgabe im Anhang abgedruckt.

fahrung nicht benutzt und seine Tätigkeit verwandt habe[1]).

„Mein Kind, ich bin mit Joseph II. gestorben."

— „Nein, nicht mit ihm, teurer Prinz, sondern wie er, Europa hat ihm Unsterblichkeit verliehen."

„Er starb wie das Genie; ich kann nicht enden; denn bald habe ich das Alter der Sybille."

Der vortreffliche Prinz liebte es, von seinem Alter zu sprechen; aber er hatte es nicht gern, wenn man mit ihm davon sprach.

Als wir über das Glacis zwischen den Vorstädten und der Stadt fuhren, bemerkten wir einen breiten, offenen, außerordentlich niedrigen Wagen, den eine einzige Person mit ihrer umfangreichen Körperlichkeit ausfüllte. „Halt," sagte der Prinz zu mir, „wir müssen grüßen, das ist auch eine Majestät von Gottes und Robinson Krusoes Gnaden: der König von Württemberg. Napoleons Recht zum Thron und das Recht, das er sich häufig angemaßt, andere darauf zu setzen, war vielleicht mehr als verächtlich. Aber seine Tapferkeit und seine Erfolge haben es verstanden, dasselbe in den Augen Ihrer französischen Nation legitim zu machen, die zu allen Zeiten kriegerischen Ruhm als den ersten Titel der Könige betrachtet hat."

„Bis jetzt", fuhr er fort, „haben wir nur königlichen Festen beigewohnt; ich will Sie morgen zum Volksfeste abholen. Man hat soviel durch das Volk getan, daß man wohl auch etwas für dieses tun kann; es ist ganz in der Ordnung, daß auch es einmal die Reihe trifft. Auf morgen also!"

Das Volksfest[2]) ist eine der glänzendsten Feierlich-

1) Über den Grund s. früher.
2) Es fand am 6. Oktober 1814 statt.

keiten der Stadt Wien. Schon seit langer Zeit war es der Gegenstand der allgemeinen Erwartung. Man zweifelte nicht, daß die Gegenwart von soviel hervorragenden Personen demselben einen neuen Glanz verleihen würde und es so den merkwürdigen Umständen, welche dieselben nach Wien geführt hatten, angemessen ausfalle. Ich war ungeduldig, der Aufforderung meines berühmten Führers nachzukommen und befand mich vor Mittag an der Tür seines kleinen Hauses. Bald darauf machten wir uns nach dem Augarten auf den Weg.

Dort wurde das Fest gefeiert. Der Augarten liegt auf derselben Donauinsel, wie der Prater, der ihn im Westen begrenzt. Der Park ist reich an Gebüschen und Bäumen von der schönsten Vegetation und von herrlichen Alleen durchschnitten, das Schloß von einfacher und glänzender Bauart, ein Werk Joseph II.[1]), und über der Tür verkündet eine Inschrift, daß dieser liebenswürdige philosophische Fürst es dem Vergnügen aller Welt gewidmet hat.

Eine ungeheuere Menge Menschen drängte sich auf dem schönen Platz; das Wetter war herrlich. Die für die Souveräne und die Berühmtheiten des Kongresses errichteten Tribünen waren von Zuschauern und Zuschauerinnen im glänzendsten Putz besetzt. Der Prinz zog es vor, sich unter das Volk zu mischen. Das war mir sehr lieb, da ich hoffen konnte, es werde ihm die Gelegenheit nicht entgehen, seine gewöhnlichen geistvollen Bemerkungen zu machen.

Die österreichischen Veteranen, viertausend an der Zahl, waren zu dem Feste eingeladen worden. Sie gingen beim Klange einer militärischen Musik vor der Tri-

1) Das Augartenschloß wurde eigentlich von Joseph I. hergestellt, Joseph II. gestaltete es nur weiter aus und machte es zu seinem Lieblingsaufenthalt.

büne der Souveräne vorbei und nahmen unter den großen Zelten Platz, die man für sie bestimmt. Darauf wurden Spiele aller Art ausgeführt und der ganze Tag damit verbracht.

Man begann mit Wettläufen, denen Rennen kleiner orientalischer Pferde folgten, ähnlich den Berberpferden, welche sich im Korso von Rom den Ruhm der Schnelligkeit streitig machen. Im Zirkus unter freiem Himmel führte die Kunstreitergesellschaft de Bachs[1]), welche mit Franconi und Astley in London rivalisiert, verschiedene Kunststücke zu Fuß und zu Pferde aus. Auf dem Turnplatze beschäftigten junge Leute durch gymnastische Übungen die Blicke der Zuschauer. Links vom Schlosse hatte man auf dem Rasen einen Mast von hundert Fuß aufgerichtet, auf dessen Spitze ein hölzerner Vogel von ungeheurer Größe seine Flügel ausbreitete; er diente einer Truppe Tiroler Schützen zum Ziel, welche ihre ausgezeichnete Geschicklichkeit im Armbrustschießen daran bewiesen. Der Preis war eine schöne Vase von vergoldetem Silber; lange stritt man sich darum, und endlich erhielt ihn ein Sohn des berühmten Hofer[2]).

Zuletzt erhob sich ein Ballon von ungeheueren Dimensionen in die Lüfte; der Äronaut, der mit ihm aufstieg, ein Nebenbuhler der Garnerin und Blanchard, nannte sich Kraskowitz[3]): bald sah man ihn majestätisch über der Menge schweben und eine große Anzahl Fahnen schwenken, welche allen Nationen angehörten, deren Vertreter in Wien anwesend waren.

„Wahrhaftig,“ sagte der Prinz von Ligne zu mir,

1) Die Kunstreiterfamilie de Bach unterhielt viele Jahre im Prater einen ständigen Zirkus.

2) Andreas Hofer, der Tiroler Freiheitsheld (1765—1810).

3) Kraskowitz und Männer veranstalteten auch 1810 Luftfahrten.

„wenn dieser Luftreisende nur ein wenig Skeptiker ist, so kann er oben auf seiner windigen Höhe eine philosophische Abhandlung machen über die menschlichen Eitelkeiten und das Schauspiel, das er hier unten erblickt. Alle diese vornehmen Leute, die so klein sind, wenn man sie von dort oben mit bloßem Auge betrachtet, die sich in dem kleinen Raume hier umher bewegen und sich untereinander mischen, müssen sehr viel von ihrer Wichtigkeit verlieren. Plötzlich aber, wenn ihn ein Windstoß packte und noch ein wenig höher trägt, verschwinden alle Majestäten, alle Berühmtheiten, diese unsterblichen Leute, seinen Blicken und vermischen sich mit dem Staube, den ihre und ihrer Pferde Füße aufwerfen. Bald kann sein Blick nichts mehr unterscheiden, als unbestimmte Massen, ein Chaos ohne Namen. Aber wenn nun in jener wunderbaren Höhe unser Mann Lust hätte, einen Kursus über Steigen und die Gefahr des Falles zu halten, glauben Sie wohl, daß er an Antonius, an Pompejus, an Napoleon und so viele andere gesunkene Gestirne denken wird? Nein, er denkt gewiß nur an den etwas natürlicheren Fall seines Kollegen Pilatre de Rosier[1]), der ihn mit dem Leben bezahlte."

Eine Stunde darauf hatte sich der Luftschiffer ganz sanft auf der Insel Lobau niedergelassen, welche einst Zeuge war von einer der schönsten Taten der neueren Militärgeschichte.

Die Spiele wurden unterbrochen. Man stellte sechzehn große Tische auf einem weiten Rasenplatze auf; die 4000 Veteranen nahmen daran Platz und ein reichliches Mahl zu sich. Von den mit kriegerischen Trophäen und Fahnen geschmückten Orchestern schallten militärische Symphonien herab. In einer anderen Partie

1) Pilatre de Rosier, geb. 1756, verunglückte 1785.

des Parkes waren vier elegant geschmückte Zelte errichtet; dort führten Böhmen, Ungarn, Österreicher und Tiroler in der malerischen Kleidung ihres Landes beim Klange der Musik, bei Gesang und ihren vaterländischen Instrumenten Nationaltänze auf.

Die Souveräne gingen indessen ohne Begleitung in der Menge umher, betrachteten alles, plauderten herablassend mit den alten narbenbedeckten Soldaten. Es lag etwas Patriarchalisches darin, wie sie so mitten unter der Bevölkerung umhergingen, welche sich um sie drängte. Diese Könige schienen durch ihre Zutraulichkeit ohne Zweifel auch die Freude um sich verbreiten zu wollen, welche sie selbst bewegte, und die man sehr natürlich finden muß, wenn man bedenkt, daß sie seit einigen Monaten erst dem Strome entkommen waren, welcher sie fortzureißen gedroht hatte. Sie hatten sich ja noch kaum von dem Schrecken erholen können, mit welchem so viele Jahre lang der Alp auf ihnen gelegen.

Als der Abend kam, erleuchteten hunderttausend Lampen den Augarten mit Tageshelle. Darauf wurde vor dem Schlosse ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt; die vorzüglichsten Teile desselben stellten die Baudenkmäler von Mailand, Berlin und Petersburg dar. Eine ungeheuere Menge wogte in den Alleen des Augartens, aber keinen Augenblick verleugnete sich ein bewunderungswürdiger Ordnungsgeist[1]). Es war in der ganzen Fröh-

1) Die Gräfin Bernstorff, l. c., I, S. 156 schreibt freilich das Gegenteil: „Von einem enormen Volksfest im Augarten waren wir so verständig gewesen, uns fern zu halten. Man wußte uns nicht genug von dem Gedränge zu erzählen, welches dort geherrscht habe; es war so unerhört gewesen, daß viele der vornehmsten Damen mit zerrissenen Kleidern heim kamen und manches Stück ihres Schmukkes nachher vermißten. Der etwas starken Fürstin Colloredo waren nicht nur der Rock, sondern auch die Ärmel von der Taille im Gedränge abgerissen."

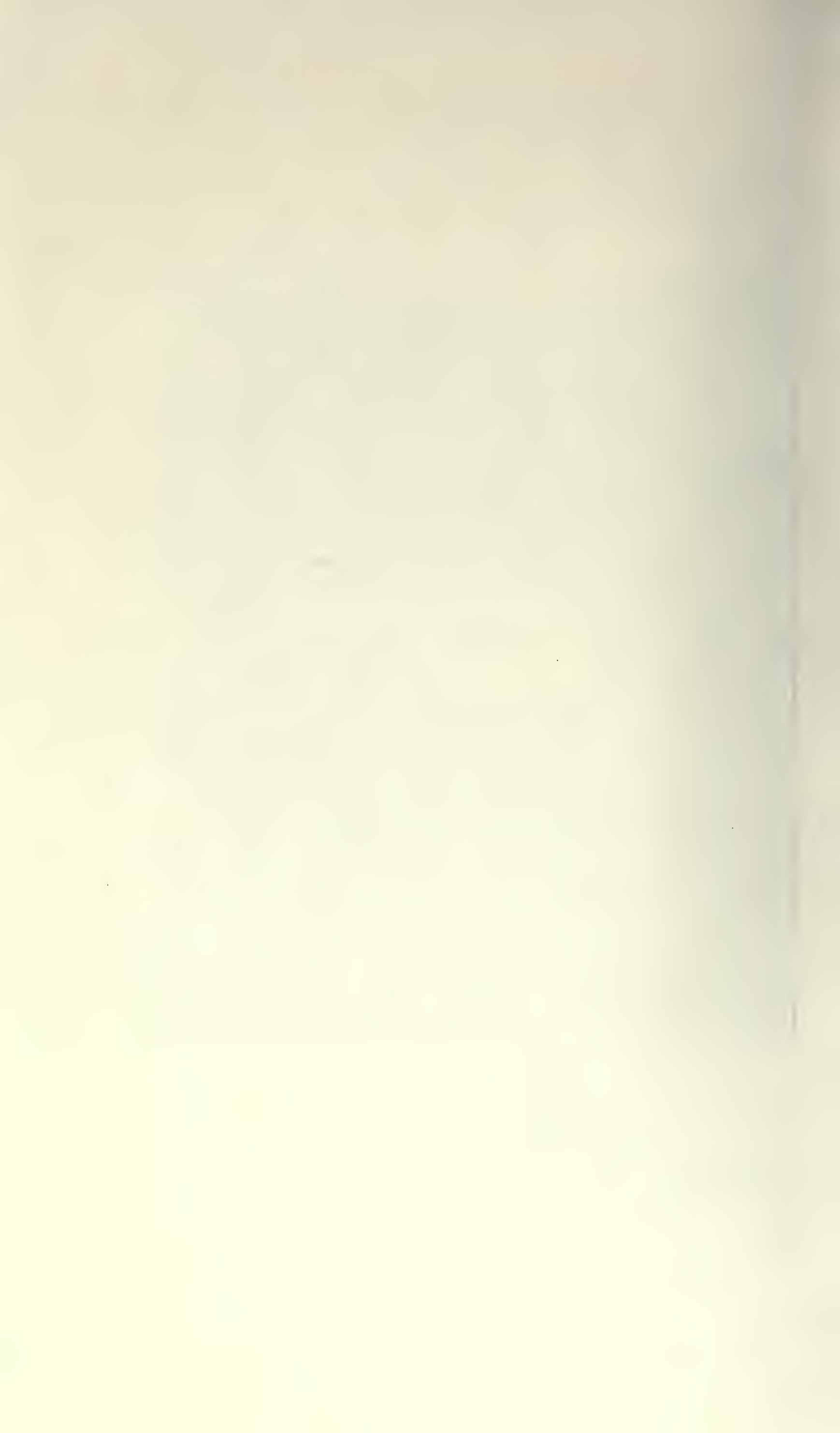
lichkeit etwas so Ruhiges und Bedachtes, wie es nur der deutsche Charakter mit sich bringen kann.

Nach dem Feuerwerke gingen die Monarchen durch die Straßen der Stadt und wurden überall mit einstimmigem Jubelruf empfangen; dann begab sich der ganze Hof nach dem Kärnthner-Tor-Theater, wo man das Ballett Flora und Zephyr[1]) gab. Alle Paläste, alle Hotels, alle Privathäuser waren auf die glänzendste Weise illuminiert und an Sinnsprüchen jeder Art fehlte es dabei nicht. Die Tänze, die Walzer, die Musik der Orchester hörten die ganze Nacht nicht auf; es war ein ununterbrochenes Schauspiel von Glück und Herrlichkeit. Eine wahrhafte Freude herrschte unter dem Volke, und zwar war sie weniger Folge von dem Feste, das man ihm dargeboten, als von der Hoffnung auf einen dauernden Frieden, der mit den unaufhörlichen Opfern so vieler Jahre erkauft war.

1) Dies ist nicht richtig, an diesem Tage gab man „Die beiden Füchse."



Militärisches Fest im Prater am 18. Oktober 1814.





# VII

**Verschiedene Promenaden Europas. — Der Prater. — Die Souveräne inkognito. — Alexander Ypsilanti. — Der Fürst Koslowski. — Die Polizei von Wien und die Königin von ???.**

Ich sollte Alexander Ypsilanti in der großen Allee des Praters wiederfinden. Zur bestimmten Stunde war ich dort. Mit welchem Vergnügen sah ich diesen schönen Ort, wo jeder Gegenstand mir die Erinnerung an ein Fest, an ein Stelldichein der Liebe oder der Freundschaft, vielleicht Täuschungen des Vergnügens und der Hoffnung, die nicht wiederkommen, darbot.

In der langen Pilgerschaft meiner Jugend hab' ich alle berühmten Promenaden Europas besucht und überall habe ich bemerkt, daß die Bevölkerung stets die, welche ihre Hauptstadt schmückt, als die schönste rühmt. Der Franzose preist sein Gehölz von Boulogne, die Kunst ohnegleichen, mit der es angelegt ist, und den Luxus, der sich dort während der drei Tage von Longchamps entfaltet, aber selbst ehe man noch die Axt an das Gehölz gelegt hatte, was wollte eine Waldung ohne Wasser und ohne Schatten sagen? Die Lust des Publikums kann dort sandigen Ebenen keine Frische und mageren Baumgruppen keine Lauschigkeit geben.

Der Russe wird für den Sommergarten in Petersburg mit seiner herrlichen Aussicht auf die Newa und dem ausgezeichneten eisernen Gitter die Palme des Sieges beanspruchen, welches so schön ist, daß ein Engländer,

der über Meer gekommen war, es betrachtete und sich gleich wieder einschiffte, weil er doch nicht hoffen konnte, in der Hauptstadt etwas zu finden, was nach einer solchen Merkwürdigkeit seiner Aufmerksamkeit wert gewesen wäre. Aber einige symmetrische Alleen, die acht Monate des Jahres mit Schnee bedeckt sind, und wenn auch hundertjährige Linden, welche Peter der Große noch gepflanzt, sie beschatten, und alles von einem Meisterstücke der Schlosserarbeit umgeben ist, werden doch immer nur den Eindruck einer eisigen Monotonie machen; niemals können sie auf die Einbildungskraft eines Volkes wirken und dessen Erinnerungen rege machen.

In Moskau rivalisiert des Falkenholz durch seine Lage mit allem, was die Natur nur Malerisches darbietet. Am 1. Mai jedes Jahres entfalten unter dem düsteren Zweigwerk der Fichten eine Menge glänzender Equipagen, eine Unzahl von Kaufleuten, Musikern, Spaziergängern aus allen Ländern einen wunderbaren, durch die Sonderbarkeit der verschiedenen, europäischen und asiatischen Kostüme kontrastierenden Luxus, aber die schweigsame und schüchterne Freude dieses Volkes von Sklaven gibt dem reichen Panorama einen traurigen Anblick, sie erkältet die Seele und die Augen.

Nichts gleicht der Schönheit des Kirchhofs von Konstantinopel; er ist ein Cypressengehölz von sonderbarer Anlage, von reich mit Blumen bewachsenem Rasen, den die schmeichelnde Welle des Bosporus bespült. Auf diesen Friedhof kommen Kinder und scherzen, der Jüngling entwirft seine Hoffnungspläne und der Greis macht sich ernsthaft mit der Linie vertraut, die ein Leben vom andern trennt. Aber wenn man nicht mit einer starken Gabe Philosophie oder türkischem Fanatismus versehen

ist, wird es stets schwer sein, inmitten von Gräbern einen Aufenthalt für Sorglosigkeit und Vergnügen zu finden.

In den reizenden Gärten von Kensington kann der Fremde sich nicht enthalten, den Teppich von Grün zu bewundern, der sich sanft unter dem Fuße ausbreitet; ebensowenig die Majestät jener alten Bäume, deren Äste sich zu Lauben bilden, die schönen Wasserfälle, welche dem Ganzen eine angenehme Frische verleihen, und den Reiz der Aussichtspunkte, die fortwährend miteinander abwechseln. Es ist eine aristokratische Promenade; der Eingang ist dem niederen Volke streng untersagt. Diese Ausschließlichkeit, welche dem Garten den Anblick eines Salons gibt, raubt ihm den ersten aller Vorzüge, den der Ungezwungenheit und der Abwechselung. Es ist keine Promenade für das Volk, sondern bloß für eine bevorrechtete Klasse des Volks.

Ich habe auch den Busch bei Haag gesehen, der durch seine Mischung von malerischen, künstlichen, grünen Konstruktionen und durch die Verschwendung von Blumen, mit denen holländische Gärten sich schmükken, merkwürdig ist.

In Florenz bewunderte ich die Kaschinen mit ihren beiden Promenaden, die eine für den Winter, die andere für den Sommer, und ihren vielen großen, mit Efeu umrankten Bäumen.

All diesen so gerühmten Orten habe ich stets den Wiener Prater vorgezogen. Dort finden sich alle Schönheiten der Natur, die den Blick ergötzen, mit dem Anblick eines Glückes vereint, das die Seele wunderbar beruhigt und erquickt.

Der Prater grenzt an die Vorstädte Wiens; er ist auf einer der Donauinseln gelegen und mit hundertjährigen

Bäumen bepflanzt, welche überall einen majestätischen Schatten gewähren und den Rasen erhalten, den die Sonne nie bleichen kann. Herrliche Alleen durchschneiden ihn; wie in Schönbrunn und den meisten der deutschen Parke, sieht man an dem Abhang von Hügeln oder auf den Wiesen Hirsche und Rehe wandeln, welche dieser herrlichen Einsamkeit Leben und Bewegung geben. Zu gleicher Zeit gewährt er den Anblick einer ländlichen, unberührten Natur, die dort mit allen Geschenken der Kunst und Kultur geschmückt ist. Wenn man von der Stadt kommt, dehnt sich links eine weite Rasenfläche, die zu den Feuerwerken bestimmt ist, aus; zur Rechten steht ein Zirkus[1]), der mehrere Tausend Zuschauer faßt; geradeaus ist eine breite Allee von Kastanienbäumen, an der zu beiden Seiten zierliche Gebäude sich erheben. Man findet dort eine unendliche Menge von Buden, Cafés, Gesellschaftslokalen, in welchen das Wiener Volk nach Herzenslust sich seiner Neigung für Musik hingeben kann.

Für dies Volk hat der Prater noch den größten aller Reize, den Reiz der Erinnerungen, und man begreift sehr leicht die geheimnisvolle Sympathie, die es an die alten Eichen des Waldes knüpft; dieser ist für jedes Alter ein Buch des Lebens, denn hier finden die Spiele der Kindheit, die Träume der Jugend und der ersten Liebe statt, hier geht das reife Alter in seinem sorglosen Glück jeden Abend hin, um sich von des Tages Last zu erholen; Spiele und Vergnügungen aller Art bieten sich, dem Geschmacke jeden Alters nach, dar.

Tritt man in eines von den Etablissements, so sieht man dort Männer und Frauen einander gegenüberstehend mit einer Ernsthaftigkeit Menuetten tanzen,

1) Es war der Zirkus de Bach.

die fast vermuten ließe, das Vergnügen wäre ihnen bloß anbefohlen. Häufig trennt die Menge der Zuschauer die Tanzenden voneinander, aber augenblicklich nehmen sie mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit die unterbrochenen Tanzfiguren wieder auf, als wenn sie tanzten, um sich mit ihrem Gewissen abzufinden. Auf diese einfache Musik folgt dann die belebtere Bewegung des Walzers; das Zeichen der Fröhlichkeit ist dann gegeben, und dieselben Paare, die eben noch so ruhig erschienen, drehen sich mit einer anmutigen Beweglichkeit eine ganze Stunde in diesem halb leidenschaftlichen Tanze umher. Hinten lernt auf hölzernen Pfählen das Stadtkind in einem bürgerlichen Karussel mit Geschicklichkeit den Ring stechen, ohne sein Gleichgewicht im Sattel zu verlieren. Dort wieder sind ganze Familien von Kaufleuten und Handwerkern um Tische plaziert, die reichlich besetzt sind mit Essen, und trinken friedlich ihren Ungarwein. Überall geben wandernde Musikanten und Theater in freier Luft den Anblick eines ewigen Jahrmarktes.

Was am meisten beim Volke auffällt, ist sein Ansehen von Zufriedenheit und Wohlhabenheit. Seine Ausgaben, sein ruhiges Glück sind Beweise zugunsten seiner Arbeitsamkeit und der väterlichen Regierung, der es unterworfen ist. Kein Streit stört diese Menge; ihre Freude ist ernsthaft, aber dieser Ernst kommt nicht aus einer Anlage zur Traurigkeit, sondern hat seinen Grund im sicheren Wohlbehagen.

In der schönen Kastanienallee, welche fortwährend von prachtvollen Equipagen und von Reitern bedeckt ist, die mit ungarischer Geschicklichkeit Pferde von allen Rassen tummeln, möchte man glauben, daß aller Luxus der verschiedenen österreichischen Staaten ver-

einigt ist. Der Kaiser selbst fährt in einer bescheidenen Equipage mit der Einfachheit eines Bürgersmanns, während ein nach der Stunde gemieteter Fiaker, eine Konkurrenz fürchtend, dem Kaiser den Weg abschneidet und bald selbst von einem böhmischen Magnaten oder einem polnischen Palatin, der mit vier Pferden vom Bocke fährt, überholt wird. In leichten Kaleschen mit Pferden bespannt, deren Mähne im Winde flattert, erscheinen junge Damen weiß und rot wie Blumen in einem Korbe. Die Abwechslung der Auftritte, das Gedränge der Fußgänger, der allgemeine Tumult, der durch die Menge von Fremden noch größer, aber durch deutsche Gravität gemildert wird, bietet das lebhafteste, bewegteste Schauspiel dar, und gleicht einer Szene von Teniers in einer Landschaft von Ruysdael.

Das Leben des Wieners im Prater ist ein treues Abbild von seiner Regierung, die ohne Zweifel despotisch genannt werden kann, aber nur e i n Ziel hat, das Wohlsein und den materiellen Flor des Landes. Im Gegensatz zu andern Staaten und vorzüglich zu Frankreich, wo die Verwaltung, stets Verleumdungen und Beleidigungen ausgesetzt, sich dadurch rächt, daß sie sich den Untertanen feindlich gegenüberstellt, läßt es sich die Regierung in Österreich, welche von aller Kontrolle frei ist, angelegen sein, der Beschützer und Führer des Volks zu werden; dieser Schutz wird mit Freuden angenommen und wenn man bisweilen genötigt ist, sich despotisch zu zeigen, so geschieht das nur wie in Familie, und, um sozusagen, mit Zustimmung der ruhigen, bedachtsamen Bevölkerung. Daher wird auch der Fremde, wenn er im Schatten der herrlichen Bäume den Kaiser, seine Familie und seine Minister ohne Wachen, ohne Beglei-

tung mitten unter dem Volke sieht, versucht, es um ein so sicheres, wahres Glück zu beneiden.

Aber besonders zur Zeit des Kongresses war auf dieser schönen Promenade ein bis dahin unbekannter Glanz zu schauen. Wien war damals so voll von Fremden, die aus allen Ländern herbeigekommen waren, um Zeugen einer Feierlichkeit zu sein, welche den wunderbaren Begebenheiten der Zeit einen Abschluß geben sollte, daß die Anzahl der Equipagen in unglaublicher Weise gewachsen war. Man sah das unendlichste Gemisch von ungarischen, polnischen, orientalischen Trachten, von Militäruniformen aller Länder Europas und das Auge wurde von solchem Glanze fast geblendet. Eine Menge von Spaziergängern im Wagen, zu Fuß und zu Pferde und die noch warmen, herbstlichen Sonnenstrahlen belebten den reizenden Aufenthalt.

Was mir auf den ersten Augenblick am meisten auffiel, war die große Menge Wagen von derselben Form und Farbe, alle mit zwei oder vier Pferden bespannt. Es war dies eine Aufmerksamkeit des Kaisers, der nicht gewollt hatte, daß die Souveräne oder irgend jemand aus ihrem Gefolge sich anderer Equipagen bedienten, als der seinigen. Demzufolge hatte er 300 ganz gleiche Wagen bauen lassen, welche zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zur Verfügung seiner erhabenen und berühmten Gäste standen.

In Zeit von wenigen Minuten hatte das lebende Panorama an mir alles vorübergeführt, was Wien an Berühmtheiten und Gewalthabern zu jener Zeit in sich schloß.

Da sah man Lord Stuart[1]), den englischen Ambassa-

1) Karl Wilhelm Stewart (oder Stuart) war der Bruder Castlereaghs. Er belustigte die Gesellschaft oft, aber zeitweise in herab-

deur, der vier Pferde selbst fuhr, die auch im Hydepark Bewunderung erregt hätten.

In einem zierlichen Karrikel fuhr der Kaiser Alexander die Herzogin von Oldenburg, seine reizende Schwester, während auf der einen Seite der Prinz Eugen von Beauharnais, auf der anderen der Kronprinz von Württemberg[1]) aus verschiedenen Beweggründen dem erhabenen Paare ihre Huldigung darbrachten. Von allen seinen Orden trug Alexander nur den schwedischen Schwertorden, der, wie man gestehen muß, von allen Orden auf seiner grünen Uniform sich mit der größten Koketterie abzeichnete und glänzte.

Weiter hinten, in einem offenen Wagen, bemerkte ich seine zweite Schwester, die nicht minder schöne, nicht minder anmutige Großherzogin von Sachsen Weimar[2]).

Hinter ihnen fährt der Kaiser Franz in einem ziemlich unscheinbaren Phaeton mit seiner jungen, reizenden Gemahlin; in seinen Mienen glänzt der Widerschein des Glückes, das ihn umgibt.

Dort hält die Menge der Spaziergänger mit einem Gefühle des Stolzes und der Ehrfurcht ihren Schritt an; es geschieht vor dem Erzherzog Karl, der mit seiner Familie in einer bescheidenen Equipage fährt.

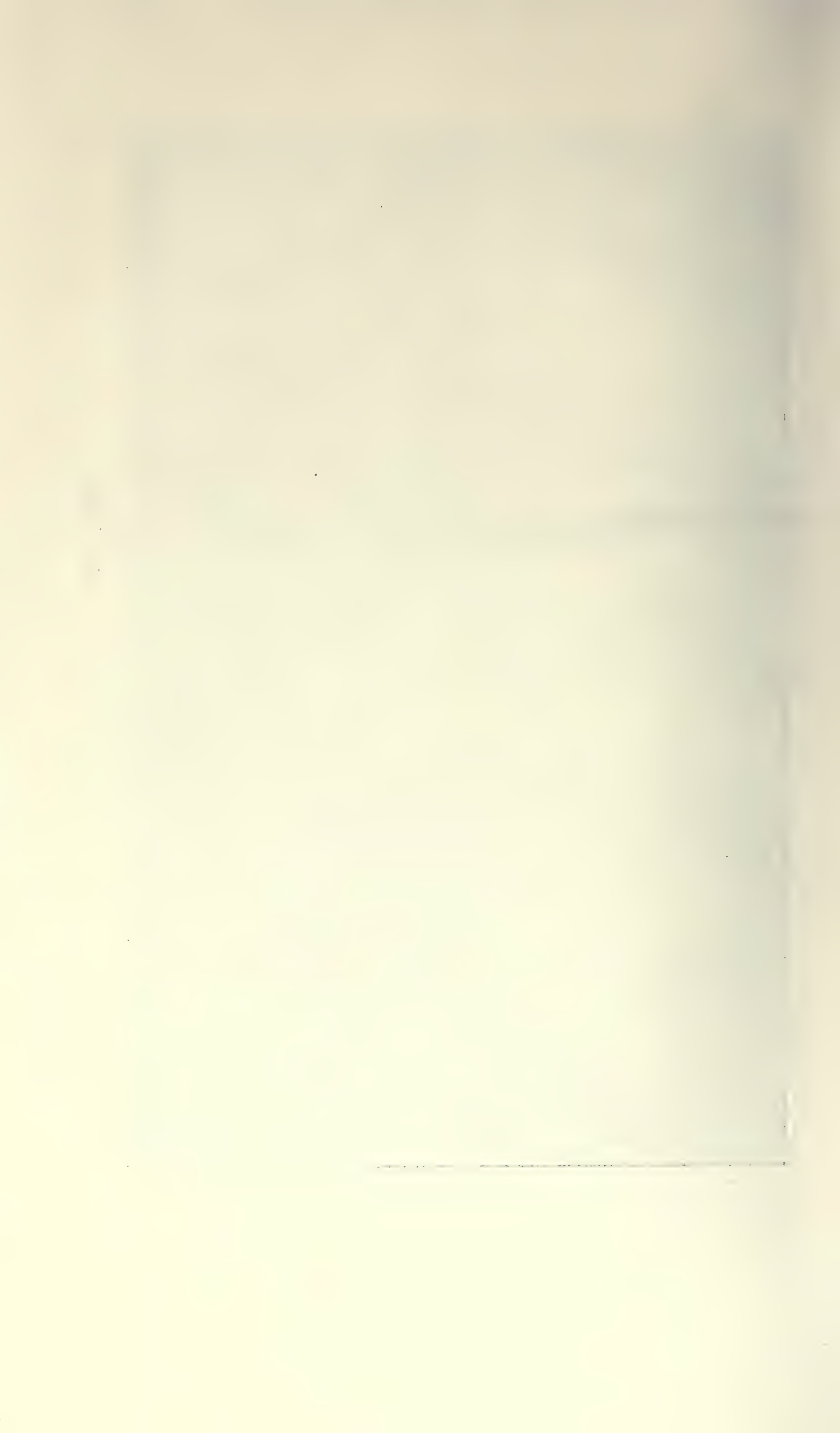
würdigender, englischer Weise. In seiner roten Husarenuniform nahm sich Lord Stewart sehr stattlich aus, da aber ein Auge stets tränte, kam er häufig in den Verdacht, sentimental zu sein. Lord Stewart schwärmte zwar auch für Leibesübungen, doch wählte er dazu lieber die Straße. Als geübter Ringer suchte Lord Stewart Händel mit Fiakern (darüber später) und da kam es zuweilen vor, daß der Lord, mit blauen Flecken übersät, das Feld räumen mußte. Seinem Humor taten aber solche Zwischenfälle keinen Abbruch, was er übrigens am deutlichsten dadurch kundgab, daß er in Wien weiter als englischer Gesandter blieb (s. Vehse, Geschichte d. österr. Hofes usw., IX, S. 324).

1) Er bewarb sich um ihre Hand und erhielt sie auch.

2) Maria Pawlowna, s. früher.



Promenade im Prater um 1815.



Mit seiner brillanten Husarenuniform bekleidet sprengt Zibin in Galopp auf einem ukränischen Renner daher. Auf seinem Hute weht ein Federbusch, den man von weitem für einen geschweiften Kometen halten konnte. Die große Berline, deren Türen mit so breiten Wappen geschmückt sind, gehört Sir Sidney Smith [1]) an, der seine Trophäen inmitten so vielen sich bescheiden gebenden Ruhmes vielleicht etwas zu sehr zur Schau trägt.

Der König von Preußen reitet nur in Begleitung eines einzigen Adjutanten; bei ihm bemerke ich den Prinzen von Hessen-Homburg und Tettenborn, dem ich mit der Hand und von ganzem Herzen einen freundschaftlichen Gruß zuwinke.

Lord Castlereagh zeigt im Inneren eines Coupés sein langes, langweiliges Gesicht.

Auf der anderen Seite ist ein Fiaker in die Kalesche des Paschas von Widin angefahren.

Dann kommen die Wagen der Erzherzöge, welche in der Reihe fahren und bei ihren Vergnügungen nur als einfache Privatleute betrachtet sein wollen, indem sie, wie Frau von Stael sagt, ihre Vorrechte nur dann benutzen, wenn sie die damit verknüpften Pflichten zu erfüllen haben.

1) Sir William Sidney Smith, geb. 1764 zu London, trat 1777 in die englische Marine, später in die schwedische, wo er sich gegen Rußland auszeichnete. Während der Koalitionskriege trat er wieder in die Dienste seines Vaterlandes und verbrannte 1793 die auf der Rehde von Toulon befindlichen Schiffe, 1799 bombardierte er Alexandrien und unterstützte die Türken bei St. Jean d'Acre derart gegen Napoleon, daß dieser die Belagerung aufgeben mußte. 1807 führte er die portugiesische Königsfamilie nach Brasilien, worauf er aus dem Dienst trat und sich humanitären Bestrebungen hingab, besonders wirkte er gegen die Sklaverei, obschon seine Vorstellungen beim Wiener Kongreß nichts halfen. Er starb 1840 in Paris.

Bei der Wendung einer Allee bemerkte ich Fürst Alexander Ypsilanti [1]). Fünf Jahre waren verflossen, seit ich ihn in Petersburg verlassen hatte. Er war damals nur erst Fähnrich der Leibwache zu Pferde und ich hatte ihn als Generalmajor wiedergefunden, mit einer Menge Orden geschmückt, aber eines Armes beraubt, den er in der Schlacht bei Bautzen verloren hatte. Wir entfernten uns etwas aus dem Gedränge und bezeigten uns gegenseitig die Freude, uns wiederzusehen; wenn sein Glück sich auch geändert hatte, sein Herz war dasselbe geblieben, immer edlen Gefühlen erschlossen, immer sich belebend bei den Worten: Freundschaft und Vaterland.

Alexander Ypsilanti war der Sohn des Hospodars der Moldau und Wallachei. Sein Vater [2]) war durch eine der in der Türkei so gewöhnlichen Serailverschwörungen abgesetzt und genötigt worden, die Flucht zu ergreifen. Alexander, der damals erst 16 Jahre alt war, begleitete ihn an der Spitze eines Arnautenkorps von 800 Mann durch die Karpathen und rettete ihn, als er, den

1) Fürst Alexander Ypsilanti, geb. 1783, gewesener Flügeladjutant Alexanders I., der in der Schlacht von Leipzig den rechten Arm verloren hatte. Während des Wiener Kongresses eine ständige Figur in allen Salons, ging Ypsilanti dann nach Bessarabien auf seine Güter. Als 1821 in Konstantinopel mit unerhörter Grausamkeit eine Griechenverfolgung ausbrach, stellte Ypsilanti sich an die Spitze einer Gegenbewegung. In der Hoffnung, daß der Zar diesen Schritt billigen werde, erklärte er der Pforte den Krieg. Am 19. Juni 1821 lieferte er den Türken seine erste und einzige Schlacht, die eine vollkommene Niederlage für ihn bedeutete. Er flüchtete sich nach Österreich, wurde aber, um dem Zaren eine Gefälligkeit zu machen, auf die Festung Munkács, später nach Theresienstadt gebracht. Erst 1827 wurde er auf Veranlassung von Nikolaus I. befreit. Der Märtyrer für die griechische Freiheit, durch die österreichische Kerkerhaft gebrochen, starb aber schon im nächsten Jahre in Wien.

2) Konstantin Ypsilanti (1760—1816).

Stummen des Serails entschlüpft, einen Zufluchtsort in Rußland suchen wollte. Durch des Kaisers Alexander Großmut mit väterlicher Sorgfalt erzogen, trat der junge Prinz in den Dienst und machte bald eine glänzende Karriere. Sein edles Gemüt, sein lebhafter, unternehmender Geist, die Offenheit seines Charakters hatten mich angezogen und er war ein inniger Freund von mir geworden. Da wir nach einer so langen Trennung das Vergnügen des Wiedersehens verlängern wollten, so gingen wir in den Gasthof zur Kaiserin von Österreich[3]) zu Tische. Dort versammelten sich die meisten Fremden, welche der Hof nicht frei hielt, oder die sich der gastlichen Etikette zu entziehen liebten. Die Gesellschaft, anfangs gar nicht bedeutend, wurde bald eine beratende Macht und hatte, wenn auch nicht Stimme, doch wenigstens Einfluß und Wichtigkeit auf dem Kongreß. Wir ließen unser Kuvert auf einem Tisch servieren, der schon von zwanzig Personen verschiedener Nationen besetzt war. Trotz der Verschiedenheit der Interessen und des Ranges nähern sich in einem ihrem Vaterlande fernen Lande die Fremden mit Zuvorkommenheit. Generale, Diplomaten, Reisende fanden sich bei diesem improvisierten Gastmahl zusammen; die einen Großwürdenträger der beraubenden Majestäten, die anderen Advokaten der Beraubten. Der erste Teil des Mahles war, wie gewöhnlich, ziemlich ernsthaft. Man beobachtete sich, und die Musik von einem sehr guten Orchester diente lange Zeit als Unterhaltung; jedermann dachte sich mit diplomatischer Zurückhaltung in sich selbst abzuschließen.

1) Ausgezeichneter Gasthof im ersten Bezirk. Der Verfasser von „Reise mit der Armee im Jahre 1809. Rudolstadt 1810, II, S. 245", rühmt ihn als „wohl unstreitig die anständigste und vorzüglichste Anstalt dieser Art in Wien".

Ich saß neben dem jungen Lucchesini[1]), der vor wenigen Tagen als Abgesandter der Großherzogin von Toskana nach Wien gekommen war, um sich mit Herrn Aldini inbetreff der Ansprüche zu einigen, welche Madame Bacciocchi[2]) auf das Großherzogtum Lucca geltend zu machen hatte. Ich hatte Lucchesini in Paris, als er noch ganz jung war, bei seiner Mutter gesehen, aber ich kannte ihn anfangs nicht gleich wieder. In seiner Person, wie in seinem Blicke waren so bedeutende Veränderungen vorgegangen, daß meine Vergeßlichkeit wohl gerechtfertigt werden konnte.

Sein Vater, der Marquis Lucchesini[3]), war mehrere Jahre hindurch preußischer Gesandter bei Napoleon und genoß in Paris eines großen Ansehens, das ihm sein Ruf als geistreicher Mann und geschickter Diplomat erworben[4]). Er hatte auf die Erziehung seines Sohnes viel Sorgfalt verwandt; und so trat denn dieser junge Mann

1) Franz Marquis Lucchesini, preuß. wirkl. geheim. Rat und Hofmarschall des Prinzen Karl von Preußen (1787—1867).

2) Elisa, geb. Buonaparte, seit 1809 Großherzogin von Toscana, geb. 1777, vermählt 1797 mit Felix Bacciocchi, gest. 1841.

3) Marquis Hieronymus Lucchesini, geb. 1752, seit 1780 bei Friedrich dem Großen, aber ohne eine besondere Stelle einzunehmen, gelangte er erst unter dessen Nachfolger zu Würden und wurde diplomatisch verwendet. Er war der echte welsche Intrigenmacher, „ein höllischer Erzspeiteufel", wie ihn der Österreicher Spielmann nannte. Er war provisorischer Gesandter in Polen, Wien und schließlich seit 1802 in Paris. Napoleon verlangte aber seine Abberufung. Später lebte er auf seinen Gütern in Lucca und starb 1825 in Florenz.

4) Herr von Lucchesini machte durch die Annehmlichkeit seiner Unterhaltung sich beim Könige von Preußen sehr beliebt; er wußte, auf welchen Gegenstand seine Majestät am liebsten kam, und verstand es dann zuzuhören, was ein Dummkopf nie versteht. Graf Pinto riet dem Könige, dem Herrn von Lucchesini eine Gesandtschaft zu geben, weil er ein Mann von Geist sei.

„Eben deshalb behalt' ich ihn bei mir," sagte der König. (Notiz d. Verf.)

mit allen Vorzügen versehen, welche die Staffel des Glückes sind, unter den schönsten Anzeichen in das Weltleben. Durch seine Familie an dem neuen Hofe von Toskana vorgestellt und von der zeitigen Herrscherin ausgezeichnet, wurde er zum Oberstallmeister ernannt. Man sagte, daß die Liebe, welche alle Unterschiede aufhebt, seine Hoffnung so mit denen der Macht in Einklang gebracht und das Geschick des jungen Günstlings neidenswert gemacht hatte. Ich bemerkte, daß seine zarte Stellung ihn daran verhinderte, auf hingebende Weise mit mir zu sprechen. Er erzählte mir, seine Familie wohne auf den schönen Landgütern, welche sie bei Lucca besitze, und nach einigen allgemeinen Fragen tauschten wir unsere Karten aus und versprachen, uns bald wieder aufzusuchen. Nach und nach belebte sich die so verschiedenartig zusammengesetzte Gesellschaft und ging bald zur geschwätzigen Vertraulichkeit der Table d'hôte über. Einer der Tischgäste, Fürst Koslowski[1]), russischer Gesandter in Turin und beauftragt, beim Kongresse für seinen Souverän die Verschmelzung der Staaten von Genua und Piemont zu erleichtern, begleitete jedes Glas Tokaier mit einem Witzwort oder einem Epigramm, das er, wie es kam, über seinen Hof oder über den, bei welchem er akkreditiert war, machte. Sein belebtes offenherziges Gesicht hatte einen Ausdruck von Freimut, der anzog und den Wunsch rege machte, sich ihm anzuschließen. Er war der Enkel eines Mannes, welchen Katharina als Muster der russischen Artigkeit und Zivilisation zu Voltaire geschickt hatte, und galt selbst für einen der geistreichsten Menschen dieser Zeit, in welcher Geist doch eben

1) Fürst Peter Borisowitsch Koslowski (1743—1840), russischer Staatsmann.

nichts Seltenes war. Seine Unterhaltung, welche feurig, beredt und abwechselnd war, würde vollendet gewesen sein, wenn bei ihm nicht zu häufig der Monolog den Dialog verdrängt hätte.

Später hatte der Fürst Koslowski die Funktion eines russischen bevollmächtigten Ministers beim Stuttgarter Hofe und hielt sich eine ziemlich lange Zeit in England auf. In diesem ernsthaften Lande, wo man alles in seinem lächerlichen Lichte zeigt, machte man Karrikaturen auf ihn, was für ihn ein Gegenstand der Eitelkeit war: denn eine Berühmtheit, von welcher Art sie auch sei, erscheint in England immer neidenswert.

Selber von der Fröhlichkeit hingerissen, in die er uns versetzte, erzählte er uns Anekdoten, die gewiß wahr genug sind, um sie heute noch zu verschweigen. Obgleich der Kaiser Alexander, den er mit seinen Späßen amüsierte, ihm sehr gewogen war und die untergeordneteren Leute, welche stets denen schmeicheln, die sie ohne Gefahr nicht verderben können, im besten Vernehmen mit ihm standen, so schien es mir doch, als wenn er es auf die Aussicht zu einer Ungnade oder einer Verbannung anlegte; denn er drückte sich mit einer edeln Unabhängigkeit aus, welche er gewiß nicht im Umgange mit den Höflingen gelernt hatte. Die Wahrheit und die Stärke des Ausdrucks seiner Bemerkungen war von der Art, daß, wenn er in Petersburg so frei gesprochen hätte, als er es in Wien tat, ich darauf wetten möchte, der Feldjäger und die Kibitka würden gleich bereit gewesen sein, ihn nach dem Inneren von Sibirien zu transportieren, damit er dort Unterricht im schweigenden Beobachten nehme, das ein integrierender Teil seiner Stellung als Diplomat hätte sein sollen. Übrigens war der Fürst Koslowski seinem Herrscher aufrichtig

ergeben und für den Ruhm, die Größe seines Landes begeistert.

Als das Diner zu Ende war, ging jeder hin, wo es ihm einfiel, Zerstreuung zu suchen. Ypsilanti wurde bei der Großherzogin von Oldenburg erwartet, wo der junge Oserow[1]), einer der ausgezeichnetsten Dichter Rußlands, der leider in der Blüte seines Alters im Jahre 1816 gestorben ist, seine Tragödie Demetrius Donskoj lesen sollte. Als er mich verlassen hatte, begaben wir uns, einige von den Tischgästen und ich, nach dem Theater der Leopoldstadt, welches zu jener Zeit eines der besuchtesten war. Dort glättete die ernste Diplomatie sehr häufig ihre sorgenvolle Stirn und lachte über die komischen Szenen, welche der Schauspieler Scholz[2]), einer der berühmtesten Komiker seiner Zeit, ihnen zum Ersatz der ernsteren Dramen darbot, deren Plan, Auftritte und Entwickelungen sie selber jeden Morgen entwerfen mußten.

Unter all diesen phlegmatischen Gesichtern zeigte mir einer meiner Nachbarn eine junge Dame, deren blaue Augen, blendende Hautfarbe und Schmuck alles überstrahlte, was sie umgab.

„Sehen Sie diese Dame," sagte er zu mir, „sie ist der Gegenstand des wunderbarsten Zufalles des Glückes, das diese Schönheit als verzogenes Kind behandelt."

„Ihr Name ist Karoline. Gefühlvoll durch ihren Stand und hingebend aus Grundsatz hat sie seit acht Tagen erst die Dunkelheit verlassen, in welcher man sie nicht bei den Odalisken hohen Ranges unterscheiden

1) W. A. Oserow (1770—1816), russischer Tragiker im französischen Geschmack.

2) Wenzel Scholz, berühmter Wiener Volkskomiker (1787 bis 1857), er gilt als der letzte Wiener Hanswurst.

konnte, welche diese Hauptstadt bevölkern. Heute nun ist sie einer von den Strahlen des glänzenden Gestirns des Kongresses. So wie Sie sie da sehen, ist sie fast eine Majestät[1]).“ —

„Sie scheinen sie vollkommen zu kennen; erklären Sie sich doch etwas deutlicher.“

— „Vor acht Tagen gingen L., T., P. und ich von den Bädern der Diana weg, wo wir gespeist hatten, und gingen zu Karoline, bestellten Punsch bei ihr, wie wir das früher schon getan hatten. Wir vergaßen bald die Regeln der Nüchternheit, und die Folge davon war einiger Lärm, der die Nachbarschaft belästigte, und eine große Verwüstung, die ich beim Weggehen zu bezahlen vergaß. Zwei Tage darauf kehrte ich dahin zurück, um die Unaufmerksamkeit wieder gut zu machen, und die tollen Köpfe meiner Gefährten zu entschuldigen. Ich steige mit dem ungezwungenen Wesen, welches die Kenntnis der Gewohnheiten eines Hauses gibt, die Treppe hinauf, trete ein und was seh' ich im Vorzimmer, einen Kammerherrn im Hofkostüm, der mit dem goldenen Schlüssel an seinem Rocke es sich zur

1) Es handelt sich um die Freundin des Königs von Dänemark, eine hübsche Arbeiterin und spätere Courtisane. Friedrich VI. suchte gleich den übrigen Fürsten mit der hübschen Wienerin Staat zu machen und mietete im Palais der Fürstin Paar für sie eine Wohnung. Schon war die Zahl der Zimmer, die Einrichtung und endlich auch die Preisfrage erledigt, als der Hausverwalter fragte: „Und wen darf ich meiner Herrin melden?“ — „Schreiben Sie ihr, daß die Wohnung für die Königin von Dänemark gehört!“ — Hocherfreut berichtete der Hausverwalter in diesem Sinne. Da jedoch die Fürstin Paar mit einer solchen Königin von Dänemark nichts zu tun haben wollte, fiel der ganze Plan natürlich ins Wasser. (S. Souvenirs de la baronne du Montet, Paris, 1904. S. 116.) Der Spitzname „Königin vom Tandelmarkt“ blieb jedoch der lebenslustigen Dame und sie führte ihn fortan als nom de guerre (vgl. Levitschnigg, Wien, wie es war usw. 1860, S. 136ff.).



Gräfin Elise Bernstorff.



Pflicht macht, mir den Eingang zum Tempel zu versperren.

,Mein Herr,' sagt er zu mir, ,hier dürfen Sie nicht eintreten.'

„Der Befehl, mein Herr, kann nicht für mich sein; ich habe nur ein Wort zu sagen und werde es schnell tun."

,Erlauben Sie, daß der König, mein Herr, vor Ihnen eines spreche. Seine Majestät ist da und ich bin hier im Dienste.'

„Ich begreife, mein Herr; ich kam wegen einiger zerbrochener Möbel, aber danach der Herr, danach die Ehre, und ich muß den Platz jemandem überlassen, der besser Unrecht gut machen kann."

So zog ich mich denn zurück.

„Aber das ist noch nicht alles. Seine Majestät ist gerade nicht ein hartnäckiger Sprecher und seine Unterhaltung war bald beendigt. In dem Augenblick, wo er im Begriff ist, von dem schönen Kinde Abschied zu nehmen, kommt ein Polizeiagent und bringt einen wie einen Liebesbrief zusammengefalzten Befehl, dessen Bedeutung nicht einen Augenblick zweifelhaft sein konnte. Er war vom Rat Siber [1]), dem Direktor der Wiener Polizei.

,Mamsell,' sagte er, indem er sich an Karolinen wendet, ,der Herr Direktor hat die Klagen Ihrer Nachbarn empfangen über das Geräusch und den Lärm, der vorgestern bei Ihnen stattgefunden hat. Er hat mir den Befehl gegeben, Sie nach seiner Wohnung zu führen, damit Sie sich über Ihr Betragen rechtfertigen.'

„Nun muß man wissen, daß die Wiener Polizei, wel-

1) Franz Freiherr von Siber, k. k. Hofrat und Polizeidirektor von Wien, de la Garde schreibt Sieder.

che ganz treu an alten Gebräuchen und Gewohnheiten hält, für Personen von dem Geschlecht und der Weltstellung der Mademoiselle Karoline einen gewissen Gebrauch beibehalten hat. Wenn dieselben nämlich für einige Vergehungen dieser Art bestraft werden sollen, so unterwirft die Polizei, da sie ganz väterlich ist, die Sünderin einer Züchtigung, wie sie ein erzürnter Vater seinem mutwilligen Kinde angedeihen läßt. Alles geschieht aber mit der exemplarischsten Wohlanständigkeit; eine Frau ist mit dem grausamen Amte beauftragt, das in einem entlegenen Zimmer des Hauses des Polizeidirektors vor sich geht. Das einzige Mittel, die Strenge der Bestrafung einigermaßen zu mildern, hängt bloß von der minderen oder größeren Anzahl Gulden ab, welche die Schuldige in die Hand ihrer Henkerin drückt.

„Der armen Karoline war keine dieser Einzelheiten unbekannt. Bei Ansicht des Polizeiagenten und seines Befehles erbleicht sie; ein Schauer läuft durch alle ihre Glieder und sie sieht schon die rächende Furie mit dem schmachvollen Strafinstrumente bewaffnet; deshalb stürzt sie sich ganz in Tränen schwimmend, zu den Füßen ihres königlichen Anbeters und ruft mit aller Kraft der Furcht, mit einem eindringlicheren, herzzerreißenderen Tone, als Marie Mancini, da sie zu Ludwig XIV. die Worte sagte: Sie sind König und ich muß abreisen: —

‚Sire, Sie sind König, schützen Sie mich, retten Sie mich!‘

„Der Polizeiagent, als er ein gekröntes Haupt erblickt, stutzt; mit einigen Worten ist ihm die Sache auseinandergesetzt, und der Erfolg einer so rührenden Bitte hat nicht lange auf sich warten lassen. Mit der einen Hand

hebt der König die schöne Weinende auf und winkt mit der anderen gegen den verdutzten Boten.

,Sie können sich zurückziehen. Madame gehört zu meinem Hauswesen und sie hat niemandem von ihrem Betragen Rechenschaft zu geben als mir allein.'

„Das Unerwartete gefällt den Königen wie den Frauen; aus diesem Auftritte, der nur eine vorübergehende Laune hätte sein sollen, ist ein wahrer dauerhafter Schutz geworden. Auf diesem Kongresse des Vergnügens wurde alles bald aufs beste abgeschlossen und ohne anderen Bevollmächtigten als die Liebe. Seitdem ist die junge Favorite mit Geschenken von jeder Art geschmückt worden; seine Majestät ist sogar neulich mit ihr auf dem Redoutenball gewesen und hat ihr, bloß von einem leichten Domino umhüllt, den Arm gegeben, was den Prinzen von Ligne zu sagen veranlaßte:

,Das ist die D . . . sche[1]) Dubarry; ich wünsche ihr nichts mehr, als einen kleinen Zeugen der Vergnügungen des Kongresses, und das Glück wird einen goldenen Nagel an ihr Rad geschlagen haben.'

Ich überließ mich aller Lustigkeit, welche diese so spaßhaft erzählte Geschichte anregte, und versprach dem Erzähler, sie als eine der sonderbarsten Erinnerungen des Kongresses mir zu notieren.

Aber darauf sollten sich die Glückswechsel und das Trübsal Karolinens nicht beschränken. Als der König von * *[2]) Wien verließ, um in seine Staaten zurückzukehren, beauftragte er den Bankier * * *, seiner verlaßnen Ariadne, die während der ganzen Zeit des Kongresses und mehrere Jahre darauf noch nicht anders als die

1) Lies: dänische.
2) Dänemark.

Königin * * *[1]) genannt wurde, jährlich 12000 Fl. auszubezahlen. Die Erinnerung an den königlichen Zeitvertreib bekam wenige Jahre darauf ohne Zweifel eine andere Richtung und der Bankier M. gab sich die Mühe, selbst zu seiner interessanten Rentnerin zu gehen und ihr anzukündigen, daß den Zahlungsterminen ein Termin gesetzt worden sei. Bei diesem unverhofften Schlage, der für sie so hart war, fiel die Schöne in Ohnmacht, und durch den staunenswertesten Zufall fiel sie gerade in die Arme des galanten Bankiers; und das Mitleid des Finanzmannes war so groß, daß die Pension pünktlich weiter ausgezahlt wurde, ohne daß jedoch die Pensionärin auf dem Budget der geheimen Ausgaben eines der nordischen Höfe zu figurieren brauchte.

1) Man nannte sie allgemein die „Königin vom Tandelmarkt", wie gesagt.



# VIII

Die Wiener Salons. — Die Fürstin Bagration. — Die Familie Nariskin. — Eine Lotterie. — Ein Vormittag beim Prinzen von Ligne. — Seine Verse auf Joseph II. — Erinnerung an den Grafen von Sachsen. — Ypsilanti und die Befreiung Griechenlands. — Der General Uwaroff. — Je und Moi.

Die hunderttausend zur Hauptstadt Österreichs herbeigekommenen Fremden machten den Kongreß weniger zu einer politischen Versammlung als zu einer ungeheueren Lustpartie. Wenn jeder Souverän seine Minister und Gesandten hatte, so hatte die Gesellschaft eines jeden Landes auch ihre Repräsentanten. Für jene waren die Erörterungen der Geschäfte und die Wahrung des Interesses vorbehalten, diesen aber die Sorge und die alleinige Sorge der Empfangsfeierlichkeiten und der Feste. Unter den Bevollmächtigten dieser Salondiplomatie nannte man für Frankreich die Gräfin Edmund von Perigord, für Preußen die Fürstin von Thurn und Taxis, für England Lady Emilie Castlereagh[1]), für Dänemark Gräfin Bernstorff. Die vornehme deutsche

1) Nach den „Souvenirs 1785—1866“ der Baronin du Montet (Paris 1904, S. 137) fiel die Lady Emilie Castlereagh nicht vorteilhaft auf. Nicht hübsch und auch nicht jung, groß und hager, verstand sie nicht, sich vorteilhaft zu kleiden. Ähnlich der Fürstin Bagration trug sie überaus tief dekolletierte Toiletten. Die Insignien des Hosenbandordens trug bei Bällen nicht der Lord, sondern die Lady als Kopfputz im Haar. Nostiz, l. c. S. 147, schreibt ergänzend: „Lady C. ist kolossal und plump; ihr Aufzug immer überraschend durch die lächerlichste Mannigfaltigkeit geschmackloser Überladung; ihr Wesen wild und unbekümmert.“

Gesellschaft teilte sich in mehrere Kreise, deren jeder seine besondere Physiognomie und seine besonderen Schattierungen hatte. In den Gesellschaften der Fürstin Marie Esterházy[1]), Colloredo[2]), Liechtenstein, der Gräfin Zichy[3]) bewunderte man die Urbanität, die Anmut vereint mit tausend Einzelnheiten der entzückendsten Gastlichkeit. Bei der Gräfin Fuchs herrschte die Ungezwungenheit vertraulichen Wesens. Dagegen ging es bei der Fürstin Fürstenberg[4]) sehr ernsthaft zu; durch

1) Marie Esterházy, geb. Prinzessin Liechtenstein, geb. 1768, vermählt seit 1783 mit Nikolaus III. Esterhazy, gest. 1845. Sie war die Gönnerin Haydns, ihre Feste in Wien waren berühmt, sie galt noch im Alter für schön und freute sich über das Kompliment Metternichs, der ihr auf ihren Vorwurf, sich nicht bei ihr blicken zu lassen, antwortete (1825): „Ich verkehre, um niemand zu kompromittieren, nur mehr mit ganz alten oder ganz jungen Damen; zu ihnen zu kommen, habe ich nicht gewagt, weil sie weder jung noch alt sind." Witwe geworden, trat sie in Beziehungen zu Baron Salomon Rotschild, der die arg zerrütteten Finanzen des Hauses Esterházy in Ordnung bringen mußte (s. Strobl v. Ravelsberg, Metternich u. s. Zeit, II, S. 196ff.).

2) Gräfin Philippine Karoline Colloredo-Mannsfeld, geb. 1776.

3) Gräfin Julie Zichy, geb. Festetics, seit 1806 mit Graf Karl Zichy vermählt, gestorben am 8. November 1816, war die „beauté céleste" des Wiener Kongresses, ihr huldigte der König von Preußen. Mutter von vier kleinen Kindern, schlank von Wuchs und brünett, erinnerte sie viele, darunter auch den König von Preußen an die verstorbene Königin Louise. Mit derselben Aufmerksamkeit, die der Zar der Fürstin Auersperg-Lobkowitz zu erweisen pflegte, wurde die Gräfin Julie vom König ausgezeichnet. Bei beiden Damen war jedoch alle Mühe vergeblich, sie „bewahrten Silberblicke von Seelenadel gegen die zudringlichsten monarchischen Bestürmungen." Für das Maß von Ansehen, dessen sich Julie erfreute, kann der Sylvesterabend 1814 als Beispiel gelten. Alle Monarchen erwarteten bei ihr das neue Jahr und sie brachte den Toast aus. Ihre Schwester Sophie soll auf sie eifersüchtig gewesen sein und mit dem Zaren eine pikante Wette eingegangen sein, auf die wir zurückkommen.

4) Fürstin Karoline Fürstenberg (geb. 1777), eine sehr kluge und energische Dame, bei der die Interessen der deutschen

ihren energischen Charakter, wie durch ihre Kenntnisse ausgezeichnet, sah diese Dame gewöhnlich die Fürsten bei sich; wie viele Herrscher waren ihr untertan geworden! Das Haus der schönen Herzogin von Sagan wurde auch in die Reihe der besuchtesten gestellt. Es hätte von dieser merkwürdigen Frau nur abgehangen, durch ihren überlegenen Geist einen großen Einfluß auf die ernsten Geschäfte sich anzueignen; ihr Urteil war eine Autorität, aber sie mißbrauchte dieselbe nicht. Die diplomatischen Mächte versammelten sich bei Herrn von Humboldt und bei Herrn von Metternich, den ich eigentlich hätte voranstellen sollen. In der Tat, obgleich dieser Minister der Zentralpunkt des Geschäftslebens war, wußte er es doch noch möglich zu machen, daß er die Fremden mit der unermüdlichsten Höflichkeit bei sich aufnahm.

Der Salon der Russen war vornehmlich der bei der Fürstin Bagration [1]). Diese Dame, die Gattin des Feld-

Kleinstaaten verhandelt wurden und die als kinderlose Witwe durch keinerlei Fesseln beengt war.

1) Katharina Fürstin Bagration, geb. Skawronski (1783—1857), vermählt mit Fürst Peter Bagration, der 1812 bei Borodino fiel. 1830 vermählte sie sich zum zweiten Male mit Sir Caradoc. Die kleine niedliche Dame stand zum Zarenhofe in verwandtschaftlichen Beziehungen und war eine jener diplomatischen Sybillen, welche im Auslande der russischen Politik Freunde zu erwerben hatten. Metternich wurde ihr erklärter Liebhaber, doch auch andere (Gentz z. B.), fanden bei der lebenslustigen Russin Gnade. In diplomatischen Kreisen hieß die Fürstin familiär „der schöne nackte Engel", weil sie Toiletten zu tragen pflegte, welche bis an die Grenzen des noch Möglichen dekolletiert waren. Der Verkehr mit ihr war allerdings sehr kostspielig. Sie hatte 1802 (damals war sie noch nicht verheiratet) von Metternich eine Tochter, die später den Grafen Blume heiratete, 1803 hatte sie den Herzog von Glocester in Beschlag gelegt, Gentz sah sie 1805 in Troppau und warb um sie, 1806 kam sie nach Dresden, wo sie mit dem Prinzen Louis Ferdinand sofort ein Verhältnis anknüpfte, der aus ihren Armen auf das Schlachtfeld und in den Tod eilte, 1807—1814 weilte sie an verschie-

marschalls, machte in gewisser Weise ihren Landsleuten die Honneurs von Wien; sie war einer der glänzendsten Sterne der Menge von Sternbildern, welche der Kongreß vereinigt hatte. Durch den Reiz und die Gewähltheit ihres Benehmens schien sie berufen, die artigen Formen und die aristokratische Ungezwungenheit, welche damals die Petersburger Salons zu den ersten in Europa machten, nach Wien überzusiedeln; und in dieser Beziehung wußte niemals ein bevollmächtigter Minister besser seine Instruktion zu befolgen.

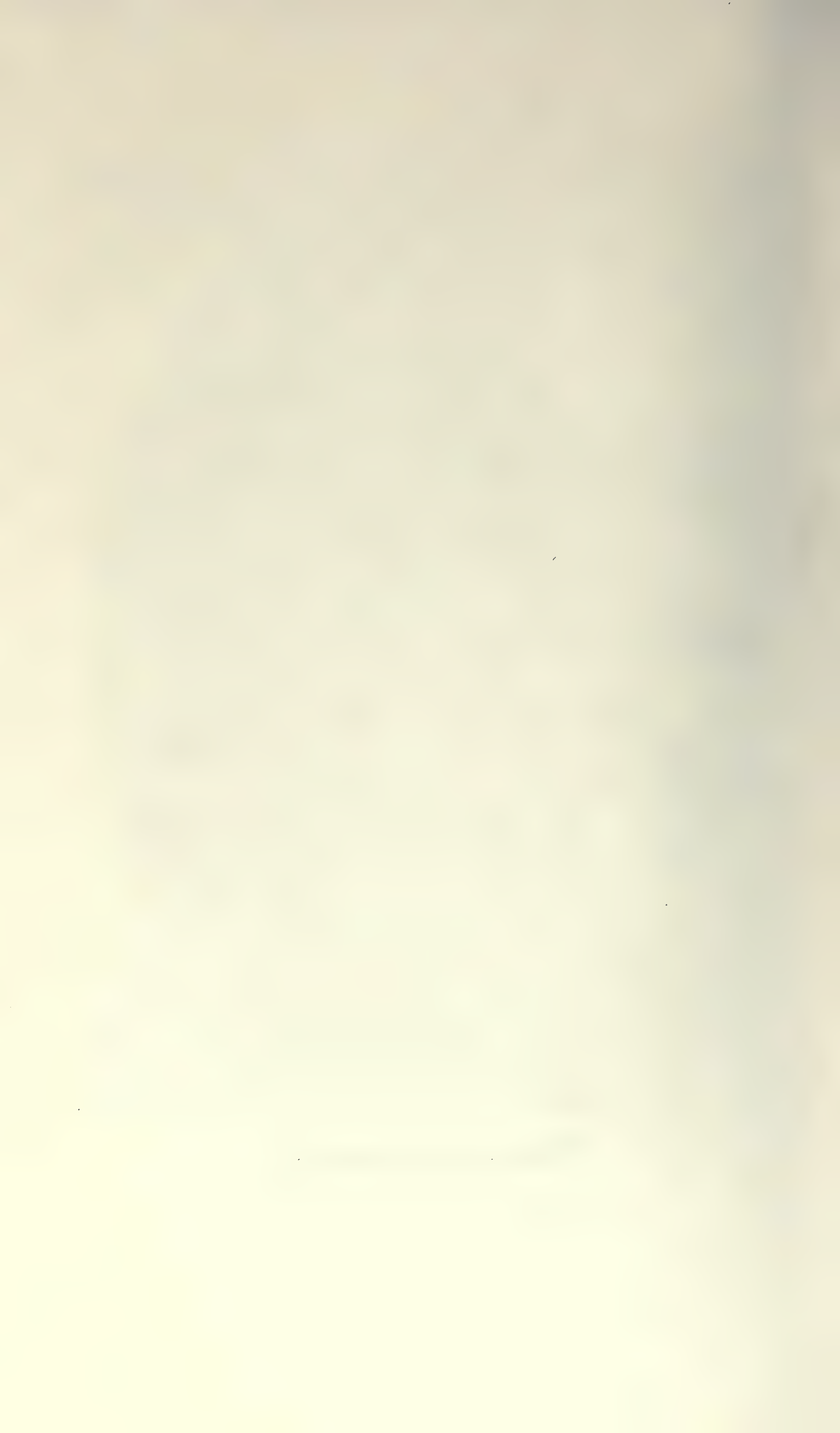
Die Fürstin Bagration, welche Paris später hat bewundern können, war damals im vollen Glanze ihrer Schönheit. Man denke sich ein junges Gesicht, weiß wie Alabaster, von leichtem Rosenrot angehaucht, zarte Züge, eine sanfte ausdrucksvolle, leicht erregbare Physiognomie, einen Blick, dem die Kurzsichtigkeit etwas Ungewisses und Schüchternes gab, eine Gestalt von mittlerer Größe, aber vortrefflich gebaut, und in ihrer ganzen Person, eine orientalische Weichheit mit andalusischer Grazie gepaart: so war, ohne alle Schmeichelei, die reizende Fürstin, welche in ihren Soireen die berühmten Persönlichkeiten zu amüsieren berufen war, die mitunter so gelangweilt waren als der nicht ergötzbare Liebhaber[1]) der Frau von Maintenon.

denen Orten in Österreich und ging nach dem Wiener Kongreß nach Paris, wo sie Graf Hübner noch 1852 sah, wo sie ihn in ihrem Salon empfing, dessen Licht von gelben Seidenvorhängen gedämpft war, während sie in luftigen Gazeschleiern auf der Ottomane lag. „Kein Tropfen Blut belebt die matte und fahle Farbe dieses abgemagerten Gesichtes. Der Blick ihrer erloschenen Augen scheint sich im Unbestimmten zu verlieren, aber ein anmutiges Lächeln heißt einen willkommen. Und welch' großartig feine Manieren! Es ist der Typus der herumziehenden russischen Damen aus der hohen Gesellschaft vergangener Zeiten . . ."

1) Ludwig XIV.



Fürstin Katharina Bagration.



Als wir ankamen, der Fürst Koslowski und ich, waren der Kaiser Alexander, die Könige von Preußen und Bayern, mehrere andere Prinzen und Souveräne, eine beträchtliche Anzahl vornehmer Fremden bereits versammelt. Man sah da die ganze russische Aristokratie, die Herren von Nesselrode, Pozzo di Borgo, Graf Razumowski [1]), Gesandter Rußlands beim österreichischen Kabinett, den Fürsten Wolkonski [2]) u. m. a. Unter dieser Menge, in der ich fast nur bekannte Gesichter bemerkte, schien ich mir wieder in das Jahr 1810 zurück und in einen der Petersburger Salons versetzt zu sein. Mitten unter diesen Notabilitäten strahlten durch den Glanz der Geburt, durch ihre hohe Stellung und die Anmut ihres Geistes die verschiedenen Mitglieder der Familie Nariskin.

Die Nariskin stehen dem kaiserlich russischen Hause nahe. Die Mutter Peters des Großen war eine Nariskin [3]); deshalb halten sie ihr Geschlecht auch für zu edel, um ihrem Namen einen Titel vorzusetzen. In der Tat ist der Fürstentitel in Rußland so verbreitet, daß er kaum noch eine Auszeichnung ist. Der älteste der beiden Brüder, der Oberkammerherr [4]), galt für einen der geist-

1) s. später.

2) Fürst Peter Wolkonski, geb. 1777, des Zaren unzertrennlicher Begleiter, war dessen Jugendfreund. Ihm war die Reorganisation des Generalstabes übertragen. Als der Zar 1813 den Oberbefehl übernahm, wurde Wolkonski sein Generalstabschef. Dieser Posten erforderte nicht nur positives Wissen, sondern auch diplomatischen Takt. W. rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen, für die Person des Zaren hegte er unbegrenzte Verehrung. Dessenungeachtet fiel W. 1824 in Ungnade und mußte in Pension gehen. Er starb 1852 im Alter von 76 Jahren, nachdem er bei Nikolaus I. wieder in hoher Gunst gestanden.

3) Natalie Narischkin, die aus Schottland stammte.

4) Alexander II. Lwowitsch Narischkin, russischer Staatsmann, Großmarschall des Palastes, vermählt mit Anna Czartoriska, gest. 1826 zu Paris.

reichsten Leute am Hofe des Kaisers Alexander. Sein Gespräch war so abwechselnd als unterhaltend und die Sammlung seiner Bonmots würde einen dicken Band bilden, sie waren nicht so fein und glänzend als die des Prinzen von Ligne und noch weniger als die des Herrn von Talleyrand, aber wenn diese drei zufällig auf dem Kongresse zusammen waren, so gab es ein wahres Kunstfeuerwerk von Witz.

Seine Tochter, die Prinzessin Helene, verband mit großer Schönheit einen natürlichen glänzenden Witz und die Reize eines erhabenen und zarten Gemütes; sie hatte den Sohn[1]) des berühmten Generals Suwarow geheiratet; durch einen merkwürdigen Zufall ertrank ihr Gemahl im Rymnik, einem kleinen Flusse in der Walachei, dessen Namen sein Vater trug. Trotz der Warnungen seines Postillons nämlich hatte er darauf bestanden, in dem Augenblicke, wo der Fluß durch Gewitterregen zu einem wahren Strome geworden war, mit dem Wagen durchzufahren. Die Fluten rissen ihn mit sich, ohne daß man ihm zu Hilfe kommen konnte. Zur Zeit des Todes Pauls I. wohnte die Prinzessin mit ihrem Vater im Palaste in einer Zimmerreihe, die unter denen des Kaisers gelegen war; durch den Tumult, welcher eine unvermeidliche Folge einer Verschwörung war, aufgeweckt, trug ihre Amme das Kind fort und versteckte es in ihrer Verwirrung in einem einzelstehenden Schilderhause, wo es erst am anderen Tage wiedergefunden wurde. Der Oberkammerherr hatte die Gunst Pauls I. besessen und besaß auch die seines Sohnes Alexander. Sein Aufwand war über alle Beschreibung, sein Haus immer belebt, immer voll lärmender Ver-

1) Graf Arkadij Suwarow, Generalmajor, geb. 1783, ertrunken 1811.

gnügungen, man hätte es eine Karawanserei für Fürsten nennen können. Das Grün, die Blumen, der Gesang der Vögel, schienen selbst mitten im Winter Italiens Frühling dahin zu versetzen; seine Freigebigkeit war ohne Grenzen und hätte Verschwendung genannt werden können; auch brachte sie ihn in böse Verlegenheiten. Folgender ist einer dieser Fälle. Er hatte vom Kaiser Alexander den St. Andreasorden in Diamanten bekommen und denselben aus Geldverlegenheit versetzt. Der Namenstag der Kaiserin nahte aber heran, wo er sich in großer Uniform zeigen mußte. Er konnte also nicht umhin, dabei den kostbaren Stern zu tragen, mit dem ihn sein Souverän geschmückt hatte; wie sollte er es anfangen, um ihn sich wieder zu verschaffen? Es war ihm unmöglich, das Pfand einzulösen und der Kaiser war der einzige, der einen ganz ähnlichen besaß. In dieser Not wendete er sich an den Kammerdiener des Zaren und wendet Versprechungen, Bitten, mit einem Worte, alles an, um ihn dahinzubringen, daß er ihm den Orden seines Herrn leihe. Der Kammerdiener willigt ein; aber durch die möglichen Folgen dieses Verleihens in Furcht gesetzt, sagte er es dem Kaiser.

Alexander machte sich den ganzen Abend hindurch den Spaß, seinen Liebling, den Oberkammerherrn, auf die Folter zu spannen, indem er sich ihm näherte, und mit der Lorgnette fortwährend den geliehenen Orden betrachtete. Er ließ es bei dieser milden und stillen Rache bewenden und sprach niemals weiter ein Wort darüber.

Nariskin hatte die Kaiserin Elisabeth auf ihrer Reise von Petersburg nach Wien begleitet. Als Alexander ihm diesen Auftrag gab, ließ er ihm 50,000 Papierrubel und

zugleich die Reiseroute zustellen, welche er zu befolgen habe. Einige Tage darauf tritt der Kaiser auf ihn zu.

„Nun, Vetter,“ sagte er zu ihm, „haben Sie das Paket bekommen, welches ich Ihnen geschickt habe?“

— „Ja, Sire, ich habe es bekommen und den ersten Band der Reise gelesen.“

„So, schon jetzt, und Sie erwarten einen zweiten?“

— „Das heißt eine zweite Auflage, wenn es Ihrer Majestät gefällt.“

„Ich verstehe; eine zweite durchgesehene und vermehrte Ausgabe,“ sagte der Zar und lachte von Herzen.

Die zweite Ausgabe ließ nicht lange auf sich warten.

Sein Bruder, der Oberjägermeister, war der Gemahl der schönen Maria Antonia, geborenen Fürstin Czetwertinska[1]), einer der schönsten Frauen Europas, die lange Zeit das Herz des schönen Autokraten zu fesseln wußte. Ohne so zu glänzen wie sein älterer Bruder, mangelte es ihm nicht an Geist; er gab davon eine Probe durch den philosophischen Gleichmut, mit welchem er sein eheliches Mißgeschick ertrug; in seinen Antworten, die er dem Kaiser gab, sprach er sich sehr häufig mit einer Art naiver, scherzhafter Fröhlichkeit darüber aus.

1) Maria Narischkin war seit 1806 die Favoritin Alexanders I. Man wollte sie durch die Schauspielerin Georges ausstechen, aber die Narischkin blieb Siegerin, obschon sie stets schmucklos ging. Sie bezauberte jedermann durch ihre ungesuchte Natürlichkeit. Der Grundzug ihres Charakters war Herzensgüte. Sie strebte nicht nach Einfluß, intrigierte nie, schadete keinem Menschen. In welcher Art sie sich nützlich machte, mag aus der Tatsache hervorgehen, daß sie ihrem hohen Freunde die Wäsche verfertigte. 1816 knüpfte sie aber mit dem Generaladjutanten Alexanders I., Graf Adam Oscherowski, ein Verhältnis an, welches der Zar entdeckte. Damit endete diese Verbindung, ohne daß der Zar jedoch Rache an dem Liebespaar nahm. Alexander hatte eine Tochter, Sophie, von ihr, die aber jung starb. — Ihr Gatte hieß Dmitri Lwowitsch N., er war der Besitzer einer berühmten Gemäldesammlung.

Es war dies indeß nicht die feige Zuvorkommenheit eines Mannes, der seine Schmach sich zur Ehre anrechnet, sondern die Resignation, die man einem Übel entgegensetzt, das man nun einmal nicht verhindern kann.

Alexander fragte ihn einmal, was seine Kinder machten?

„Die meinigen, Sire," sagte er, „oder die Ihrer Krone?"

Ein andermal war die Rede von seiner Familie, von seinen beiden Töchtern. Der Kaiser erkundigte sich flüchtig voll Güte nach ihnen.

„Aber Ihre Majestät," antwortete der Oberjägermeister, „die zweite ist ja die Ihrige!"

Alexander entfernte sich lächelnd.

Man kann leicht denken, daß die satyrische Laune des Oberkammerherrn, die niemand schonte, auch seinen Bruder nicht unbespottet ließ. Der Großjägermeister hielt sehr auf sein Haar, das stets mit ganz besonderer Kunst gelockt und frisiert war; man machte den Oberkammerherrn darauf aufmerksam.

„Das ist nicht zu verwundern," sagte er, „er ist ja von der Hand des Herrn und Meisters geziert."

Trotz dieser langen Liaison, welche Macht auch die schöne Nariskin über das Herz ihres erhabenen Liebhabers sich bewahrt hatte, niemals opferte doch Alexander die Schicklichkeit auf. Inmitten der fortwährenden Feste des Kongresses, in diesem fast ganz von allem Band der Etikette gelösten Leben würde die Kaiserin Elisabeth auf jedem Schritte mit ihrer Nebenbuhlerin zusammengetroffen und ihr Herz dadurch stets verletzt worden sein. Deshalb erschien Madame Nariskin nicht auf dem Kongresse.

Neben dem Kaiser von Rußland saß die Fürstin Thurn und Taxis, eine geborene Prinzessin von Meck-

lenburg-Strelitz[1]), Schwägerin des Königs von Preußen. Dieser Fürst hatte die zarteste Erinnerung an die Gattin, die er verloren, bewahrt und trug die ganze Innigkeit dieses Gefühles auf ihre Schwester über, die bei ihm im größten Ansehen stand. Niemals verlangte sie von ihm eine Gunst, ohne sie gewährt zu bekommen. Mit einem überlegenen Geiste und einer Schönheit begabt, die fast zum Sprichworte geworden war, aber dennoch die ihrer verstorbenen Schwester, der Königin [2]), nicht erreichte, hatte sie in ihrer ganzen Person einen Reiz und eine Würde, die ihr augenblicklich Bewunderung und Huldigung erwarb. In Wien, wo sich so viele ausgezeichnete Personen befanden, war sie eine von denen, welche durch die größte Vereinigung aller dieser glänzenden Eigenschaften strahlte.

Ich saß neben dem Fürsten Koslowski und dem Baron Ompteda und konnte sicher sein, daß sie in einem so zahlreichen Kreise alle beide ein weites Feld für ihre beißenden Bemerkungen finden würden.

„Sehen Sie,“ sagte der Baron, „dort hinter dem Stuhl des Kaisers Alexander steht sein Bruder, der Großfürst Konstantin, die dritte Person im Reiche und wahrscheinlich der präsumtive Thronfolger; welche knechtische Haltung nimmt er dem Zaren gegenüber an! mit welcher Affektion zeigt er sich als den ersten seiner Untertanen! In der Tat, man könnte ihn für die Unterwürfigkeit begeistert halten, wie andere es wohl für die Freiheit sind. Nein, ich kann nicht begreifen, wie man so die Wonne und die Wollust des Gehorsams schlürfen kann.“

1) s. früher.

2) Königin Luise, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, gest. 1810.

„Bemerken Sie dort, nicht weit vom Großfürsten, den jungen Fürsten Reuß[1]), den neunundzwanzigsten seines Namens? Bei ihm ist es wieder eine andere Sache; er hat sich in die Träumereien, ich weiß nicht welcher deutschen Schule, hineingeworfen und eine affektierte Gefühlsrichtung eingeschlagen, welche in ihm seine tüchtigsten und glücklichsten natürlichen Anlagen irreführt. Die hohe Sentimentalität, zu der er offen sich bekennt, bringt ihn auf die tollsten Ideen. Er schrieb vor einigen Tagen an eine Dame, die nicht fern von uns ist: „ „Die unaufhörlich steigende und wieder zerstörte Hoffnung hält mich nur in der Welt zurück, um wie das Grab Mahomeds zwischen Himmel und Erde schwebend zu schmachten . . . Entscheiden Sie, entweder Ihre Liebe oder meinen Tod.“ “ Man hat ihm jene nicht geschenkt und er hat sich gehütet, sich diesen zu geben. Auf diese Weise bedeckt man sich oft aus eigenem Antrieb mit Lächerlichkeiten, welche die Welt häufig weniger verzeiht, als wirkliche Fehler. Sein Onkel, Heinrich XV. oder XVI.[2]), jetzt Zivil- und Militärgouverneur von Wien ist von positiverem Geiste. Der Große Friedrich fragte ihn eines Tages, ob die Fürsten seines Hauses gezählt würden wie die Fiaker?

„Nein, Sire,“ antwortete Reuß, „aber wie die Könige.“ Friedrich mußte natürlich durch diese Antwort in Verlegenheit geraten, aber sie gefiel ihm nichtsdestoweni-

1) De la Garde schreibt irrig Reuß XXIX., es kann sich aber nur um Fürst Heinrich XIX. von Greiz handeln, geb. 1790, seit 1817 regierend. Laut Fremdenliste kam er am 28. September in Wien an.
2) Heinrich Fürst Reuß - Plauen (Heinrich XV.), österreichischer Feldmarschall (1751—1825), er zeichnete sich in den Kriegen gegen Napoleon aus. Indessen nicht zu ihm, sondern zu dem Botschafter Fürst Reuß (Heinrich XIV., der schon 1799 in Berlin starb) sagte Friedrich die obigen Worte.

ger wie alles, was geistreich und überraschend war, und von jenem Augenblicke an war der Prinz Reuß stets bei ihm in Gunst.

„Kennen Sie," sagte Koslowski zu mir, „den hübschen Kavalier, der eben vor uns vorbeikommt? Es ist der Graf von * * Bis jetzt hat er sich nur durch seine Erfolge bei den Damen bekannt gemacht, heute strebt er nach einem anderen Ruhme, er will Gesandter werden. Glauben Sie, daß er gereist ist, daß er die Welt kennt, daß er die Interessen und die Beziehungen der Völker zueinander studiert hat? Bewahre, aber er hat die feinste Turnüre und eines von den Gesichtern, welche den Damen den Kopf verdrehen. Die Prinzessin von * * *, von der Sie wissen, wie gut und gefühlvoll sie ist, interessiert sich lebhaft für diesen Bewerber um die Diplomatie. Ehe acht Tage ins Land gehen, wird er Gesandter sein. Der Kongreß bringt noch andere Wunder zu stande."

„Haben Sie," fuhr er fort, „von einem Auftritte gehört, der alle politischen Salons in Aufregung gebracht hat? Der Freiherr von St.[1]), den Sie jetzt dort bei Herrn von Hardenberg sehen, war der Hauptakteur dabei. Von Natur heftig und leicht aufzubringen hat dieser Staatsmann trotz der Berührungen mit der diplomatischen Welt, in welcher er gelebt, niemals die Hitze seines Charakters mäßigen können. Schon haben sich viele seiner Kollegen über ihn zu beklagen gehabt. Vor acht Tagen läßt sich der Geschäftsführer eines kleinen deutschen Prinzen, ein auf dem Kongresse sich nicht bemerkbar machender, aber in seinem Lande vielleicht sehr bedeutender Mann, bei dem Freiherrn melden. Dieser war in diesem Augenblicke gerade sehr beschäf-

1) Vermutlich Freiherr von Stein, bei seiner Abneigung gegen die deutsche Kleinstaaterei ist der folgende Vorgang leicht erklärlich.



THERESE

Fürstin von Thurn und Taxis

*geb. Herzogin von Meklenburg Strelitz*



tigt und wollte allein sein. Der Besucher tritt beschei den ein und bereitet sich vor, mit jener achtungsvollen Ehrfurcht das Wort zu nehmen, die er dem Repräsentanten einer Großmacht zu bezeigen schuldig war. Der Freiherr schlägt die Augen auf und ohne den Angekommenen nach seinem Namen oder nach der Ursache seines Besuches zu fragen, stürzt er sich plötzlich auf ihn, nimmt ihn beim Kragen und wirft ihn zur Tür hinaus. Alles das geschah mit Blitzesschnelligkeit. Indessen wurden von dem Beleidigten Erklärungen darüber gefordert. Der jähzornige Diplomat hat seine Reue bezeugen müssen über die unschickliche Handlung, die er sich erlaubt hatte, aber der Eindruck davon ist noch nicht vorüber. Man muß gestehen, das ist ein trauriges Gegenstück zu der Geduld und Ruhe, welche die Ordner unserer Geschicke in ihren Beziehungen zueinander an den Tag legen."

Koslowski machte mich darauf nicht weit von der Kaiserin Elisabeth auf die Gräfin Tolstoy, die Gemahlin des Obermarschalls, geborene Prinzessin Baratinska, aufmerksam. Ihre Mutter war aus der Familie Holstein Beck und leibliche Cousine Katharinens II.

„Sie wissen," sagte er zu mir, „daß der Obermarschall ganz und gar in Ungnade ist."

— „Ja, mein Fürst, aber ich kenne den Grund derselben nicht."

„Es ist folgender. Der Graf Tolstoy erlaubte sich, da der Kaiser sich immer sehr nachsichtig gegen ihn zeigte, gegen denselben einen tadelnden Ton, den nur wenige Souveräne geduldet haben würden. Er widersprach ihm bei jeder Gelegenheit. Häufig lachte Alexander über seine grämlichen Bemerkungen, mitunter ärgerte er sich selbst darüber und rächte sich nach seiner Weise auf

scherzhafte Art. Als beide einst in einem offenen Schlitten fuhren und die Kleinkrämereien des Obermarschalls endlich die Geduld des Zaren erschöpft hatten, gab dieser, ohne ihm darauf zu antworten, Tolstoy einen Stoß an die Schulter, daß er vom Schlitten herab in den Schnee fiel, und ließ ihn einige Minuten lang hinter dem leichten Fuhrwerke herlaufen. Als er die Strafe für genügend hielt, ließ er anhalten. Der Marschall setzte sich brummend neben seinen Herrscher und alles war vergessen."

„In der Überzeugung, daß diese Güte niemals ermüden würde, hatte Tolstoy sich dem entgegensetzen wollen, daß der Kaiser auf dem Kongresse erscheine. Nach seiner Ansicht würde Alexander dort keine seiner würdige Rolle spielen können. Schon seit langer Zeit des ewigen Streites müde, nahm Se. Majestät diesmal die Sache ernsthafter und trennte sich von seinem Obermarschall. Dieser ist, wie man sagt, untröstlich über seine Ungnade."

„Verlaßt euch nur auf die Freundschaft der Könige."

In der Tat, einige Zeit darauf starb Tolstoy, unfähig, den Verlust der kaiserlichen Gunst zu überleben, in Dresden, wohin er sich zurückgezogen, vor Kummer.

Plötzlich wurde alles ganz still. Eine junge französische Schauspielerin, Mademoiselle L.[1]), Schülerin von Talma und jüngst aus Paris gekommen, welche die Fürstin Bagration protegierte, sollte sich hören lassen. Obgleich der französische tragische Vers besonders die Täuschung der Bühne und blendendes Kostüm verlangt, so war diese Art von Unterhaltung noch nicht so verschwenderisch angewandt worden, als heutzutage. Man drängte sich um die schöne Tragödin.

1) Es handelt sich um die Schauspielerin Lombard.

Mademoiselle L. rezitierte mit vieler Innigkeit einige Szenen aus *Zaire* und machte ihrem Lehrer in der schönen Szene des Traums der Athalie besondere Ehre. Deshalb ermangelte man auch der Lobeserhebungen nicht, und ich glaube nicht, daß jemals eine Debutantin ein solches Parterre zum Richter gehabt habe.[1]) Darauf versammelte man sich um einen mit reichen und zierlichen Gegenständen bedeckten Tisch. Es sollte nämlich eine Lotterie gezogen werden, eine Hofgalanterie aus den Zeiten Ludwigs XIV., welchem seine Liebe für Madame La Vallière diese Idee eingegeben hatte[2]); und die Damen fanden diese Mode sehr hübsch. Jeder Souverän lieferte zu diesen Lotterien ein oder mehrere Geschenke, welche, einigen glücklichen Kavalieren zufallend, diesen Gelegenheit gaben, damit der Dame ihres Herzens eine Huldigung zu bezeigen. Diese Art von Vergnügen wiederholte sich während der Dauer des Kongresses sehr häufig; die bemerkenswertesten Lotterien fanden bei der Fürstin Marie Esterházy und bei Madame Bruce, gebornen Mussin-Puschkin[3]), statt. Sie

1) Demoiselle L. hat später großes Glück gemacht und ihre Schwester hat den Grafen Fries, den Chef des reichen und berühmten Bankierhauses dieses Namens in Wien, geheiratet. (Notiz d. Verf.) Diese Notiz de la Garde's bedarf wohl einer Ergänzung. Graf Moritz Fries (1777—1826) war in erster Ehe mit der Prinzessin Therese Hohenlohe und in zweiter Ehe mit Fanny Münzenberg verheiratet. Wohl aber war Fräulein Lombard die Maitresse des Grafen und trug zu dem Sturze des Hauses Fries viel bei. Die Du Montet (Souvenirs, 1904, S. 171) nennt sie „une détestable actrice française, petite femme jaune et laide, juive de naissance, elle a été le mauvais génie qui s'est attaché au beau et brillant comte de Fries, et l'a precipité dans l'abîme.“ Die Lombard heiratete später den H. Girardin.
2) Die berühmteste wurde am 9. August 1689 beim Empfang des venezianischen Botschafters gegeben.
3) Aus dieser Familie deutschen Ursprungs stammte auch der berühmte Dichter. Eine Gräfin Bruce war auch die Nebenbuhlerin Katharinas II. (S. Masson, Denkwürdigkeiten, 1844, I, S. 94f.).

beschränkten sich nicht bloß auf die Salons und wurden später die Hauptursache eines Abenteuers, das die Geister lebhaft beschäftigte.

Einige von den Losen waren prächtig. Der Großfürst Konstantin gewann zwei Porzellanvasen, welche der König von Preußen aus seiner Berliner Manufaktur hatte kommen lassen. Er bot sie der schönen Wirtin dar. Der König von Bayern bekam ein Mosaikkästchen, das er die Fürstin Marie Esterházy anzunehmen bat, und der Graf Capo d'Istria einen Koffer von point d'acier, welchen er der Fürstin Wolkonski gab.

Zwei kleine Leuchter von Bronze fielen dem Kaiser Alexander zu. Er machte der Demoiselle L., mit der er damals sich beschäftigte, ein Geschenk damit.

„Die Liebschaften Seiner Majestät," flüsterte man sich in meiner Nähe zu, „werden dem kaiserlichen Schatze keine große Bresche machen. Er hat der Mademoiselle L. mit den Leuchtern ein Geschenk von einigen Louis Wert gemacht. Es ist wirklich eine erstaunliche Freigebigkeit; denn häufig, anstatt zu empfangen, läßt er sich Geschenke geben. Alle Wäsche, welche er trägt, ist von den schönen Händen der Madame Nariskin genäht. Daß er die Arbeit zum Geschenke annimmt, ist ganz in der Ordnung; aber er vergißt stets, ihr den Preis des ausgelegten Stoffes wieder zu erstatten. Die reizende Favorite sagt es jedem, der es hören will. Man spricht hier häufig von Ludwig XIV.: bei jeder Gelegenheit zitiert man die geringsten Einzelheiten seiner Feste. Unsere Souveräne könnten ihn wohl nachahmen. Und so schön diese Leuchter auch ziseliert sind, wird Mademoiselle L. doch finden können, daß sie nicht so viel wert sind als die Armbänder von Diamanten, welche der große König in der Lotterie der Madame

gewann und auf so zarte Weise der schönen La Vallière zueignete."

„Das ist alles gewiß sehr geschmackvoll," sagte der Fürst Koslowski zu mir; „aber was sind diese Feste gegen die, welche Potemkin nach der Einnahme von Otschakof[1]) der Kaiserin Katharina im Taurischen Palais gab und deren fantastische Gemälde noch der Erinnerung unserer Mütter gegenwärtig sind? Dort war auch eine Art von Lotterie, aber bei der Ziehung waltete nicht der Zufall, sondern die Geschicklichkeit vor. Im Ballsaale war eine lange Reihe von Säulen von Marmor mit Guirlanden von Kleinodien aufgerichtet: der Tanz war so eingerichtet, daß jeder Herr bei den Säulen sehr nahe vorbei kam und ohne inne zu halten einen kostbaren Schmuck abriß, den er dann seiner Tänzerin verehrte. Sie können wohl denken, daß dieser Spaß den Damen sehr gefiel und die Kaiserin die Schuld der Dankbarkeit dadurch abtrug, daß sie ihren Günstling mit neuen Reichtümern überhäufte. Das sind Vergnügungen, welche der Souveräne würdig sind. In der Tat, wir werden recht kleinlich."

Darauf zog man eine Menge Loose von minderem Werte. Es waren so viel Leute im Saale, daß ich Alexander Ypsilanti erst bemerkte, als er eine Marderpalatine bekam, welche er der Fürstin Suwarow darbot. Einen Augenblick benutzend, wo die Menge minder gedrängt war, näherte ich mich ihnen und bezeigte der schönen Fürstin Helene meine Freude, sie wieder zu sehen.

„Wir haben ohne Zweifel viel miteinander zu plaudern," sagte sie zu mir, „kommen Sie morgen mittag mit Ypsilanti zum Frühstück zu mir; wir werden dann

1) 1789 erobert.

mehr allein und nicht so beobachtet sein, als hier. Wir wollen uns von Petersburg, vom Kongresse, von Ihren Reisen etwas erzählen."

Ich sagte mit Freuden zu, da ich gewiß war, bei ihr alle Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Rußland wieder zu finden, der die bemerkenswerteste Zeit meines Lebens war.

Als sich die Herrscher zurückgezogen hatten, ertönte Musik, man tanzte, dann kam ein elegantes Souper mit offenem Geplauder und vertraulichem Flüstern. Es war mit einem Worte eine auf einander folgende Reihe von Stunden, die in Wien alle wie von Gold und Seide gewoben schienen.

Am anderen Tage, bevor ich mich zur Fürstin begab, ging ich einen Augenblick zu dem Fürsten von Ligne mit heran, um ihm meinen gewohnten Besuch abzustatten. Es war eine Pflicht für mich, ihn alle Tage zu sehen: ich konnte nicht müde werden, seiner Unterhaltung zuzuhören, die besser als jede andere den vollendetsten Ton der vornehmen Gesellschaft hatte; seine Erzählungen hatten alle einen so eigenen Reiz, seine von Geist sprühenden Bemerkungen einen so gesunden Kern. Die Pflicht war für mich ein Bedürfnis geworden, als ob ein geheimes Vorgefühl mir gesagt hätte, daß dieser Freund, der noch so voll Leben und Kraft war, bald meiner Liebe und der Bewunderung Europas entzogen werden sollte.

Ich fand ihn wie gewöhnlich im Bette schreibend auf einem Pulte, das vor ihm lag, und mit einem ganzen Walle von Büchern umgeben. „Ich melde Ihnen," sagte ich zu ihm, „die Ankunft des Fürsten Scherebatoff: er hat Moskau verlassen, um sich zum Kongresse zu begeben."

— „Das tut mir leid," antwortete mir der Prinz, „Scherebatoff ist ein Mann, dessen Wert und Charakter ich zu schätzen weiß; aber sein Anblick erinnert mich an einen Freund, dessen Verlust ich noch immer beweine. Ich habe eine wahre Antipathie gegen ihn."

„Sie wollen wahrscheinlich vom Grafen von Sachsen[1]) sprechen, mein Prinz."

— „Leider, ja . . .

„In meinen Armen ist er gestorben. In jeder Beziehung war er dazu gemacht, Freundschaft einzuflößen. Durch seine Züge an die Könige, die erhabenen Fürsten seines Geschlechts, erinnernd, hatte er vom Marschall von Sachsen die Kraft und Kaltblütigkeit geerbt. Sein Charakter war frei und redlich: und die kleine Anzahl seiner Freunde (denn er fürchtete diesen Namen zu entheiligen) konnte für seine Bewunderer gelten. Bei jener unvermeidlichen und unglücklichen Ehrensache traf ihn eine Kugel durch und durch, er fuhr mit der Hand aufs Herz und sagte: „Ich bin tot!" zielte darauf kaltblütig nach seinem Gegner, schoß dicht an ihm vorbei und sank darauf tot nieder — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
Ach, dies Bild steht noch immer lebhaft vor meinen

1) Josef Chevalier de Saxe, Sohn des Prinzen Xaver und der Gräfin Spinuzzi, geb. 1767, seit 1799 neapolitanischer Generalleutnant, nachdem er vorher in russischen Diensten gewesen. Man sagt, daß er die jüngste Tochter de Lignes, Flora, habe heiraten wollen. Noch zu Zeiten Katharinas II. hatte er in Petersburg einen Fürsten Subow im Duell verwundet und mit dem jungen Fürsten Scherebatow im Theater Streit bekommen. Dieser ließ ihn auf dem Heimwege von zehn Männern überfallen und in einer Kibitka an die Grenze führen. Begreiflicherweise hatte der Chevalier das nicht vergessen und den Scherebatow, als er ihm in Deutschland begegnete, sogleich gefordert. Das Duell fand am 25. Juni 1802 in Böhmen statt, vor dem Ossegger Walde, und de Saxe wurde getötet. De Ligne ließ an der Stelle ein Grabkreuz errichten.

Augen und ich fühle, daß der Anblick Scherebatoffs meinen Schmerz nur wieder erneuern würde. Indeß muß man sich an einen Gedanken gewöhnen: je weiter man im Leben vorrückt, je mehr lichten sich die Reihen und die Gräber mehren sich."

Um den Prinzen von diesen traurigen Gedanken abzuleiten, brachte ich ihn durch die Poesie auf lachendere Bilder. Er hatte eben ein Gedicht auf die Reiterstatue Josephs II. vollendet, welche den Platz dieses Namens ziert und deren Ausführung Wien dem Genie des Bildhauers Zauner[1]) verdankt. Er las mir dies durch die Bewunderung für den wohltätigen, philosophischen Monarchen eingegebene Gedicht mit Feuer vor; dann erlaubte er mir, eine Kopie davon zu nehmen. Ich fragte ihn, ob er die Verse nicht einmal veröffentlichen wolle.

„Nein, nein, mein Kind," sagte er, meine Hand ergreifend, „wissen Sie nicht, was ein Autor für eine Rolle hat? Er ist ein armer Teufel, der einer ganzen Armee entgegentreten muß. Er sieht sogar die nicht einmal, welche ihn angreifen, und unterliegt häufig den Streichen eines Dummkopfs. Frau von Stael hat gesagt, es sei nichts leichter und schwerer als französische Verse zu machen: sie wollte damit sagen, daß nichts schwieriger ist als gute zu machen. Da ich nicht auf Vollkommenheit in diesem Fache Anspruch mache, so schreibe ich nur für meine Freunde und für mich."

— „Die Nachwelt wird Sie lesen, mein Prinz, um sich dafür zu entschädigen, daß sie Sie nicht hat hören können. Erinnern Sie sich, was Madame Stael gleichfalls gesagt hat: „Welche süße Täuschung für einen Schriftsteller, sich zu sagen: ich werde nicht ganz sterben und

1) Franz Edler von Zauner (1746—1822), das Josefdenkmal wurde 1807 enthüllt.



Gräfin Wolkonska.



in tausend Jahren wird einer meiner hohen Gedanken noch ein edles Herz beben machen . . ."

„Ja, dieser Gedanke der Frau von Stael tut mir wohl. Frau von Stael kam häufig darauf zurück. Er kann der Anlaß zu schöner Begeisterung werden. "

Da es nahe an Mittag war, so empfahl ich mich ihm und nahm meinen literarischen Schatz[1]) sorgfältig mit, er ist mir noch immer teuer als eines von den Andenken an den berühmten Greis. „Auf baldiges Wiedersehen," sagte er zu mir, „und kommen Sie zu rechter Zeit. Ich werde sie heute auf meine Gloriette auf dem Kahlenberg zum Diner führen: wir sind dort ein wenig ungezwungener und einsamer zum Plaudern; denn ewig Vergnügen ist am Ende kein Vergnügen mehr."

Ich hatte Ypsilanti versprochen, ihn abzuholen, und dann zusammen mit ihm zur Fürstin Suwarow zu gehen. Ich begab mich in aller Eile zu ihm. Ypsilanti war zu dieser Zeit von jenen leichten Liebschaften förmlich belagert, welche so sehr geeignet sind, einen jungen Kopf trunken zu machen; seine edle, kriegerische Figur, sein hoher, schlanker Wuchs waren keineswegs durch den Verlust seines Armes entstellt; die Billet-doux kamen ihm in Masse zu. Indeß brachten sie ihn zu keiner Art von Geckenhaftigkeit.

„Sehen Sie," sagte er zu mir, indem er mir ein Paket Briefe zeigte, „das sind sechs seit gestern und in verschiedenen Sprachen, italienisch, französisch, ja sogar griechisch. Meiner Treu, ich habe Rendez-vous für alle Kirchen von Wien."

Fast alle diese Billets bezeichneten ihm irgend eine Kapelle zum Stelldichein; Österreich hat diese italienische

1) De la Garde hat dieses Gedicht im Anhang zur französischen Ausgabe veröffentlicht.

Gewohnheit beibehalten; welcher zu Folge die Liebe sich hinter dem Schleier der Frömmigkeit verbirgt.

„Kommen Sie, mein Freund," fuhr er fort, „mein Herz ist anderswo, wir wollen von Griechenland sprechen."

Das Dejeuner bei der Prinzeß Helene war reizend. Unter den Frauen von der hohen russischen Gesellschaft vereinigt keine besser die Vorteile einer hohen Intelligenz mit den Reizen einer zartsinnigen, weichen Seele; sie streute in unsere Unterhaltung jene glücklichen Wendungen ein, welche so angenehm sind, wenn sie vom Herzen kommen. Darauf unterhielten wir uns von den interessanten Vorfällen in Petersburg, seit ich es verlassen hatte, und von allen auf unsere Freunde bezüglichen Gegenstände. Zuerst sprachen wir von der hoffnungslosen aber immer beständigen Liebe ihres Bruders Leon für seine Tante, die schöne Maria Antonia Nariskin; dann von der zweiten Heirat Wielohórskys mit Fräulein Biren[1]), von den Witzworten des Fürsten Galizin, der Strenge des Großfürsten Konstantin und dem beißenden Spott des Oberkammerherrn, ihres Vaters. Und so folgte eine Geschichte immer der anderen; wir waren wie am Ufer der Newa.

Ypsilanti hörte uns schweigend zu. Indeß enthüllte das Feuer seines Blicks, der Ausdruck seiner Mienen jene Exaltation, zu welcher er den Keim schon von seiner ersten Jugend an in der Seele trug. Seit weniger Zeit durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines ungeheueren Vermögens gekommen[2]), von militärischen

1) Louise, Herzogin von Biron, Tochter des Karl, des Freundes Casanovas, geb. 1791, seit 1816 mit Graf Josef Wielohórsky vermählt.
2) Sein Vater starb erst 1816.

mit seinem Blute errungenen Ruhmesstrahlen, von den Verführungen des Vergnügens und der Liebe umgeben richtete er doch alle seine Gedanken, alle seine Zukunftsträume auf Griechenland, sein Vaterland, dessen Knechtschaft er beklagte und suchte überall Rächer für dasselbe. Die denkwürdigen Ereignisse, von denen er eben Zeuge gewesen war, hatten seine Glut und Tatenlust nur noch vermehren können. Ich wurde bald gewahr, daß er von der Fürstin Helene in diesen Freiheitshoffnungen nicht wenig ermutigt wurde, welche mit der ganzen vornehmen russischen Gesellschaft diesen Gedanken liebkoste, der seit einem Jahrhundert von Geschlecht zu Geschlecht wie eine fromme menschenfreundliche Erbschaft überliefert worden war.

„Ja," sagte er mit Wärme, „der große europäische Krieg ist beendet; jetzt ist der Zeitpunkt da für Griechenland. Seine edle Sache wird die des ganzen Europa werden; von Wien muß das Signal zu seiner Unabhängigkeit ausgehen."

„Nun wohl," sagte die Fürstin, „warum untätig sein? Wie schön müßte es sein, mit 23 Jahren der Wiederhersteller eines unterdrückten Volkes zu sein. Unser Jahrhundert ist das Jahrhundert der Jugend; es übersteigt alle Hindernisse. Erinnern Sie sich der Tränen Alexanders beim Grabe Achills?" —

„Der Kongreß kann nicht taub sein für die Stimme der Religion und der Menschlichkeit. Schon zählt Griechenland viele Rächer im Peloponnes, den beiden Fürstentümern, dem Archipel und . . . anderswo auch. Es bedarf nur noch eines letzten Tropfens, damit das Maß überlaufe."

Die klangreichen Namen Athen, Sparta, Perikles, Leonidas webten sich natürlich in unser Gespräch und

auch mich begann die Begeisterung zu ergreifen. Aber in Ypsilantis Worten, in seiner begeisterten Sprache konnte man die Prophezeiung der Wiederherstellung seines Vaterlandes lesen. Eben wollten wir Griechenland zu Hilfe eilen, als der General Uwarow eintrat, ohne sich anmelden zu lassen. Plötzlich nahm das Gespräch eine mäßigere Wendung an. So sehr der Generaladjutant auch voll ausgezeichneter Eigenschaften war, so zitierte man ihn doch niemals seiner Beredtsamkeit oder seiner tiefen Kenntnisse wegen.

Der General Uwarow[1]), erster Adjutant des Kaisers Alexander, war zugleich dessen Günstling. Da er wußte, wie schwer die Wahrheit zu den Ohren der Herrscher gelangt, hatte er die schwierige Pflicht übernommen, sie seinem Souverän zu hören zu geben.

„Sie müssen die Wahrheit hören," sagte er eines Tages zu Alexander, „und ich werde den Mut haben, sie Ihnen ganz unumwunden zu sagen: halten Sie sich dabei nicht an die Form, sondern an das Wesen. Ich werde so sprechen, wie ich es für meine Pflicht halte, und an Ihnen ist es dann, Nutzen daraus zu ziehen."

Uwarow war es, den der Kaiser Napoleon nach der Schlacht von Austerlitz fragte, wer der General sei, der die russische Kavallerie kommandiert habe?

„Je, Sire," sagte er.

Man kann wohl glauben, daß das Synonym von moi

1) Graf Theodor Uwarow war der älteste Generaladjutant des Kaisers. Er hatte, bei sehr mittelmäßigen Fähigkeiten, eine glänzende Karriere zurückgelegt, lediglich seinem Glück bei Frauen verdankte er das rasche Emporkommen. Zur Zeit Pauls hatte er mit der Mutter der Anna Lopuchin ein intimes Verhältnis unterhalten, er war auch derjenige, der Anna Lopuchin dem Zaren Paul vorstellte. Wurde er in militärischen Dingen um Rat gefragt, so vermied er klare Antworten. Er konnte nur mühsam schreiben, im übrigen war er jedoch rechtlich und hilfsbereit.

die glücklichen Spieler bei der Partie jenes Tages nicht wenig in Heiterkeit versetzte.

Seine Gegenwart veranlaßte uns, den Gegenstand des Gespräches zu ändern. Auf unsere Dithyrambe über die Befreiung von Hellas folgte ein vollständiger Cursus über die Bekleidung der Kavallerie. Der gute General glaubte uns aufs höchste zu interessieren, wenn er dabei in die allergeringsten Spezialitäten einging. Diese Wissenschaft war damals ein Hauptmittel, beim Zar Glück zu machen. Zuerst handelte er vom Haarschnitt; dann langte er bei glänzenden Vergleichungen der Jacken und der Revers der verschiedenen Corps an; dann ging es über die Stellung der Knöpfe und die Form der Stiefeln her, und so wurden nach und nach alle Teile der Bekleidung des Mannes durchgenommen. Er wollte eben sich mit dem Pferde zu beschäftigen anfangen, als man glücklicherweise meldete, der Wagen der Fürstin sei bereit. Da wurde denn dies Kasernengespräch abgebrochen, damit die Dame sich nach dem Prater begeben könne, wo nach italienischer Gewohnheit eine junge elegante Frau sich alle Tage zeigen mußte, wenn sie nicht aus dem goldenen Buche der vornehmen Gesellschaft gestrichen sein wollte.



# IX

**Schloß Laxenburg. — Reiherjagd. — Die Kaiserin von Österreich. — Eine königliche Jagd. — Fest im Schlosse Ritterburg. — Erinnerungen an Christine von Schweden. — Constanze und Theodor oder der blinde Gemahl.**

Man mußte fortwährend diese „Könige in Ferien", wie sie der Prinz von Ligne nannte, amüsieren und ihnen um jeden Preis die Annäherung der Langeweile unmöglich machen. Das vom Kaiser ernannte und aus den angesehensten Personen des österreichischen Hofes zusammengesetzte Festkomitee quälte sich ab, jeden Tag eine neue Zerstreuung auszusinnen. Man beschäftigte sich sehr tätig mit den Vorbereitungen eines großen Turnieres, das unter den glänzendsten Festlichkeiten des Kongresses Epoche machen sollte. Man studierte unaufhörlich den Schnitt, das Muster und die Farben der Kostüme; täglich wurden die Pferde zu den Evolutionen dressiert, die Reiter übten sich im Anrennen und in geschickten Ausbügen und allem, was an die schönsten Zeiten des Rittertums erinnern sollte; die Damen probierten ihren glänzenden Putz, der durch historische Genauigkeit die Blicke fesseln und sich Beifall gewinnen sollte. Aber bis die glänzenden Vorbereitungen beendet waren, hatte man unterdessen eine große Jagd im Parke und den Wäldern des Schlosses Laxenburg angeordnet[1]), zu der zahlreiche Einladungen ergingen.

1) Am 12. Oktober.

Laxenburg ist etwa zwei Stunden von Schönbrunn gelegen und sein Park nach englischer Art angelegt. Er besteht aus launisch arrangierten Baumgruppen und weiterhin aus weiten Rasenflächen, die dunkle Waldung begrenzt; an der einen Stelle ist aufgelockertes Erdreich, auf der anderen Felsenmassen und überall überraschende Aussichten und Abwechslung darbietende Anlagen. Mit einem Worte, die Kunst hat hier in einem sehr engen Raume die verschiedenen Schönheiten der Natur alle benutzt. Aber die Hauptzierde besteht in einem herrlichen Weiher oder vielmehr See, dessen Anblick an Schweizer Landschaften erinnert. Auf diesem klaren Gewässer schwamm zu jener Zeit ein kleines Paradegeschwader, bestehend aus einer Miniaturfregatte mit Kanonen und vollständiger Takelage nebst mehreren anderen kleinen Fahrzeugen, deren bunte wehende Flaggen der weiten Wasserfläche Leben und Beweglichkeit gab.

Schönbrunn war der Gegenstand einer besonderen Neigung Maria Theresiens, Laxenburg war indessen inbetreff der Wohnlichkeit minder begünstigt als sein Nachbar. Der Kaiser Franz hat diese ungerechte Vergeßlichkeit wieder gut gemacht. Auf einer Erhöhung nicht weit vom See entfernt ließ er die Ritterburg erbauen, welche eine der größten Merkwürdigkeiten Österreichs geworden ist. Der Bau ist eine genaue Nachahmung der festen Schlösser und düsteren Burgen aus dem feudalistischen Mittelalter. Die dicken, mit Türmen und Schießscharten versehenen Mauern sind mit einem breiten Graben voll Wassers umgeben. Der innere Hof bildet einen Turnierplatz mit Rennbahn, mit Wappenfahnen, Schranken und ist ganz wie zum Ritterkampfe hergerichtet.

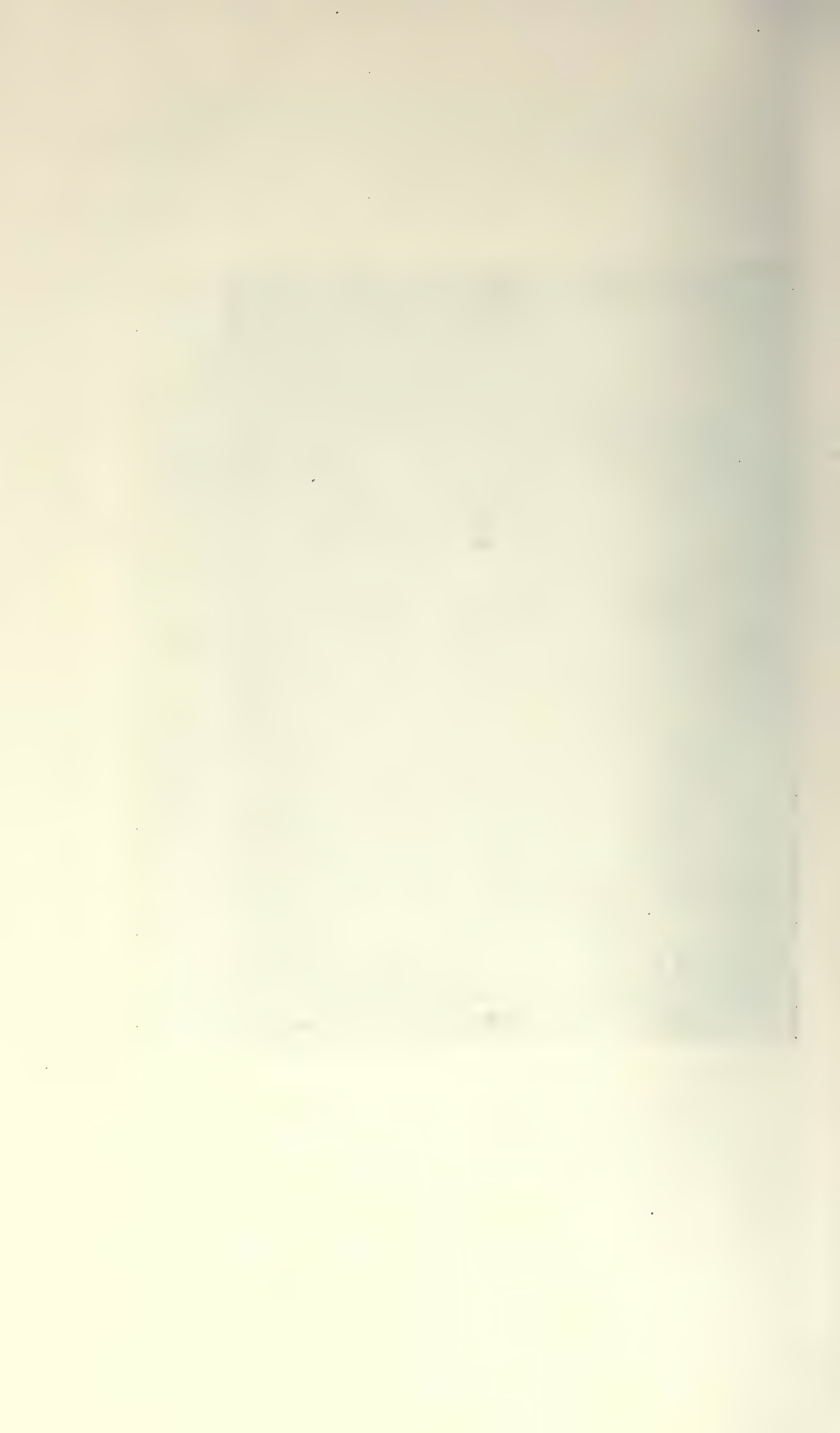
Im Inneren des Schlosses selbst herrscht derselbe Baustil: die ersten Zimmer sind mit altertümlichen Waffen, Panzerhemden, Harnischen angefüllt; Lanzenbündel und Trophäen sind an die gotischen Pfeiler gelehnt, von den Bogen des Gewölbes hängen Banner, Turbane, reiche orientalische Rüstungen, den Ungläubigen abgenommene Beutestücke, Denkmäler der Siege herab, welche die Christenheit gerettet haben.

Geht man weiter hinein, so erblickt man in kostbarer Aufbewahrung Waffen und Kleidungen, Reliquien der ehrwürdigen Helden, die einst den Kaisertron geziert haben, Rudolfs von Habsburg, Maximilians I. und Karls V.

Dann kommt ein Raum, welcher mit den Mänteln der Ritter des goldenen Vließes drappiert ist. In einem kreisförmigen Saal sind die Statuen der deutschen Kaiser aus dem Hause Österreich von weißem Marmor aufgestellt. Dann tritt man in die weiten Empfangssäle, von denen mehrere ihres Schmuckes wegen bewunderungswürdig sind. Hier ist nichts dem gotischen Stile Nachgeahmtes mehr zu finden; es sind die Originale selbst aus jener Zeit der Kunst, welche von der Zeit verschont geblieben sind: bestehend in zartesten Skulpturarbeiten, kunstreichstem Getäfel und ganzen Plafonds. Alle diese Reichtümer sind aus den zur Zeit, als die Ritterburg gebaut wurde, aufgehobenen Klöstern gesammelt worden. Nichts ist vergessen, was die Täuschung vollkommen machen kann; eine Wendeltreppe führt zu einem Verließ, zur Folterkammer mit massiven Türen, Eisenstangen und Ketten und selbst Folterinstrumenten. Im Hintergrunde erblickt man einen unglücklichen Gefangenen, der noch mit dem Kostüme der Templer bekleidet ist und vom Gewichte seiner



RITTER SCHLOSS IN LACHSENBURG.



Fesseln gebeugt scheint. Durch einen inneren Mechanismus erhebt er sich mit Anstrengung und scheint dem Eintretenden die Arme entgegenbreiten zu wollen. Die Täuschung ist so vollkommen, daß man sich eines unwillkürlichen Schauers nicht erwehren kann.

In der obersten Etage des Turmes ist ein weites Gemach, welches der Gerichtssaal genannt wird. Enge bogenförmige Fenster lassen nur ein düsteres Licht eindringen, zwölf steinerne Sessel sind rings umher an den Wänden angebracht. In der Mitte ist ein runder Tisch, der ein Loch hat, durch das gerade eben nur das Haupt eines Mannes gesteckt werden kann. Wenn der Tag des Gerichtes kam, wurde der Angeklagte unten auf einen Stuhl gesetzt, durch einen Flaschenzug wurde er schnell bis oben auf den Turm in die Höhe gezogen, daß sein Kopf auf der Mitte des Tisches sichtbar wurde. Bevor man ihn verhörte, schärfte man ihm ein, die Wahrheit zu sagen: und dann mußte er auf die ihm vorgelegten Fragen antworten in der festen Überzeugung, daß das Seil, welches ihn hielt, auf das erste Zeichen seiner Richter durchgeschnitten werden könne und er dann von einer Höhe von 200 Fuß auf das Steinpflaster seines Gefängnisses fallen müsse. Nichts kann eine begreiflichere Idee von dem feudalistischen Gerichtsverfahren im Mittelalter geben.

Das festordnende Komittee hatte den Gedanken gehabt, eine solche Gerichtsszene mit ihrer Himmelfahrt darstellen zu lassen: die Rollen waren schon ausgeteilt. Aber die Kaiserin von Österreich hatte, und nicht mit Unrecht, gedacht, daß diese Bilder der Angst und der Folter zu sehr das reizende Fest verdüstern würden, welches sie ihren Gästen in der Burg gab.

Die Kapelle der Ritterburg ist nicht die geringste Merkwürdigkeit derselben. Es ist nämlich dieselbe, welche der heilige Leopold im zwölften Jahrhundert zu Kloster Neuburg erbauen ließ. Man hat alle Materialien Stück für Stück nach der Ritterburg gebracht und dort wieder zusammengestellt. Dies Denkmal paßt vollkommen in den Rahmen des Bildes, in dem alles an die vergangene Zeit erinnert.

Unter den Kunstgegenständen, welche im Inneren des Schlosses die Aufmerksamkeit erregen, bemerkt man mehrere Canalettos, unter anderen mehrere Ansichten von Schönbrunn, den Platz am Graben, die Kapuzinerkirche usw.

Die Kaiserin Maria Theresia kam mitunter nach Laxenburg, um sich von der Last des Regierens zu erholen und sich mit der Falkenjagd zu belustigen; damals existierte die Ritterburg noch nicht.

Als das Festkomitee in der fortwährenden Verlegenheit, stets etwas Neues bringen zu müssen, den Plan faßte, die erhabenen Gäste des Kongresses in Laxenburg zu vereinigen, kamen sie natürlich auf den Gedanken an eine Falkenjagd. Nichts konnte besser zur Umgebung des gotischen Schlosses passen und mit dem Stile, in welchem es gebaut war, harmonieren, als ein Vergnügen, das so ganz und gar an die Sitten der Feudalzeit erinnerte.

Das Rendezvous war am Ufer des Sees nicht weit von einem sumpfigen Orte, der einer ganzen Masse von Wasservögeln zum Zufluchtsort diente. In den ersten Reihen der Jäger bemerkte man die Kaiserin von Österreich, eine sehr leidenschaftliche Jagdliebhaberin und berühmt wegen ihrer wunderbaren Geschicklichkeit; ferner die anmutige Elisabet, Kaiserin von Rußland,

die Königin Karoline von Baden[1]), ihre Schwester, und eine Menge anderer Damen, von denen mehrere im zierlichen Kostüme des 16. Jahrhunderts. Die Souveräne waren zu Pferde und wurden vom Kaiser Franz angeführt, dessen Gastlichkeit unermüdlich ist: mitten unter ihnen saß in einer niedrigen Kalesche der umfangreiche König von Württemberg, der einst wegen seiner herrlichen Jagden berühmt und begierig war, dem ruhigen Vergnügen beizuwohnen, das nicht die Strapazen und Gefahren darbot, an welche er gewöhnt war.

Die Piqueure in ihrer schönen Uniform kommen heran und halten die Hunde an der Koppel: darauf folgen die Falkner und tragen die Vögel auf der Faust, deren Augen mit einer Kappe von Leder bedeckt sind. Hinter ihnen drängt sich die ungeduldige Masse neugieriger Zuschauer. —

Bei einer Stelle angelangt, wo die Binsen und das Röhricht die Oberfläche des Sees verstecken, macht man Halt: die Hunde werden entkoppelt und in den Sumpf geschickt, um das Wild aufzuscheuchen. Die Luft hallt von ihrem Gebelle wieder und die Augen der Jäger sind alle nach dem Himmel gerichtet, um auf die Beute zu passen.

Plötzlich steigt ein prächtiger, grau gefiederter Reiher aus dem Schilfe auf, erst langsam mit schwerem, abgebrochenem Fluge: dann entfaltet er seine muskulösen Flügel und hebt sich schnell in die Lüfte. Beim Anblick des Wildes, das keine leichte Jagd verspricht, vielmehr ein sehr ernsthaftes Gefecht erwarten läßt, machen die Falkner sich zurecht, ermutigen ihre Falken

1) Friederike Wilhelm. Karoline, Prinzessin von Baden, geb. 1776, seit 1797 mit Maxim. Josef I. vermählt.

mit der Stimme und erwarten den Befehl der Kaiserin, um den ersten loszulassen.

Das Zeichen ist gegeben: man nimmt einem der Vögel die Kappe ab und er wird losgelassen. Zuerst scheint er von dem Glanz des Tages geblendet, dann zeigt ihm der Falkner mit dem Finger den flüchtigen Reiher. Der unerschrockene Falke schwingt seine Flügel, stößt einen Schrei aus und schwingt sich dann mit der Schnelligkeit des Blitzes auf. Der Reiher versucht erschreckt sich höher in die Wolken zu heben, aber vergeblich. Der Falke richtet mit geschickten Wendungen seinen Flug immer so ein, daß er über seiner Beute schwebt; jedesmal, wenn sie zum Himmel aufsteigen will, zeigt er sich drohend und nötigt sie, sich nach dem Boden zu sinken zu lassen. Will sie sich von dem Orte entfernen, wo die Jäger versammelt sind, sogleich fliegt er vor sie hin und zwingt sie, die Richtung ihrer Flucht zu ändern. So neckt, ermüdet er sie, betäubt sie mit wiederholtem Flügelschlage und führt sie endlich wieder den Zuschauern zu, die alle Einzelheiten des Kampfes mit ansehen können.

Endlich entschließt sich der Reiher, Widerstand zu leisten, er zeigt seinen langen wie ein Schwert geschärften Schnabel. Der Falke beginnt seinen Angriff. Nachdem er den Reiher schnell umkreist hat, steigt er zur Erde herab, hebt sich wieder in die Höhe und plötzlich krallt er sich anklammernd in die Seite des Gegners hinein. Nun beginnt ein förmliches Gefecht, Leib an Leib mit aller Wut und abwechselndem Glücke.

Zuerst bringt der Reiher seinem Feinde einen fürchterlichen Stoß bei und sticht ihn wie mit einem Dolche zwischen dem Halse und dem Flügel hinein. Der Falke erwidert das, indem er sich an seinem Feinde festhält,

und ihn mit seinem krummen Schnabel zerreißt. Der Reiher verdoppelt seine Angriffe, und da er genötigt ist, den Falken, der ihn nicht losläßt, zu tragen, indem er gegen ihn ankämpft, so sticht er mit Erbitterung auf ihn los, ohne indessen seiner ledig werden zu können. Bald fließt das Blut in Menge und rötet das Gefieder der beiden Vögel, indessen gibt der Falke nur noch seltene und unsichere Bisse. Der Sieg scheint sich für den Gegner zu entscheiden.

Obgleich durch ihre dichten Kappen am Sehen verhindert, schwingen die Falken, welche nicht am Gefechte Anteil genommen, ihre Flügel und sträuben die Federn. Ein Piqueur tritt mit einem neuen Kämpfer hervor, an dessen schön braunem Gefieder man erkennen kann, daß es ein Weibchen ist. Bei dieser Gattung von Vögeln sind die Weibchen größer, stärker, dreister als die Männchen. Sowie die Kappe abgenommen ist, steigt es mit Gedankenschnelle auf und alle blinden Manöver verachtend, faßt es den Reiher bei dem Halse. Währenddessen ertönen die Fanfaren der Hörner, der Ruf der Jäger, das Gebell der Hunde und erfüllen die Lüfte. Vergebens sucht der Reiher sich zu wehren, der neue Feind erstickt ihn und schlägt die Klauen ihm in den Rücken, während der erste durch den Beistand seines Weibchens neu belebt seinen Angriff wieder lebhaft erneuert hat. Einige Zeit noch erschöpft sich der arme Vogel in ungewissen Wendungen; mit dem Blute seine Kraft verlierend zieht er endlich die Schwingen ein und läßt sich zur Erde fallen. Da stoßen die beiden Falken ein Siegesgeschrei aus, hacken ihm unaufhörlich in die Augen und schleppen ihn, ohne auch nur einen Augenblick von ihm abzulassen bis zu den Füßen der Falkner.

Nach altem Jagdgebrauch tritt ein Piqueur hervor und zieht aus dem Halse des Besiegten jene feinen zierlichen Federn aus, welche schon von Natur wie ein Hutstutz aussehen. Er übergibt sie dem Kaiser Alexander, der sich beeilt, der schönen Kaiserin von Österreich damit seine Huldigung zu bringen. Die Hörner blasen Siegesrufe, während die siegreichen Vögel die Beute verschlingen und man sich um die Falkner drängt, ihnen Glück zu wünschen.

Indessen war dies nur ein Vorspiel zu einer größeren Jagd, für die alle Sorge getragen ist. Aufs neue wird ein Zeichen gegeben, der ganze Haufe der Jäger und Zuschauer strömt nun nach einem anderen Teile des Parks. Auf einem breiten, von Gehölze umgebenen Rasenplatze ist ein großer für das Schießen eingerichteter Platz. Dahinter erhebt sich ein kreisförmiges Amphitheater, das die vom Hofe eingeladenen Zuschauer fassen soll. Die Souveräne und hohen Personen, denen die Ehre des Jagens selbst vorbehalten ist, stellen sich in gewissen Zwischenräumen auf: Jeder von ihnen hat vier Pagen zur Begleitung, die ihm die Gewehre laden, um den erhabenen Jägern selbst den Anschein einer Ermüdung zu ersparen. Neben den Pagen stehen noch mit Lanzen bewaffnete Piqueurs zur Abwendung jeder etwa zu erwartenden Gefahr.

Das allgemeine Treiben hatte schon seit gestern stattgefunden, auf Befehl der Kaiserin nähern die Treiber sich alle auf einmal, und sogleich sieht man aus allen Ausgängen des Gehölzes eine unzählige Masse von wilden Schweinen, Hirschen, Hasen und Wildpret aller Art hervorbrechen, das dann in wenigen Augenblicken durch die Kugeln der hohen Herrschaften unter großem Beifall der Zuschauer niedergeschossen wird.

Meine Freunde und ich waren in geringer Entfernung von der Kaiserin von Österreich, welche mit einer bloß mit einer Kugel geladenen Flinte schoß, sich stets Hasen oder kleineres Wild zum Ziele wählte und fast niemals es fehlte.

Dies Lauffeuer oder vielmehr dies Blutbad hörte nicht eher auf, als bis die Anzahl der getöteten Tiere auf mehrere tausend sich belief. Von neuem hallte der Wald von den Fanfaren der Hörner, gemischt mit den Stimmen der Treiber und dem Gebell der Hunde wieder. Die Erde war mit Wild bedeckt, das Blut floß in Strömen. In der Tat, wenn man den edlen Kampf dagegen betrachtete, von dem wir vorhin Zeugen gewesen waren, mußte man sagen, daß unserer Väter Belustigungen doch den unsrigen überlegen gewesen.

Ypsilanti schien ganz Bewunderung für die bemerkenswerte Geschicklichkeit der Kaiserin von Österreich und die Sicherheit ihres Schusses.

„Gewiß“, sagte ich, „kann man ihr dies bei Damen so seltene Talent nicht streitig machen. Aber ich habe im Arsenal von Stockholm einen langen Karabiner gesehen, den man mit einer Kugel von der Größe eines Sperlingsschrotes lud, und mit welchem, wie man versichert, die Königin Christine[1]) sich in ihrem Zimmer belustigte, Fliegen zu schießen, die sie niemals verfehlte.“

— „Das ist eine neue Art von Jagd“, sagte Tettenborn, „und eine andere Art von Geschicklichkeit. Dieses unschuldige Vergnügen kontrastiert auf eigene Weise mit der blutigen Rache, welche sie in Fontainebleau antrieb, ihren Stallmeister Monaldeschi aus einem Grunde ermorden zu lassen, den man nie erfahren hat. Aber

1) Christine von Schweden (1626—1689).

diese Tochter Gustav Adolphs wollte in allem außergewöhnlich sein, mag man nun ihre Abdankung, ihren Übergang zur katholischen Kirche oder ihren Karabiner darunter begreifen."

Als die Jagd gerade beendet war, wurde es eben Abend. Plötzlich wurde wie durch Zauber der Rasenplatz und die Alleen des Parkes durch Feuerbecken erleuchtet, die man in der Türkei Machala nennt, und die ihren Schein weit um sich werfen. In demselben Augenblick sah man alle Zimmer der Ritterburg erleuchtet zum Empfang der erhabenen Gäste, die sich dort vereinigen sollten. Gewiß, als Kaiser Franz das Schloß so aufbauen ließ, daß es genau an die feudalistischen Ideen erinnerte, wer hätte damals voraussehen können, daß einst eine solche lange Reihe berühmter Namen, von Kaisern herunter bis zu einfachen Edelleuten, sich an einem einzigen Tage hier zusammendrängen sollten? Obgleich bloß die mit einer Einladungskarte versehenen Personen in der Laxenburg zugelassen wurden, so war ihre Anzahl doch so groß, daß man kaum von einem Saale in den anderen gehen konnte. Diese bewegte Menge und der verschwenderische Glanz der Lichter bildeten den sonderbarsten, wunderlichsten Kontrast mit den düsteren Hallen, den Waffentrophäen, den Kleidungsstücken und den Verzierungen im mittelalterlichen Stile.

Die schöne gekrönte Wirtin machte mit ihrer gewöhnlichen Anmut die Honneurs der Feudalburg. Man trug den Jägern und Jägerinnen ein vortreffliches Mahl auf, dem ein Konzert von ganz eigentümlicher Art folgte. In einem Winkel des großen Saales stand nämlich eine Orgel von großer Ausdehnung, deren Bau, Klang und Ausschmückung ganz und gar jene Instrumente mit metallenen Pfeifen und Blasebalg nachahmte,




*Maria Luigia*

**Imperatrice d'Austria**

*Dedicato a S. A. R. l'Arciduchessa Madre*

*MARIA BEATRICE D'ESTE &c. &c.*

Artaria et Comp.

C P S C M

*Publicato a Vienna da Artaria et Comp.*



mit welchen die Frömmigkeit unserer Vorväter die Kirchen im Mittelalter bereicherte. Den gewichtigen Ton der Orgel begleitete ein Chor von Blasinstrumenten aus Böhmen gekommener Musikanten. Man weiß, zu welcher Vollkommenheit dort die Instrumentalmusik gediehen ist. Um eine angenehme Täuschung hervorzubringen, hatte man die alten Nationalmelodien zum Vortrage gewählt, die sich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert haben. In den Zwischenpausen ließen von dem Turme herab, der das Schloß beherrscht, die Jäger Jagdlieder erschallen, die wie ein Echo vom Himmel zu kommen schienen.

Schon mehrere Male hatte ich bei den Konzerten einen jungen Mann bemerkt, dessen Augen eine schwarze Binde verdeckte und den eine junge Dame von reizender Haltung, in einen dichten ihre Züge verdeckenden Schleier gehüllt, geleitete. Ich sah sie in der Nähe der Orgel und sie schienen ein sehr lebhaftes Interesse an der Musik zu nehmen. Der Graf Franz Palffy[1]) saß neben mir und ich fragte ihn, wer die beiden jungen Leute seien, die mehr das Fest zu verdüstern als teil daran zu nehmen schienen?

„Der junge Mann", antwortete er mir, „ist der Graf Hadik und die Dame, die ihn begleitet, seine Gemahlin: ihre Geschichte ist sehr interessant".

„Durch enge Freundschaft verbunden und durch seit langen Jahren einander geleistete Dienste verknüpft, beschlossen die Grafen Hadik und Amadé[2]) noch durch

1) Fürst Josef Franz Palffy (1764—1827), Hofrat bei der ungarischen Hofkanzlei.

2) Die folgende Geschichte dürfte rein novellistisch sein, in der Familie der Hadiks gibt es keinen Theodor, auch keinen Theodor Hadik, der Mariatheresienordensritter war, was im Ordenskapitel ersichtlich wäre; auch weist die genealogische Tafel keine Gräfin

das stärkere Band der Verwandtschaft sich aneinander zu schließen, indem sie ihre Kinder miteinander verheirateten. Theodor Hadik, der einzige Sproß seiner edlen Familie, wurde deshalb mit der jungen Constanze zusammen erzogen, die von Jugend auf so sanft war als schön. In ihrem 15. Jahre waren die Gefühle der beiden Kinder füreinander schon dieselben, als sie das ganze Leben hindurch sein sollten. Die Schlösser der beiden Magnaten waren benachbart, und Constanze, welche dem Unterricht ihres jungen Freundes beiwohnte, nahm so an allen den Übungen teil, welche die Anmut entwickeln, ohne der Schönheit Eintrag zu tun. Was sie noch mehr einander näherte, war dieselbe lebhafte Liebe zur Musik, welche den Ungarn eingeboren zu sein scheint. Im ganzen Lande führte man sie beide als Muster von Vollkommenheit und Tugend an, und schon dachten die Väter daran, sie durch die Ehe zu verbinden, als der Krieg ausbrach."

„Die ungarischen Gesetze gebieten, wie Sie wissen, jedem Edelmann, in Person für die Verteidigung des Vaterlandes zu kämpfen und bei großer Gefahr, wenn die ganze Nation die Waffen ergreift, marschieren die Magnaten mit ihrem Banner an der Spitze aller ihrer Vasallen. Der Graf Hadik wünschte zum Ruhme seines Hauses sehr lebhaft, daß sein Sohn an dem bevorstehenden Feldzuge teilnähme. Constanze unterdrückte, ganz der glänzenden Zukunft und dem Ruhme ihres Freundes sich hingebend, ihren Schmerz und sah mutig die Vorbereitungen zu einer Trennung, die der Wechsel

Constanze Amadé (De la Garde schreibt Amady) auf, die in die Familie der Hadiks geheiratet hätte, wohl aber umgekehrt einen Grafen Viktor Amadé, der eine Karoline Hadik heiratete, welche aber zur Zeit des Wiener Kongresses erst 11 Jahre alt war.

des Kriegsglückes sehr lang, ja vielleicht ewig machen konnte.“

„Voller Ungeduld, seinem Vaterlande zu dienen, wünschte Theodor sich den Augenblick herbei, der ihm Gelegenheit bieten sollte, sich seiner Geliebten würdiger zu machen: und endlich stellte man den Tag seiner Abreise fest. Aber am Tage vorher geschah die Verlobung des Paares auf dem Schlosse, und mit der Gewißheit, die Hand Constanzens einst zu besitzen, brach der junge Graf an der Spitze seiner Vasallen auf und begab sich nach Pest zur ungarischen Armee. Die Resultate des Krieges sind bekannt: die Ungarn bewährten dabei den alten Ruf ihrer glänzenden Tapferkeit. Theodor erwarb sich durch mehrere ausgezeichnete Waffentaten das Kreuz des Mariatheresienordens, welcher als eine der ehrenvollsten militärischen Auszeichnungen betrachtet wird.“

„Aber während der Ruhm den jungen Mann mit seiner Gunst überhäufte, lag Constanze an einer schweren Krankheit darnieder und befand sich am Rande des Grabes. Von den bösartigen Pocken befallen, schwebte sie lange Zeit zwischen Leben und Tod. Zwar retteten die Ärzte ihr endlich das Leben, aber sie konnten sie doch nicht gänzlich vor den Spuren des bösen Giftes bewahren, und ihr von Natur so reizendes Antlitz wurde bis zur Häßlichkeit entstellt. Man erlaubte ihr erst, ihre Züge zu betrachten, als sie vollkommen hergestellt war.“

„Bei dem Anblicke ergriff sie Verzweiflung, und überzeugt, daß Theodor sie so nicht mehr lieben könne, wünschte sie sich den Tod herbei.“

„Vergebens suchte sie ihr Vater und der Graf Hadik zu beruhigen; von der Furcht gepeinigt, ihres Gelieb-

ten nicht mehr würdig zu sein, wies sie jede Tröstung zurück: und diese junge Blume welkte dahin, ohne daß ihr irgend etwas wieder Hoffnung zu geben imstande war."

„Während sie eines Morgens in ihres Vaters Armen lag, der sie beschwor, wenigstens für ihn zu leben, trat plötzlich der Diener, welcher Theodor in den Krieg begleitet hatte, ein und meldete, daß ihm sein Herr auf dem Fuße folge. Wirklich hörte man schon die Stimme des jungen Mannes, der sich näherte und rief:

„Constanze, wo bist du, wo bist du?"

„Bei diesen so teuren Lauten bedeckte die Unglückliche, welche nicht mehr die Kraft hatte zu fliehen, sich das Gesicht mit dem Schnupftuche und ihren Händen."

„Ach, ich bitte dich, Theodor," rief sie, „komme mir nicht nahe. Ich habe meine Schönheit eingebüßt. Ich habe dir nichts mehr zu bieten, nichts als mein Herz."

— „Was höre ich? Aber sieh mich nur an, teure Constanze."

„Nein, nein, du würdest erschrecken, wenn du mich sähest!"

— „Nun, was schadet's, wenn deine Liebe nur dieselbe ist? Constanze, ich kann dich nicht mehr sehen."

„Sie erhebt den Blick, sieht ihn an. Theodor war blind geworden, eine vorbeistreifende Kugel hatte ihm das Gesicht geraubt."

„O mein Gott, sei gelobt!" rief Constanze und sank auf ihr Knie; „Theodor, wir werden verbunden sein! Nun kannst du mich noch lieben! Ich will deine Führerin werden; ja, ich werde immer noch dieselbe sein wie im ersten Augenblicke unserer Neigung. Du kannst mich noch lieben!"

„Kurze Zeit darauf waren sie verheiratet. Niemals war ein Paar so würdig, glücklich zu sein und war es auch wirklich so sehr. Überall geleitet die Gräfin ihren Gatten, ohne ihn auch nur einen Augenblick zu verlassen. Sie umgibt ihn mit den zartesten Aufmerksamkeiten: ihre Liebe scheint in seiner traurigen Lage nur eine neue Quelle gefunden zu haben. — Wenn Sie sie stets verschleiert sehen, so geschieht es nicht, weil sie ihre entstellten Züge zu zeigen fürchtet, sondern sie besorgt, daß die Bemerkungen, welche die Leute über den Verlust ihrer Schönheit machen würden, das Herz des Gatten trüben möchten, den sie anbetet."

„Die Leidenschaft des jungen Grafen für die Musik scheint stärker geworden zu sein, seit er den Genuß des Sehens verloren. Er wohnt regelmäßig allen Konzerten bei und ihm zur Seite ist stets seine treue Gefährtin, die nur für ihn zu leben scheint."

Als der Graf diese ergreifende Geschichte beendet hatte, war eben das Konzert aus. Man öffnete die Fenster: auf dem See war ein kunstreiches Feuerwerk vorbereitet. Die Strahlenbündel, die sich kreuzten und im Wasser widerspiegelten, die vielen bewimpelten und illuminierten Flaggen, die Lichtmassen, die sich an dem dunklen Hintergrunde des Waldes abhoben, der Klang der Hörner, der sich mit dem Geknatter der Raketen und dem Gekrach der Bomben mischte, das alles machte einen wahrhaft zauberischen Effekt.

Endlich dachte man nach einem so schön angewandten Tage an die Heimkehr, um morgen den unerschöpflichen Kreislauf von Vergnügungen und Festen wieder von vorne zu beginnen.



## X

Polen. — Entwürfe zu seiner Unabhängigkeit. — Der Graf Artur Potocki. — Der Prinz von Ligne und Isabey. — Das Haus des Prinzen von Ligne auf dem Kahlenberg. — Vertrauliche Unterhaltung und Erinnerungen. — Die Kaiserin Katharina II. — Die Königin Marie Antoinette. — Frau von Staël. — Casanova. —

Ich überlasse mich bei meiner Erzählung bloß meinen Eindrücken und begnüge mich, dieselben auf anspruchslose Weise aneinander zu reihen. Wenn ich zuweilen von dem Reize meiner Erinnerungen fortgerissen werde, so wird mir wenigstens, hoffe ich, ihre Treue und Wahrheit Nachsicht beim Leser verschaffen.

Ich sollte den Tag mit dem Prinzen von Ligne in seinem Landhause[1]) auf dem Kahlenberge zubringen. Als ich zu ihm kam, fand ich Herrn von Nowosiltzof bei ihm, einen Staatsmann von wahrem Verdienste und im Vertrauen des Kaisers von Rußland sehr hoch stehend. Alexander hegte damals, wie man sagte, das lebhafteste Interesse für Polens künftiges Schicksal. Die Verfassung dieses Landes, seine Organisation, die Gesetze, welche es wieder in die Stelle der europäischen Nationen erheben sollten, mit einem Worte, seine ganze Bestimmung war eine der wichtigsten auf dem Kongresse der Erörterung unterzogenen Fragen. Als Geheimer Rat des Zaren, Mitglied der provisorischen Regierung zu Warschau, arbeitete Herr Nowosiltzof in jenem Augenblicke an der Redaktion einer Verfassung,

1) Es war das Landhaus „Mon refuge.“

welche der Kaiser von Rußland dem neuen Königreiche verleihen wollte.

Der Prinz von Ligne fühlte eine lebhafte Teilnahme für Polen. Er bewunderte an ihm die ritterliche, gastliche Sitte und die Freimütigkeit, welche die Hauptzüge im polnischen Charakter ausmachen. Dieser Bewunderung gesellte sich zugleich noch Dankbarkeit für eine Nation hinzu, die ihn einst auch in die Reihe ihrer Edelleute aufgenommen. Deshalb hörte er denn auch sehr aufmerksam die Auseinandersetzung der Pläne Alexanders mit an, Pläne, an die man damals noch glauben konnte. Was mich anbetrifft, so interessierte mich der Gegenstand, wie alles, was ein Land berührt, in dem ich einige von den schönsten Jahren meiner Jugend zugebracht hatte.

„Nach so vielen unerhörten Anstrengungen," sagte Herr Nowosiltzof, „nach so viel gesunkenen Hoffnungen und Opfern ohne Ergebnis soll Polen endlich wieder aufatmen. Lange Zeit von diesem Manne getäuscht, der das Unglück hatte, seinen Willen als Norm, seine Macht als Beweis, und seine Erfolge als Gründe anzugeben, haben die Polen Versprechungen Glauben beimessen können, welche ihre Nationalität wieder beleben sollten."

„Es gibt kein Volk," sagte der Prinz, „das sich nicht durch eine so edle Täuschung für seine Opfer hätte trösten lassen."

— „Gewiß, aber ihre Gedanken kehren stets zu den glänzenden Zeiten ihrer Geschichte zurück, sie träumen, ihr Vaterland in der stolzen unabhängigen Haltung zu sehen, welche ihm die Bathory, die Sigismunde und Sobiesky gegeben: und in diesem schönen Traume der Vergangenheit wollen sie, über den jetzt

bestehenden Zustand Europas ganz im Irrtum, nicht einmal bei ihrer geographischen Lage stehen bleiben.“

„Ja freilich! die läßt ihnen nur noch ein Land, das sie ihr Vaterland nicht nennen können.“

— „Sie werden es nur durch uns wiederfinden, und bloß mit uns. Polen, wenn es vollkommen unabhängig und auf der gefährlichen Basis seiner alten Verfassung organisiert würde, könnte nur ein vorübergehendes Bestehen haben: der Keim seines Unterganges würde in ihm selbst liegen. Soll es einen ewigen Kriegsschauplatz darbieten im Mittelpunkte des ganzen friedlichen Europas? Oder soll es alle seine Söhne bewaffnen, daß sie als Nomaden wie die alten Sarmaten als lebendige Wälle die natürlichen Grenzen, die Festungen, die ihnen fehlen, ergänzen? Ihm fehlt eine Stütze, um seine Unabhängigkeit zu sichern. Die Wahrheit, ich weiß es, triumphiert nur langsam über die Macht der Vorurteile: aber was kann man einer nachgerade handgreiflichen Augenscheinlichkeit entgegensetzen? Die Hoffnung einer besseren Zukunft, eine Hoffnung, die nur bei so unüberlegten Menschen Verteidiger finden kann, denen alle Erinnerungen an das Mißgeschick ihres Vaterlandes weder Kaltblütigkeit noch den Verstand haben zurückgeben können?“

„Burke“[1]), sagte der Prinz, „äußert irgendwo, daß die Teilung Polens ihren Urhebern teuer zu stehen kommen werde: er hätte hinzusetzen können, auch den Verteidigern dieser Nation; denn es ist wahrscheinlich, daß der tätige Anteil, welchen Napoleon an den polnischen Angelegenheiten nahm, nicht wenig zu seinem Falle beigetragen hat. Mögen die Pläne Alexanders nicht ein ähnliches Verhängnis herbeiführen! Alles wird

1) Edm. Burke, politischer Schriftsteller (1730—1797).

von den Garantien abhängen, welche er für die Aufrechterhaltung der polnischen Nationalität gibt. Ein Volk kann sich darein finden, besiegt zu sein, aber Erniedrigung erträgt es niemals."

— „Die Sorglichkeit des Kaisers für seine neuen Untertanen dürfte wohl nicht zweideutig sein: werfen Sie die Augen auf dies Manuskript: es ist die Verfassung des Königreiches Polen. Es ist von der Hand Alexanders verbessert. Sie werden darin sehen, daß, wenn große Gedanken aus dem Herzen kommen, es kein edleres gibt als das seinige. Die Gesetze und die Verfassung des Königreiches werden für den Frieden Europas der Schlußstein sein."

In der Tat, welche Stellen er uns auch aus dem Manuskripte vorlas, sie machten dem Staatsmann ebensosehr als dem Menschenfreund Ehre. Wie glücklich wäre Polen, wenn nicht eine falsche Politik alle diese Träume eines Augenblickes unnütz gemacht hätte!

Wir wurden bei dem Kommentar, welchen der Geheime Rat uns nach der Vorlesung gab, unterbrochen, denn der Graf Artur Potocki[1]), ein junger Freund des Prinzen von Ligne, kam. So sehr er auch Pole und für sein Land von den edelsten Gesinnungen erfüllt war, erregte seine Gegenwart Herrn Nowosiltzof doch Argwohn genug, um ihn sein Manuskript ohne ein weiteres Wort zusammenrollen zu lassen; er empfahl sich uns bald darauf.

Der Graf Artur Potocki, Sohn des Grafen Johann, eines der unterrichtetsten Männer Europas, hatte ein edles, gefälliges Gesicht, einen zierlichen Wuchs und gebildeten Geist. In dem Alter der Torheiten und des

1) Graf Arthur Potocki, polnischer Oberst und Historiker (geb. 1787, gest. zu Wien 1832).

Leichtsinnes machte er sich durch ein sicheres Urteil, ausgebreitete Kenntnisse und die gewählteste Artigkeit bemerklich. Was brauchte er mehr, um sein Glück zu machen? Deshalb war er auch einer der am meisten in Wien in Mode seienden Männer und würde das auch überall gewesen sein. Der Prinz von Ligne liebte Artur sehr, den er seinen Alcibiades nannte, wogegen der fröhliche, geistreiche, für die jungen Leute so liebenswürdige Greis von diesem angebetet wurde.

„Alles ist fertig zum kaiserlichen Karussell," sagte der junge Graf, „es wird in der nächsten Woche unwiderruflich stattfinden. Und ich bringe Ihnen, mein Prinz, die Billetts, welche der Obermarschall Graf Trautmannsdorf[1]) mir übergeben hat, um sie Ihnen zuzustellen. Es wird eines der glänzendsten Schauspiele werden, die man je gesehen."

„Morgen abend begibt sich alles, was Wien nur an bedeutenden Personen in sich schließt, an den Hof, um dort lebende Bilder aufführen zu sehen. Isabey hat sie angeordnet. Man wird Romanzen dazu singen und die schönsten Frauen sind zu Darstellerinnen erwählt: die schöne Herzogin von Sagan, die Fürstin Paul Esterházy, Gräfin Zichy und alle unsere männlichen Elegants. Versäumen Sie es nicht, meine Herren, beeilen Sie sich, die frohen Stunden zu benutzen; man spricht davon, den Schluß des Kongresses auf den 15. Dezember festzusetzen."

„Auf morgen also: wir sehen uns wieder, möge das zu jeder Zeit der Gegenstand Ihrer Gedanken sein, wie es stets der der meinigen ist."

1) Ferdinand Fürst Trautmannsdorf-Weinsberg (1749 bis 1827), österreichischer Staatsmann, früher Minister in den Niederlanden, wo er nicht glücklich war, sodann Minister des Auswärtigen, seit 1807 Obersthofmeister, welches Amt er bis zu seinem Tod bekleidete (s. Wurzbach, Biogr. Lexik.).

Und ohne sich weiter aufzuhalten verließ er uns.

„Sie kommen“, sagte der Prinz zu mir, „um heute den Tag in meinem Hause auf dem Kahlenberg zuzubringen. Bevor wir dort hingehen, schlagen Sie es mir nicht ab, mich zu Isabey zu begleiten. Ich muß ihm heute zu meinem Porträt sitzen. Während dieser Marterstunde können Sie nach Wohlgefallen eine Galerie von Bildnissen ansehen, mit denen sein Salon geschmückt ist. Isabey ist der Maler gewordene Kongreß. Kommen Sie! Sein Gespräch ist ebenso geistvoll als sein Pinsel.“

Wir kamen bald in der Wohnung an, welche der Künstler in der Leopoldstadt[1]) einnahm. Als Isabey nach Wien kam, war ihm ein wohlerworbener Ruf vorausgegangen. Vom Herzog von Serent[2]) der Königin Marie Antoinette vorgestellt, hatte er im Alter von kaum 20 Jahren das Porträt dieser unglücklichen und schönen Königin gemalt, die ihn mit der größten Güte empfing und nicht anders als ihren kleinen Lorrain nannte.

Später Hofmaler Napoleons geworden, hatte er die Züge aller berühmten Männer des Kaiserreiches und der damals am meisten bewunderten schönen Frauen auf der Leinwand festgehalten. Es ist auch bekannt, daß er die Festlichkeiten jener so glänzenden, so schnell verschwundenen Zeit anordnete.

In Wien stritten sich alle europäischen Berühmtheiten darum, seinen Pinsel zu beschäftigen, und kaum konnte er allen Bestellungen genügen. Die Zahl der Porträts, die er zu jener Zeit malte, ist erstaunlich und

1) Er wohnte in der Nähe der Ferdinandsbrücke, wo früher das Café Jüngling war.

2) Marquis (und nicht Herzog) von Serent war der Gouverneur der Kinder Frankreichs.

beweist, daß sein Talent ebenso fruchtbar als anmutig war[1]). Jedesmal, wenn es sich darum handelte, Vergnügungen anzuordnen, zu denen der Kongreß den Vorwand geben mußte, kann man wohl denken, daß die Gegenwart des Künstlers, der die Zeichnungen zu Napoleons Krönung entworfen hatte, als ein gutes Glück benutzt wurde. Man tat nichts, ohne ihn um Rat zu fragen.

Herr von Talleyrand hatte, wie er sagte, ihm den Gedanken, nach Wien zu kommen, eingegeben, und dieser Reise verdankt die Kunst seine ausgezeichnete, historische Zeichnung, die eine Sitzung der beim Kongresse Bevollmächtigten darstellt. Der Sturz Napoleons hatte ihm alle seine Stellen genommen. Eines Tages beklagte er sich im Kabinette des Staatsmannes, der sehr bedeutend zu dieser großen Katastrophe beigetragen hatte, über die Folgen einer Restauration, die für ihn Ursache zum Ruin sei. Vor Talleyrands Augen befand sich gerade ein Kupferstich vom Frieden zu Münster nach dem Terburgschen Gemälde. Er wies mit dem Finger darauf und sagte zu dem Künstler:

„In Wien wird ein Kongreß eröffnet, gehen Sie dorthin.“

Diese wenigen Worte waren für Isabey ein Lichtstrahl und sogleich sein Entschluß gefaßt. Er fand bei Herrn von Talleyrand die wohlwollendste, schmeichelhafteste Aufmunterung dazu.

Als der Prinz Eugen zum Kongresse kam, war einer seiner ersten Besuche bei Isabey. In seiner falschen Stellung war er glücklich, jemanden wiederzusehen, der ihn an seine Jugend erinnerte. Durch die Fröhlichkeit seiner Erinnerungen wußte der Maler sehr häufig den

1) Über Isabey vgl. das Buch von Basily-Callimaki.

Kummer des Prinzen zu verscheuchen. Einige Zeit darauf führte Eugen auch den Kaiser Alexander zu ihm.

Isabeys Unterhaltung war lebhaft und pikant.

Sie belebte sich, wenn er die Wunder der Krönung erzählte, welche er angeordnet, oder die häuslichen Feste in Malmaison.

Schon im Jahre 1812 hatte Isabey auf einer Reise in Deutschland zu Prag ein Porträt des Prinzen von Ligne skizziert, die Skizze behalten und in sein Atelier gehängt. Man findet darin den edlen Ausdruck der Physiognomie, die Schärfe des Blickes wieder, die man trotz der 78 Jahre noch am Original bewunderte. Der Prinz kannte damals Isabey nur durch seine Werke. Eines Morgens begibt er sich zu ihm: der Künstler war ausgegangen. Sein Album lag offen neben der Staffelei. Der dichterische Prinz nimmt eine Feder und schreibt statt der Visitenkarte auf ein weißes Blatt etwa zehn leichte, fließende Verse, in denen er das Talent Isabeys charakterisiert.

Diese Huldigung des Prinzen von Ligne ist nur einer von den Reichtümern des Isabeyschen Albums. Alle bedeutenden Personen Europas, Minister, Generale, Künstler, große Damen haben es in gleicher Weise sich zum Vergnügen gemacht, den Beweis ihrer Achtung und ihrer Sympatie für den Künstler darin niederzulegen.

Isabey wohnte prächtig, wie einst Benvenuto Cellini, im Louvre. Sein Atelier war ganz mit Skizzen seiner Gemälde und Entwürfen von Gemälden tapeziert, und glich einer Laterna magica, in welcher der Reihe nach alle Notabilitäten dieses Kongresses zum Vorschein kamen.

Die Stunde, welche der Prinz saß, schien mir nicht lang: von Zeit zu Zeit wurde die Arbeit durch irgendein witziges Wort oder eine feine und spaßhafte Bemerkung unterbrochen. Die Unterhaltung drehte sich besonders um das kleine Abenteuer mit dem Bocksprung, das ganz Paris zur Zeit des Konsulats beschäftigte und dem das Publikum trotz der bestimmtesten Ableugnung Isabeys hartnäckigen Glauben beimaß: man erzählte es auf folgende Weise.

Bonaparte hatte, wie man weiß, die Gewohnheit, mit gekreuzten Armen, den Kopf etwas vornüber gebeugt, zu gehen. Man war in Malmaison: Isabey und die jungen Adjutanten des ersten Konsuls spielten Bocksprung auf dem Rasen. Voller Eifer war Isabey schon den meisten unter ihnen über den Kopf weggesprungen, als er an der Biegung einer Allee noch einen letzten in der geforderten Stellung stehen sieht, der zu erwarten scheint, daß man über ihn hinwegsetze. Der Springende setzt seinen Lauf fort, ohne aufzuschauen, aber nimmt seinen Ansatz so schlecht, daß er auf dem Halse der Person sitzen bleibt. Durch den Stoß umgefallen, wälzen sich beide im Sande: der eine war Bonaparte. Zu jener Zeit hatte er noch nicht über die Möglichkeiten des Falles nachgedacht, deshalb soll er, wie man sagt, über diese erste Lehre aufgebracht, sich schäumend erhoben, seinen Degen gezogen und den ungeschickten Springer verfolgt haben. Isabey war glücklicherweise geschickter im Laufen als im Springen und war über die Gräben, welche den Weg einfassen, geflohen; der Schreck gab ihm Flügel und so sprang er über den Wall, machte den ganzen Weg von Malmaison bis Paris im vollen Laufe und hielt erst vor dem Tore der Tuilerien an.

Man fügte hinzu, er habe sich sogleich zu Madame Bonaparte begeben, die, nachdem sie über sein Unglück herzlich gelacht, ihm geraten habe, sich im ersten Augenblicke verborgen zu halten. Und es hatte, wie man versichert, alles Geistes und aller englischen Geduld Josephinens, verbunden mit ihrem Einflusse auf Napoleon, bedurft, um seinen Zorn zu besänftigen und dem Maler Verzeihung auszuwirken.

Bonaparte war damals nur lebenslänglicher Konsul, aber man konnte das Kaisertum schon voraussehen. Der Teil der Pariser Gesellschaft, der nicht ohne Mißtrauen die Rückkehr zu den alten Ideen ansah, hatte begierig die Anekdote von Malmaison ergriffen. Alles Leugnen Isabeys, der sich bestrebte, alle Umstände dabei zu verneinen, fand nur wenig Anhänger: man fand das Abenteuer pikant und war darauf versessen, es zu glauben.

Im Laufe unserer Unterhaltung mit Isabey drängte der Prinz von Ligne mit Lebhaftigkeit den Maler inbetreff dieser Geschichte, da nun doch der vollkommene Fall Napoleons ihm alle Freiheit und Offenheit, darüber zu sprechen, gebe. Isabey leugnete nichtsdestoweniger mit Bestimmtheit.

„Diese Malmaisoner Geschichte,“ sagte er zu uns, „ist mit allen ihren Einzelheiten erfunden: sie ist lächerlich. Es ist eine von den halb historischen Narrheiten, die mich am meisten geärgert haben. Denn sie verlieh Napoleon einen Charakter, der gar nicht der seinige war, und als diese Geschichte in Paris zirkulierte, hatte ich ihn schon seit sechs Wochen nicht gesehen. Sobald ich davon gehört und man mir alle kleinen Umstände dabei erzählt hatte, begab ich mich nach St. Cloud. Als der erste Konsul mich bemerkte, kam er auf mich

zu. Es ward mir nicht schwer, ihn zu überzeugen, daß ich an der Fabel nicht den geringsten Anteil habe, und sie diente zu nichts weniger, als mich bei ihm in Ungnade zu bringen. Napoleon empfing mich mit vielem Wohlwollen und erinnerte mich an das Wort Türennes, der, von seinem Bedienten geschlagen, sich zu sagen begnügte: „Wenn es auch George gewesen wäre, hättest Du nicht so stark schlagen sollen."

„Aber so sehr man sie auch widerlege, gefallen Lügen doch der Bosheit des Publikums, werden immer wiederholt und werden endlich zu halber Wahrheit."

„Meiner Treu," sagte der Prinz, „ich weiß nicht, ob ich an Ihrer Stelle mir so viele Mühe gegeben hätte, sie zu widerlegen: wenn man mir sie nachgesagt hätte, ich hätte sie vielleicht angenommen. Es wäre pikant genug gewesen, dem auf die Schultern zu steigen, der so ohne Umstände auf die Schultern der anderen sprang."

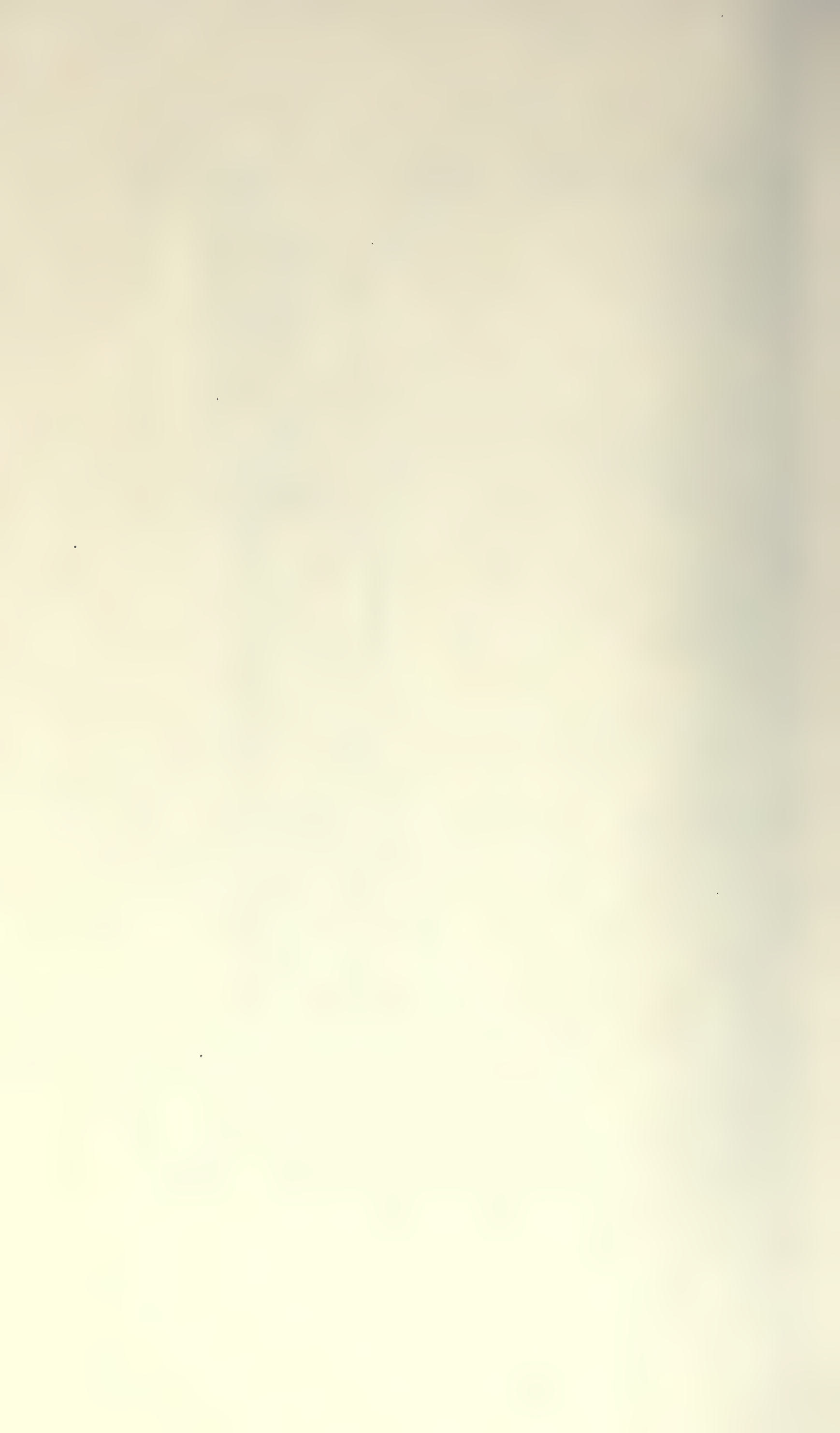
Man sprach darauf vom jungen Napoleon, dessen Bild wir vor einigen Tagen in Schönbrunn bewundert hatten.

„Dies Kind," sagte Isabey, „ist nur von einer Erinnerung eingenommen und das ist das Andenken an seinen Vater. Eines Tages, als er mir saß, hörten wir den Ton von Trompeten: es war die ungarische Garde, die durch einen der Höfe marschierte. Sogleich sprang der Prinz von seinem Stuhle, lief ans Fenster, kam wieder zurück und zog mich bei der Hand hinzu: „Ach, sehen Sie," rief er aus, „da kommen die Lanciers meines Vaters vorbei."

Das Bildnis des Prinzen von Ligne war schon vorgeschritten genug, um die Ähnlichkeit beurteilen zu können. Ich machte dem Künstler mein Kompliment




De Ligne's Landhaus auf dem Kahlenberg.



darüber. Alle die den trefflichen Greis gekannt haben, fanden ihn ganz und gar darin wieder.

Bald darauf begannen wir denn fröhlich unsere kleine Wanderschaft.

Der Kahlenberg ist ein Berg, der Wien beherrscht und eine reizende Aussicht darbietet. Dort war seit langer Zeit des Prinzen Sommerresidenz, ein köstliches, ganz dem Dienste der Musen, dem Vergnügen und den gewählten Gesellschaften geweihtes Asyl, welche sein Ruf und der Reiz seiner Unterhaltung beständig um ihn versammelte.

Unterwegs sprachen wir von den Wiener Vergnügungen und er machte nur eine lebhafte, kurze Schilderung davon; denn von ihm konnte man sagen, was er von Casanova sagte: Jedes Wort ist bei ihm ein geistreicher Zug und jeder Gedanke wiegt ein Buch auf.

„Um die feenhaften Feste, welche hier ohne Unterlaß aufeinander folgen, genügend zu beschreiben," sagte er, „gehörte dazu nicht ein poetischer Zauberer wie Ariost? In der Tat, ich würde mich nicht wundern, wenn das Festkomitee nächstens durch alle Städte und Dörfer der Monarchie bei Trompetenschall verkünden ließe, dem glücklichen Manne setze es einen Preis aus, dem es gelingen würde, für die hier versammelten Monarchen ein neues Vergnügen zu erfinden."

— „Aber damit es einem in Wien gefalle, mein Prinz," erwiderte ich, „muß man ein wenig besser deutsch verstehen, als die Fremden gewöhnlich tun: das verhindert sie daran, die Schattierungen der Freude und der Sitten einer Klasse der Bevölkerung sich nicht entgehen zu lassen, die, wenn sie auch nicht die erste ist, doch darum nicht weniger Stoff zu interessantem Studium darbietet. In Beziehung darauf möchte ich die Antwort anführen,

welche Bacon einem jungen Manne gab, der keine fremden Sprachen verstand und ihn über seine Reisepläne um Rat fragte: „Gehen Sie in die Schule, mein Freund,“ sagte er, „und nicht auf Reisen.“

„Was hätte er dann zu Metastasio[1]) sagen müssen,“ antwortete der Prinz mir lachend, „der nach einem zwanzigjährigen Aufenthalte in Wien höchstens zwanzig deutsche Wörter gelernt hatte, die er für hinreichend hielt, wie er sagte, um ihm nötigenfalls das Leben zu retten. Übrigens finden Sie Ihre französische Sprache ganz eingebürgert hier, nicht bloß in der Gesellschaft, bei den Vereinigungen zum Vergnügen, sondern auch bei den Konferenzen des Kongresses. Es bedurfte wohl eines allgemeinen Mittels der Kommunikation unter so vielen Fremden, sonst hätten sie aus dem Kongresse einen Turm zu Babel gemacht.“

— „Fügen Sie noch hinzu, mein Prinz, daß keine andere Sprache auf glücklichere Weise Mitschuldige der boshaften Witzworte, der lebhaften Ausdrücke ist; welche, wenn man so sagen will, der Explosion einer Flasche Champagner gleichen; Beweis davon ist die Antwort, welche Sie neulich dem Baron von * * * gegeben haben.“

„Ach ja, diese mit einem goldgestickten Hute geputzte Elster stürzt eines Tages mir entgegen und ruft:

„Wünschen Sie mir Glück, Herr Marschall, der Kaiser hat mich zum General gemacht.“

„Sie zum General ernennen,“ entgegneten Sie ihm darauf, „das geht an; aber zum General machen, das ist unmöglich.“

Indem er so von tausend Kleinigkeiten sprach, die in

1) Pietro Metastasio, italienischer Hofdichter in Wien (1698 bis 1782).

seinem Munde interessante Gegenstände wurden, ließ er in der Kürze die Berühmtheiten der Gesellschaft, die Staatsmänner, die Militärs, die Frauen Revue passieren.

„Dieser Kongreß," sagte er zu mir, „bei welchem Intrigen aller Art sich unter Festlichkeiten verbergen, gleicht er nicht „dem närrischen Tag"?[1]) Es ist ein Gewirr, in welchem die Almavivas und Figaros in Menge da sind; was die Basile anbetrifft, die findet man überall. Geb' es Gott, daß man nicht später mit dem lustigen Barbier sage:

„Aber mein Gott, wen betrügt man denn hier?"

Ich sprach ihm von den Projekten Ypsilantis und dessen Hoffnungen für die Wiederherstellung Griechenlands.

„Jung, glühend, geistreich ist er ohne Zweifel zu schönem Geschicke berufen und sein Ruhm wird dem historischen Glanze seiner Familie vielleicht gleichkommen."

— „Es ist wahr, alle Staatsmänner müssen Interesse an dieser Sache Griechenlands nehmen, wäre es auch nur der Tränen wegen, welche sie ihnen gekostet."

„Tränen der Freude, ohne Zweifel, mein Prinz, bei den glänzenden Erinnerungen, welche es uns hinterlassen hat."

— „Nein, nicht ganz, sondern wegen der Rutenstreiche, welche das Studium des Griechischen auf der Schule ihnen beigebracht hat."

„Aber Scherz beiseite," sagte er, „ja ich wollte, daß man in diesem Augenblick des allgemeinen Friedens daran arbeitete, wenigstens den Archipel vom Joche der Muselmänner zu befreien, indem man sie die Waffen in der Hand mit dem allgemeinen Unwillen be-

1) Nebentitel von „Figaros Hochzeit."

drohte. Bald würden dann die Künste ihre Wiege wieder suchen unter jenem schönen Himmel. Von Mächten umgeben, welche ihm seine Beständigkeit und seine Ruhe im Inneren garantierten, würde Griechenland die erhabene Gegend werden, nach welcher Europa zuströmen würde, und auf den Resten seiner lachenden Mythologie würde dies Volk der Gastfreiheit wieder einen Tempel aufrichten können. Glücklich seine Fesseln abgeschüttelt zu haben, würde es das kostbare Gut zu bewahren wissen, das es wiedererlangt; und dann ginge, dem Beispiele Ciceros und der Römer folgend, welche sich den Wissenschaften oder den öffentlichen Ämtern widmeten, unsere Jugend wieder und schöpfte an ihrer alten Quelle die Geheimnisse der Beredsamkeit und die Vorschriften der Philosophie." —

Bei den letzten Worten dieser poetischen Digression traten wir in den Hof seiner bescheidenen Residenz ein. Das Haus war klein, aber bequem; der Prinz von Ligne hätte ohne Mühe den Wunsch des Sokrates darin in Erfüllung bringen können, indem er es mit wahren Freunden erfüllte. Es war auf der Baustelle eines 1628 durch Ferdinand II. gestifteten Klosters erbaut, das Leopold nach der Belagerung von Wien wiederherstellte, Joseph I. vergrößerte, Joseph II. aber aufhob; seitdem hatte der Prinz es gekauft.

Über dem Haupttore ist die Lieblingssentenz des Prinzen eingegraben. Quo res cumque cadunt semper stat linea recta. Auf der Seite, welche der Donau gegenüberliegt, finden sich neue französische Verse von seiner Erfindung. Der eine derselben drückt die Ruhe seiner schönen Seele auf energische Art aus: Sans remord, sans regret, sans crainte, sans envie (ohne Gewissensbisse, ohne Kummer, ohne Furcht, ohne Ehrgeiz).

„Ich fühle so sehr die Leere von fast allem," wiederholte er häufig, „daß es mir nicht zum großen Verdienst angerechnet werden kann, wenn ich weder ehrgeizig, noch boshaft, noch ruhmsüchtig bin."

Er führte mich darauf in seinen Garten.

„Ich würde," sagte er zu mir, „ganz von der Gewohnheit jedes Eigentümers abgehen, wenn ich nicht damit anfinge, Ihnen alle Einzelheiten meines Fürstentums zu zeigen; aber da mein Haus und sein Umkreis kaum ausgedehnter ist, als die Domäne, welche dem Präsidenten der luftigen Republik von San Marino vom Volke geschenkt worden ist, so wird der Umgang in geringerer Zeit gemacht sein, als man denkt.

„Nichtsdestoweniger aber genieße ich, wie diese Wohnung nun einmal ist, hier endlich meiner selbst und entrinne dem Getümmel der Feste, der Ermüdung des Vergnügens und dieser Masse von Hoheiten. Hier nehme ich ein Luftbad und schöpfe neue Kräfte, die ich dann jeden Abend in dem unaufhörlichen Freudenrausch des Kongresses wieder vergeude."

Am Ende des Gartens öffnete er die Tür eines auf die Donau hinausgehenden Pavillons, von welchem aus man Wien in seiner ganzen Ausdehnung sieht:

„Hier war's," sagte er zu mir, „wo Johann Sobiesky sich an der Spitze seiner braven Polen erhob und mit weniger als 30 000 Mann das Reich rettete, indem er die ganze ottomanische Macht, welche durch den Großvezier Kara Mustapha befehligt wurde, über den Haufen warf[1]). Der Überblick dieses Helden war so schnell

1) Das ist wohl nicht ganz richtig, im Gegenteil, durch das Ungestüm und die Plünderungssucht der Polen wäre die Schlacht fast verloren gegangen, die nur die deutschen Truppen wieder herstellten.

und sicher, daß er beim Anblick der feindlichen Stellung kalt zu seinen ihn umgebenden Generälen sagte, dieselbe sei schlecht und er würde unfehlbar den Feind schlagen. Man konnte von ihm nicht sagen, was man gewöhnlich von den Königen sagt: Wenn sie von fern einer Schlacht beigewohnt haben, so schreit man aus, daß sie dieselbe in Person gewonnen haben — in Person, ja, aber nicht durch ihre Gegenwart. Sobiesky gewann sie durch seine Gegenwart und in Person."

Wie schön ist der Brief, welchen er an die Königin, seine Frau, am Tage nach dem Siege schrieb, und welchen er vom Zelte des Großveziers aus datierte! Welche wahre Größe ohne falsche Bescheidenheit in den Worten: „Es freue sich die Christenheit und bringe dem Herrn ihren Dank dar; die Ungläubigen werden jetzt nicht mehr höhnend zu uns sprechen können: Wo ist denn Euer Gott?"

„Sobiesky besaß eines der größten Talente eines Heerführers, er wußte seinen Truppen Mut einzuflößen; die polnische Kavallerie, welche zum Entsatz von Wien herbeigerufen war, hatte ein kriegerisches Ansehen, sie ritt die schönsten Pferde und trug die schönsten Waffen; aber anders war es mit der Infanterie. Ein Regiment von dieser besonders war in einer solchen Entblößung, daß der Fürst Lubomirsky dem König riet, es zur Ehre der Nation nur bei Nacht die Donau passieren zu lassen. Aber Sobiesky antwortete lächelnd: „Wie Sie sie da sehen, sind sie unbesiegbar; sie haben geschworen, sich keiner anderen Kleider zu bedienen, als solcher, welche sie dem Feinde abgenommen." In dem letzten Kriege trugen sie nichts als türkische Kleider."

„Wenn dies Wort auch den Soldaten keine Kleidung

schaffte, so tat es doch mehr; es lief von Reihe zu Reihe und das Regiment tat Wunder von Tapferkeit."

„Sie wissen, wie man nach dieser glänzenden Waffentat, welche das Zeichen zur Befreiung Wiens war, auf den polnischen Helden anwendete, was Papst Pius V. von Don Juan d'Austria nach der Schlacht bei Lepanto gesagt hatte: ‚Es war ein Mann berufen von Gott, mit Namen Johannes.' O die vortreffliche Zitation!"

— „Österreich hatte ohne Zweifel die Anwendung dieser dankbaren Sentenz vergessen, mein Prinz, als es später das Vaterland seiner Befreier aus der Reihe der Nationen strich."

„Erinnern Sie es daran, und wohl bekomm' es Ihnen! aber seien Sie auch gewärtig, daß man dem Advokaten der Polen zur Ausgleichung darauf erwidern wird: Sie schlagen die Rettung von Wien im Jahre 1683 sehr hoch an; wir sind gewiß dafür sehr dankbar; aber jedesmal, wenn Sie uns davon sprechen, werden wir Ihnen sagen, daß das Haus Österreich Sie von Schweden befreit hat, welches unter der Regierung Carl Gustavs Ihr Land erobert hat. Also sind wir quitt."

— „Darauf, mein Prinz, könnte Polen wohl in Beziehung auf das Alter und die Anzahl der Verdienste erwidern, daß der von ihm dem Hause Österreich besonders unter seinem Begründer, Rudolf von Habsburg, geleistete Beistand nicht wenig dazu beigetragen hat, dasselbe in die Reihe der mächtigsten Häuser Europas zu setzen. Wie dem auch sei, bei diesem ungerechten Akt hat Österreich getan, was in Lafontaines Fabel der Hund, der das Mittagsbrod seines Herrn am Halse trägt; es hat interveniert, um seinen Anteil am Raube zu nehmen. Edler und politischer wäre es gewesen, den Raub zu verhindern." —

Es war 3 Uhr. Man servierte in einem kleinen, neben der Bibliothek befindlichen Zimmer einige Vorräte, welche der Prinz in seinen Wagen hatte legen lassen. Wir setzten uns zu Tisch und begannen eines der reizendsten Diners, das in meiner Erinnerung lebt. Der Prinz erzählte gern; er erzählte so gut und so voller Anmut, sah mein Glück, ihn zu hören, und genoß so sehr das Vergnügen, das er mir gewährte, daß sein Gedächtnis ohne die mindeste Anstrengung seine Schätze zutage förderte.

„Eine meiner angenehmsten Erinnerungen ist die an meine erste Reise nach Frankreich, als ich der glückliche Überbringer der Botschaft der Schlacht von Maxen[1]) war. Das war ein Auftreten auf die Bühne, wie es ganz meinem Geschmacke behagte. Ich wurde in Paris, wie in Versailles und Trianon von dem Baron von Bezenval, dem Grafen Vaudreuil, dem Grafen Adhémar, der Prinzessin von Lamballe, dem bezaubernden Julius von Polignac empfangen; dann, gleich darauf, traf ich mit Laharpe bei Madame Dubarry, mit d'Alembert bei Madame Geoffrin, mit Voltaire bei Madame Dudeffant, der Frau ihrer Zeit, zusammen, welche vielleicht am meisten natürliche Anmut und unwandelbare Laune besaß."

Mit welchem Wechsel von Farbe schilderte er mir darauf alle die berühmten Personen, welche während seiner langen Laufbahn ihn mit ihrer Freundschaft beehrt hatten. Die Kaiserin Katharina, welche er seinen leibhaften Ruhm nannte, den Kaiser Joseph II. seine sichtbare Vorsicht, Friedrich II. seine Unsterblichkeit und dann die unglückliche Marie Antoinette, von der er tausend reizende Züge erzählte, indem er mit Vergnügen auf die Schilderung dieses französischen Ho-

1) Am 21. November 1759.

fes zurückkam, an welchem ihm der ausgezeichnetste Empfang zuteil geworden war.

„Die Neigung zum Vergnügen und der Reiz der Gesellschaft,“ sagte er zu mir, „hatte mich nach Versailles gebracht; die Dankbarkeit führte mich wieder dahin zurück. Urteilen Sie, mein Kind, ob ich mich der Täuschung, der Königin dieser Welt, habe hingeben können. Dem Grafen Artois vorgestellt, fängt er mit mir an zu sprechen als Bruder des Königs und hört auf, als wäre er mein eigener. Später war ich bei der Zusammenkunft Josephs II. und des Königs von Preußen; Friedrich wird meine Verehrung für große Männer gewahr und ich komme nach Berlin. Mein Sohn[1]) heiratet eine polnische Prinzessin, und da man glaubt, daß ich im besten Vernehmen mit der Kaiserin von Rußland stehe, so faßt man den Plan, ich solle König von Polen werden, und man macht mich zum polnischen Bürger. Ich komme nach Rußland; die Größe, die Einfachheit Katharinens nehmen mein Herz gefangen. Ich werde von ihr bestimmt, sie auf der Reise in Taurien zu begleiten, welches mehr ins Reich der Fabel, als der Geschichte zu gehören scheint. Meinem Geschmacke für die Iphigenien zuliebe schenkt sie mir das Gebiet des Tempels, in dem die Tochter Agamemnons Priesterin gewesen war. Dann wieder die väterliche Güte des Kaisers Franz I., die mütterliche der großen Maria Theresia und die fast brüderliche des unsterblichen Josephs II. Das Vertrauen und die Freundschaft Laudons und Lascys,[2]) die vertraute Gesellschaft der an-

1) Karl de Ligne, der sich 1779 mit der Prinzessin Helene Apollonia von Massalska vermählte, fiel am 14. September 1792 als österreichischer Oberst gegen die Franzosen.

2) Berühmte österreichische Generäle.

betungswürdigen Maria Antoinette, die Intimität Katharinens der Großen, das Wohlwollen des großen Friedrich, meine Unterhaltungen mit Jean Jaques Rousseau, mein Aufenthalt in Fernay bei Voltaire, und um alles das lustig zu enden, die Wunder und Freuden des Kongresses nach den Ereignissen der letzten zwanzig Jahre: das ist mein Leben. Meine Memoiren würden sehr interessant sein .... Indessen hab' ich gesehen, wie Verleumdung, Undank, Ungerechtigkeit alles angegriffen, was ich geliebt und bewundert. O, wenn ich meine Erinnerungen niederschreiben sollte, würde ich's nur für mich allein tun."

Er schien einige Augenblicke nachzudenken.

„Nein," fuhr er fort, „die Bosheit und Narrheit respektieren nichts; sie haben bei Katharina die Größe zu besudeln und zu beflecken gesucht, die man an ihr entdeckt, die Anmut und Güte Antoinettens, von welcher man entzückt ist. O, Frankreich hat einige Seiten in seinen Annalen, die man eines Tages gern wird herausreißen wollen. Nachdem man auf das Unwürdigste die schönste, die gefühlvollste der Königinnen verleumdet, deren Herz niemand besser zu würdigen weiß als ich, es war das Herz eines Engels, deren tadelfreie Seele ebenso rein, ebenso weiß war, als ihr Gesicht, haben Kannibalen sie ihrer blutigen Freiheit zum Opfer darbringen können!"

Bei diesen Worten wurde seine Stimme bewegt, füllten sich seine Augen mit Tränen, und ich würde nur unvollkommen den rührenden Ausdruck seines Gesichts beschreiben können; die Tränen eines solchen Freundes, eines Greises und eines Weisen waren für Maria Antoinette die beredteste Apologie.

Schweigend, aufmerksam, gerührt, hörte ich diese

abwechselnd leichten und gefühlvollen Einzelheiten mit an. Es war mir, als wenn ich all den Szenen selber beiwohnte, bei welchen er handelnde Person oder Zuschauer gewesen; seine fruchtbare Einbildungskraft, sein malerischer Ausdruck versetzten mich mit der Schnelligkeit des Gedankens dorthin. Durch ein Drehen des Zauberringes seiner glänzenden Rede gingen wir ein halbes Jahrhundert zurück und befanden uns ganz in Versailles, ganz in Ermitage. Diese schon so entfernte Vergangenheit war wieder zur Gegenwart geworden, sie belebte sich wieder in meinen Augen durch seine bezaubernde Beschwörung; es war ein wacher Traum. — Ich führte ihn in die Bibliothek.

„Das ist hier," sagte er zu mir, „mein Arbeitszimmer: hier bin ich nicht von all den Papageien belästigt, die mich in meinem kleinen Häuschen auf dem Walle belagern. Hier lasse ich in vollkommenster Freiheit meine Feder den Launen meiner Einbildungskraft folgen."

Und er zeigte mir eine große Anzahl Werke von seiner Erfindung und verschiedene Manuskripte.

„Alles das ist für mich, für mein Herz. Es sind meine kleinen Ausschweifungen."

Ich fragte ihn nochmals, ob er denn das Publikum nicht an den Lehren seiner Erfahrung teilnehmen lassen wolle.

„Nein, nein," antwortete er mir, „ich habe es zu häufig gesehen, daß in dieser Welt der Ruf von denen abhängt, die selbst keinen haben. Und was ist denn dieser Ruhm, vor dem alles sein Knie beugt, und den man so inbrünstig verfolgt? Derselbe Tag sieht ihn geboren werden und sterben, so kurz ist das Leben. Ypsilanti, von dem wir eben noch gesprochen, hat seinen

Arm ruhmvoll verloren: wenn er in einen Salon eintritt, drängt man sich um ihn, man zeigt auf ihn, man erzählt, bei welcher Schlacht er sich ausgezeichnet hat. Heute ist er ein junger Heros: aber noch wenige Lenze (und sie vergehen gar schnell), dann wird man ihn den alten Krüppel nennen."

„War jemals ein Empfang schöner, als der, dessen Madame Staël vor sechs Jahren teilhaftig wurde? Ihre Ankunft, ihr Aufenthalt hier machten gewissermaßen Epoche, wie man in gewissen Kreisen noch heute sagt: „Als Madame Staël hier war." Nun, dieser Liebhaberei habe ich sehr schnell eine Kritik folgen sehen, welche nichts weniger als wohlwollend war. Und doch, wenn es etwas in der Welt gibt, was nicht eitel ist, so ist es Bewunderung: aber wie lange dauert sie? In der ersten Zeit riß Madame Staël alle Herzen an sich, nahm alle Geister gefangen."

— „Aber nicht durch ihre Körperreize, mein Prinz, denn niemals hat mir ihr Gesicht, selbst in Abbildungen nicht, schön genug geschienen, um gefallen zu können."

„Es ist wahr: sie kann niemals ein angenehmes Gesicht gehabt haben: ihr Mund und ihre Nase waren häßlich. Aber ihre prächtigen Augen drückten alles das wunderbar aus, was in ihrem an erhabenen und energischen Gedanken so reichen Kopfe vorging; ihre Hände waren schön; sie war deshalb auch sehr darauf bedacht, sie stets zu zeigen, da sie sich angewöhnt hatte, fortwährend in ihren Fingern einen kleinen Pappelzweig mit zwei oder drei Blättern rasch herumzudrehen. Das Geräusch dieser Blätter war, wie sie sagte, die obligate Begleitung ihrer Worte. Ihre Unterhaltung war bezaubernd: sie sprach über alle Gegenstände mit einer

wunderbaren Leichtigkeit; ihr Ausdruck war lebhaft, feurig, poetisch, und je größer die Gesellschaft war, je höheren Schwung nahm ihr Genie. Sie fühlte sich nur Männern gegenüber wohl, welche sie beurteilen konnten; aber dann war sie wirklich groß."

„Und doch wurden alle diese Ansprüche auf Bewunderung bald verachtet. Der menschliche Geist geht infolge einer unvermeidlichen Gegenwirkung von Enthusiasmus zur Geringschätzung über. Man heftete sich nur noch an die Fehler der Frau von Staël an, ohne ihre glänzenden Eigenschaften ihr zugute zu halten. In der allgemeinen Unterhaltung, sagt man, wollte sie mehr bezaubern als gefallen: ihr ewiger Monolog verurteilte die sich mit ihr Unterhaltenden zu der Rolle wohlwollender Hörer: sie plauderte niemals, aber improvisierte stets; richtete sie eine Frage an jemand, so hörte sie selten auf die Antwort. Sie liebte die Welt, wo sie so sehr glänzte, aber die Gesellschaft von Frauen, welche im allgemeinen einem Geiste wie der ihrige weniger Hilfsmittel bot, liebte sie nicht. Die Frauen haben ihr das nie verziehen, welchen Glanz sie auch über ihr Geschlecht verbreitet hat."

„So hat sie nach und nach die Berühmtheit von sich weichen sehen, diese Berühmtheit, welche ihr notwendig gewesen war, und die doch für sie nicht der Weg des Glückes war. Sie sehnte sich fortwährend nach Frankreich, aus dem sie ohne Hoffnung der Wiederkehr verbannt worden war wegen ihrer Opposition gegen die damalige Regierung: sie hatte Bonaparte einen Robespierre zu Pferde genannt."

— „So kann man also sagen, daß sie ihrer eigenen Sache gedient, als sie das Hindernis wegzuräumen suchte, das sie von Paris fern hielt: sie arbeitete mit der

ganzen Tätigkeit des Genies daran, das noch vom Hasse der Frau angestachelt wurde."

„Ich habe Frau von Staël sehr bewundert, ich bewundere sie noch und ich habe wohl geahnt, daß ich es bin, den der Verfasser[1]) des Dialogs über den Enthusiamus in dem Charakter hat schildern wollen, den er dem Cleon gegeben (der Prinz sagte die letzten Worte, indem er mich lächelnd ansah). Sie war sehr erzürnt darüber, daß man es wagte, ein Verdienst in Zweifel zu ziehen, das damals die ganze Welt einstimmig für unbestritten hielt. Diese kleine Kritik war die erste. Der Verfasser rezensiert darin besonders den Roman Corinna. In dieser Beziehung hatte er Unrecht, sich an ihre Schriften zu machen, wenn er ihre Person angreifen wollte. Gewiß, dort war ihre verwundbare Seite nicht. Aber er hätte die Anmaßung mit Recht rügen können, mit welcher sie alles in Beziehung zu sich brachte, die Unbeständigkeit der Meinungen, die so gefährlich war für Freunde, welche ihr aufs Wort glaubten, ferner den absprechenden, schulmeisternden Ton, die theatralische Überspannung à la Corinna, ihre gesuchte Geistreichelei, die mir so zuwider war, die Wut, sich auf der Bühne zu zeigen, wo sie gar kein dramatisches Talent entfaltete, da sie eigentlich nur im Salon eine gute Schauspielerin war. Darüber hätte man in Prosa wie in Versen spotten können. Sie wissen, daß wir nahe daran waren, uns auf immer zu erzürnen, wegen eines boshaften Witzes, den man ihr als von mir ausgehend zutrug. Nach der Aufführung ihrer Tragödie „Hagar in der Wüste," bei welcher sie wirklich noch häßlicher aussah als gewöhnlich, sollte Jemand, ich

1) Eben de la Garde, der diese Satire auf die Staël im Anhang zur Original-Ausgabe bringt.

war es nicht, gesagt haben, der Titel würde besser heißen: Abrahams Rechtfertigung. Sie schmollte lange Zeit mit mir, und ich hatte viel Mühe, sie von meiner Unschuld zu überzeugen."

Der Prinz zeigte mir darauf ein kleines, eben von ihm beendetes Werk, das seitdem veröffentlicht worden ist, über den Venetianer Casanova[1]). Als dieser berühmte Abenteurer, müde, seine Projekte, seine magischen Geheimnisse, seine Originalität durch die Welt zu schleppen, alt geworden war und sich am Ende seines Geldes und seiner Reisen befand, war der Prinz es, der sich seiner annahm und ihm ein Asyl verschaffte, indem er ihn als Bibliothekar bei seinem Neffen, dem Grafen Waldstein[2]) unterbrachte. Dies von so vielen Ereignissen durchschnittene Leben interessierte den alten Marschall. Er hatte selbst auch etwas Abenteuerliches in seiner Existenz. Er liebte den lebhaften, pikanten Geist des Venetianers, seine vielseitige, tiefe Kenntnis, seine überraschenden Wendungen voll philosophischen Anstrichs.

„Ja," sagte er zu mir, „Casanova ist das unterhaltendste Original, das ich in meinem Leben gesehen. Er war es, der den Satz aufstellte: eine Frau hat immer nur das Alter, welches sie für ihren Liebhaber hat. Seine unerschöpflichen Erinnerungen, seine frische, immer noch jugendliche Phantasie, sein Enthusiasmus für mich haben mein Herz gewonnen. Er hat mir

1) Giacomo Casanova, der weltbekannte Abenteurer und Memoirenschreiber (1725—1798), auf den de Ligne oft in seinen Werken zurückkommt, mit dem er in Korrespondenz stand (die Briefe wurden von Uzanne in „Le livre" veröffentlicht), und auf welchen er schon vor dem Erscheinen der berufenen Memoiren die Welt aufmerksam machte.

2) Graf Josef Karl Em. Waldstein (1755—1814).

häufig aus seinen Memoiren vorgelesen, welche zu gleicher Zeit Memoiren eines Ritters und des ewigen Juden sind; leider werden sie wohl niemals herausgegeben werden.“

Auf seinem Arbeitstische lagen eine Menge Papiere umher, auf welchen Verse standen, die meistens unvollendet waren.

„Sie betrachten diese Fragmente,“ sagte er; „ich arbeite nicht wie die meisten Poeten. Sie haben zwei Lexika zu ihrem Gebrauche, eines für das Herz, das andere für die Reime, wenn sie im ersten nichts mehr haben oder nichts mehr darin lesen können, so öffnen sie das zweite. Ich indessen halte ein, wenn mir der Geist nichts mehr diktiert.“

Darauf brachten wir noch einige Zeit damit zu, mehrere reizende Porträts von Frauen zu betrachten, die er geliebt hatte, und dann eine reiche Sammlung von Briefen, welche von Souveränen und den berühmtesten Leuten Europas seit einem halben Jahrhundert geschrieben waren.

Die Stunde der Rückkehr schlug, und ich mußte diesen reizenden Aufenthalt verlassen, der eines Tages historisch werden wird[1]. Aber inmitten der strahlenden Erinnerungen an den Kongreß konnte mein dankbares Gedächtnis den Tag nicht vergessen, den ich ganz und gar in der vertraulichen Gesellschaft des Prinzen von Ligne zugebracht hatte.

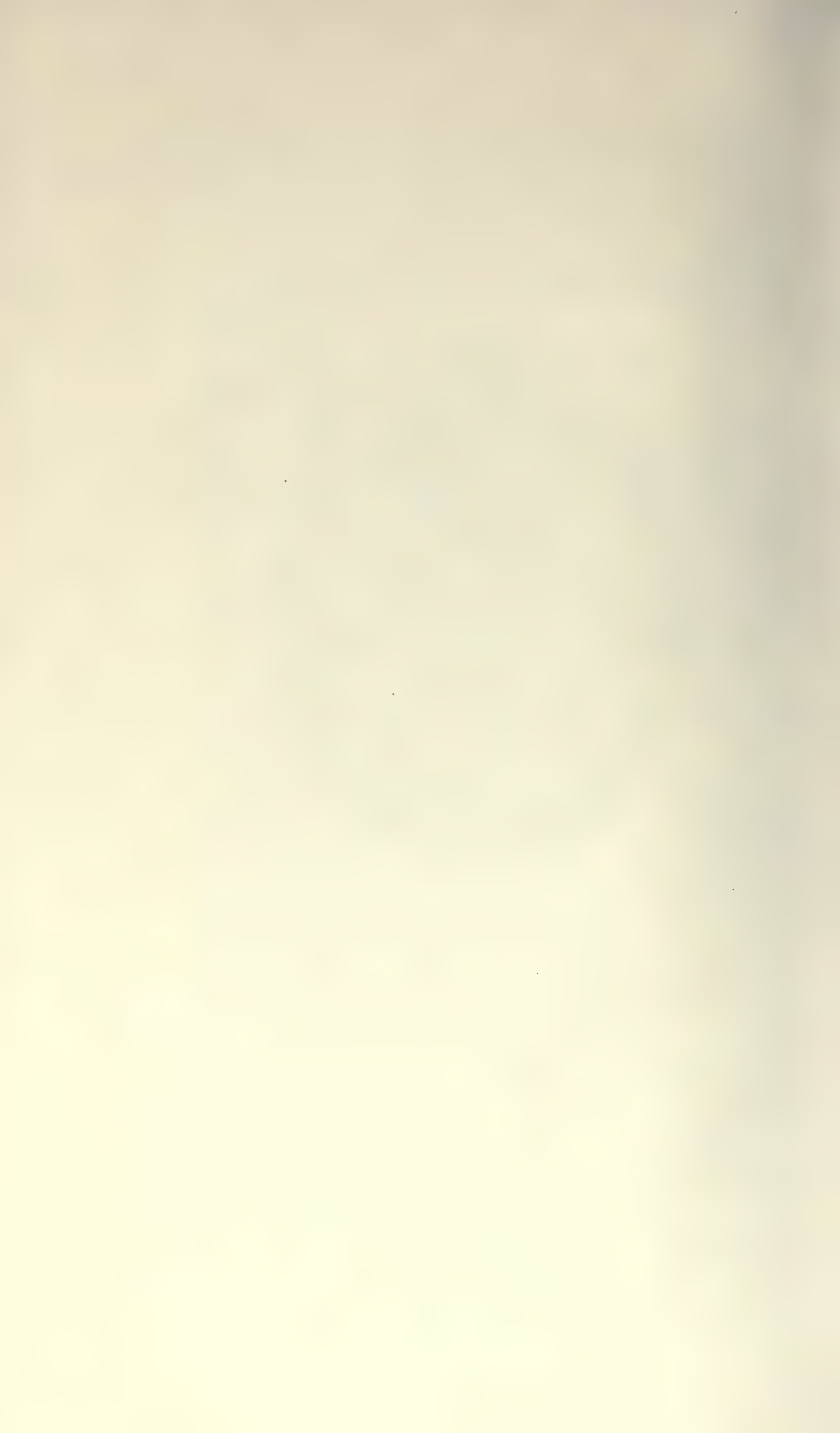
1) Nichts erinnert mehr daran als ein — Grab.



Lauvois sc.

**CONSTANTIN**

*Grand-Duc de la Russie, Césarowitsch.*





# XI

Gesellschaft bei Hofe. — Die Kaiserin von Österreich. — Die Gesellschaft der Troubadours. — Das Gesellschaftstheater. — Die Kaiserin von Rußland. — Der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg. — Lebendes Bild. — Der Schnurrbart des Grafen Wrbna. — Romanzen als lebende Bilder. — Die Waise der Gefängnisse. — Die Diplomatie und der Tanz. — Ball und Souper bei Hofe.

Ununterbrochen folgten Feste auf Feste, es schien, als halte man jeden Augenblick für verloren, den man nicht dem Vergnügen weihe. Alle acht Tage war großer Empfang und Ball bei Hof. Dem Impulse gehorchend, der von oben herab gegeben wurde, hatten die Familien der höchsten österreichischen Gesellschaft gleichfalls ihre bestimmten Tage, wo sie in ihren Salons die Tausende von Fremden empfingen, welche Geschäfte oder noch mehr die Vergnügungen nach Wien gezogen hatten. Montags versammelte man sich bei der Fürstin Metternich[1]), Donnerstags beim Herrn von Trautmannsdorf, dem Oberstallmeister; Sonnabends bei der schönen Gräfin Zichy. Um auch ihrerseits für diese anmutige Gastlichkeit sich dankbar zu bezeigen, entsprachen alle Ambassadeurs und Bevollmächtigte durch Feste dem glänzenden Empfang, der ihnen selbst zuteil wurde: vermöge dieses fortwährenden Austausches flossen die Tage dahin, ohne daß man sie zählte, und jedermann schien die Maxime angenommen zu ha-

1) Fürstin Eleonore Metternich, geb. Kaunitz (1775—1825), seit 1795 mit Fürst Klemens M. verheiratet.

ben: Glücklich zu sein ist das erste Bedürfnis des Menschen.

Die Kaiserin von Österreich war in gewisser Beziehung die Seele dieser Aufeinanderfolge von Bällen, Banketts, Reunionen, Maskeraden usw. In Italien geboren, dem berühmten, durch Ariost und Tasso gefeierten Hause Este entsprossen, hatte sie von ihren Ahnen Geschmack und Anlage für alle Künste geerbt. Ihre Güte war außerordentlich: ihre frische Phantasie erfreute sich an den Einzelheiten dieser freudigen Feste. Zwei französische Künstler Isabey und Herr Moreau[1]), ein Architekt voller Talent, waren ihr gewöhnlicher Beistand. Sie erfand, ordnete an, und die Aufgabe der Künstler war es, ihre lachenden, reizenden Gedanken treu auszuführen und ins Werk zu setzen.

Eine ihrer Lieblingsvergnügungen war es, in ihren Zimmern Theatervorstellungen zu geben. Keine Mühe scheuend in der Rolle eines Impresario, hatte sie es dahin gebracht, eine Vereinigung von Schauspielern aus der Gesellschaft zu rekrutieren und zusammenzubringen. Unter ihnen glänzten Talente, welche selbst auf der Bühne nicht am unrechten Orte gewesen wären. In dieser Gesellschaftsgruppe figurierten die aristokratischsten Namen: für die Komödie die Grafen Ojarowski, Stanislaus Potocki[2]), Waldstein, Woyna, die Damen Edmund von Perigord und Flora Wrbna[3]);

1) Karl Ritter von Moreau war der Bruder des berühmten Generals Moreau und stand meist in Diensten der Esterházy. Er machte sich auch als Maler bekannt und lebte noch 1836 (s. Wurzbach, Biogr. Lexikon).

2) Graf Stanislaus Potocki (1757—1821), polnischer General der Artillerie, Minister und Senator.

3) Flora Wrbna, geb. Gräfin Kageneck (1779—1857) war seit 1798 mit dem Grafen Eugen Wrbna verheiratet. Gräfin Flora war noch zur Kongreßzeit eine gefeierte Schönheit und spielte später

für die Oper der Fürst Anton Radziwil[1]), der Marquis de Salvo[2]), die Grafen von Bombelles[3]) und Peterson[4]), die Gräfinnen Apponyi, Karl Zichy[5]), Woyna, die Fürstin Jablonowska[6]); endlich für das deutsche Trauerspiel: die Gräfin Zichy[7]), die Gräfin Esterházy,

im Hause Metternichs als Hausrepräsentantin eine große Rolle. Gentz rühmt ihren klaren Verstand (Strobl v. Ravelsberg, Metternich usw., I, S. 7f.).

1) Fürst Anton Heinrich von Radziwil, geb. 1775, vermählt seit 1796 mit einer preußischen Prinzessin. Seit 1815 Statthalter in Posen und Mitglied des preußischen Staatsrates. Er spielte eine große Rolle im Musikleben Berlins, die Musik zu „Faust" ist u. a. von ihm. Seine Tochter Elisa war die berühmte Jugendliebe Kaiser Wilhelms I.

2) Neapolitanischer Gesandter der Bourbonen.

3) Es waren drei Brüder: Ludwig (1780—185?), Karl (1785 bis 1856) und Heinrich (1789—1850), wahrscheinlich dürften nur die zwei letzteren in Betracht kommen, wovon Karl durch seine Heirat mit der Exkaiserin Maria Louise, der Gemahlin Napoleons, am bekanntesten geworden ist. Karl und Heinrich machten sich dem Volk, vielleicht mit Unrecht, im Jahre 1848 besonders verhaßt, man hätte sie ermordet, wenn man sie ergriffen hätte.

4) Peterson war russischkaiserlicher Kämmerer.

5) Gräfin Julie Zichy s. früher.

6) Therese Fürstin Jablonowska, geb. Lubomirska (1790—1847), Frau des Fürsten Maximil. Jablonowski seit 1811 (s. Öttinger, Moniteur).

7) Gräfin Sophie Zichy, geb. Széchényi, geb. 1790, gest. 1865, die „beauté triviale" des Wiener Kongresses, seit 1807 mit Ferd. Graf Zichy (s. nächste Notiz) vermählt. Abwechselnd ihr und der Gräfin Flora Wrbna wird folgendes pikante Abenteuer zugeschrieben. Eines Tages erhielt der Zar von der Gräfin Zichy die Frage vorgelegt, wer rascher mit dem Ankleiden fertig werden könnte, der Herr oder die Dame, worüber nun eine Wette abgeschlossen wurde, welche der Zar und Sophie selbst austragen wollten. Nach 10 Minuten erschien Sophie vollständig umgekleidet und eine halbe Minute später der Zar in anderer Uniform. So die Gräfin Thürheim (S. Österr. Rundschau. 25. Bd.), andere wie Danilewski (S. Schiemann, Kaiser Alexander I., Berlin 1905, S. 529) lassen den Zaren siegen und verschweigen diskret, wie weit die Gräfin mit ihrer Toilette im Rückstande war, als sich der hohe Gast den Preis der Wette holte.

der Graf Zichy [1]). Besonders wurde unser in allen Genres so reiches Theater in Kontribution gesetzt. Bei einer der Vorstellungen wurde die Tragödie Wallenstein von Schiller und die Rivaux d'eux-mêmes nacheinander mit wirklich bemerkenswertem Zusammenspiel gegeben.

Einige junge Leute waren beflissen, der trockenen Diplomatie, die damals, wie man sagt, nicht immer eine gaie science war, eine Diversion zu machen und hatten unter sich eine Art von poetischer Verbindung gestiftet: man nannte sie die Gesellschaft der Troubadours. Unter ihnen führte man den Fürsten Radziwil, die Grafen Batthyani [2]), Zichy und den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg [3]) an. Es war dies eine anmutreiche Erinnerung an die ritterlich poetischen Sitten des Mittelalters.

Das Fest, das der Hof an jenem Tage gab, war für die meisten der Zuschauer von einer ganz neuen Art: es waren Bilder und Romanzen, die man darstellte. Wir begaben uns zu guter Stunde in den Kaiserpalast, der Prinz von Ligne und ich. Es hatte noch nicht begonnen, doch waren die Säle schon voller Menschen. Den Bemühungen des Grafen Artur Potocki hatten wir es zu danken, daß wir die Plätze fanden, welche er uns

1) Graf Ferdinand Zichy (1783—1862), 1848 ruhmloser Festungskommandant in Venedig, dafür bekannt als großer Gourmand. Wegen seines Verhaltens in Venedig kam er vor das Kriegsgericht.

2) Graf Johann B. Batthyani, Kämmerer und Oberstleutnant, geb. 1784.

3) Leopold von Sachsen-Koburg, als Leopold I., König von Belgien (1790—1865), ursprünglich als Militär in russischen Diensten, sollte er König von Griechenland werden, er wartete auf etwas Besseres und erlangte 1831 die belgische Königskrone. Seine erste Gattin war eine englische Prinzessin, und er wäre König von England geworden, wenn sie ihm nicht unerwartet durch den Tod entrissen worden wäre.

zwischen der Prinzessin Marie Esterházy und dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg aufgehoben hatte. Ich traf den letzteren zum erstenmale in der Gesellschaft: er war dem Prinzen von Ligne bekannt, der uns denn auch sogleich einander näherte. Er schien mir ebenso schüchtern als schön. Man kann nicht leugnen, daß der Adel des Blutes und der Geburt sich niemals schöner enthüllte als in der ausgezeichneten Miene und der ungezwungenen Haltung dieses Repräsentanten eines erlauchten Hauses. Ohne Zweifel war er damals fern davon, das große Glück vorauszusehen, zu welchem ihn das Schicksal berief, indem es ihn erst mit der größten Fürstin Europas verband, dann auf den Thron von Belgien setzte und endlich ihm eine vollendete Gattin gab, die aus dem Blute des Königs von Frankreich entsprossen ist. Heute beruht auf ihm eine Zukunft des Glückes von zwei Familien, vielleicht von zwei Völkern . . . .

Nachdem wir einige Worte der Höflichkeit ausgetauscht, verließ uns Prinz Leopold: er hatte in einem der lebenden Bilder, die gegeben werden sollten, eine Rolle auszuführen; wir blieben bei der Fürstin Esterházy.

Was soll man nach allem, was schon über das berühmte fürstliche Haus Esterházy gesagt worden ist, noch sagen? Wer kennt nicht seinen Adel, der sich in die Nacht der Zeiten verliert, und seine Macht, die der von Königen gleich kommt? Sein Pomp, sein Luxus, seine Reichtümer sind von der Art, daß der Geist sich kaum eine Idee davon machen kann und man versucht ist, die Aufzählung derselben ins Reich der märchenhaftesten Geschichten zu verweisen. Sein Territorialbesitz umfaßt in seinem Umkreise mehr als hundert Dörfer

und Flecken, ca. vierzig Städte und mehr als dreißig Schlösser oder feste Plätze. Die Landsitze, welche den Hauptstädten wirklicher Staaten gleichen, fassen eine ungeheuere Anzahl von herrschaftlichen Appartements, Bildergalerien, Theatern in sich. Das ungarische Husarenkostüm, das ganz mit Perlen gestickt ist, und das sich von Vater zu Sohn vererbt, ist, wie man sagt, von einem Werte von vier Millionen Gulden und kostet jedesmal, wenn es getragen worden ist, zwölftausend Gulden Ausbesserung. Auf ihren weiten Domänen üben die Esterházy das Recht über Leben und Tod aus: sie haben Truppen und Leibgarden in ihrem Solde. Außerdem hat ein kaiserliches Dekret, das vom Jahre 1687 herrührt, ihnen das Recht zugestanden, Münzen zu prägen und den Adel zu erteilen. Wie mancher Souverän möchte versucht sein, seine Krone gegen das Los solcher Untertanen zu vertauschen.

Die Fürstin Marie Esterházy, geborene Fürstin Liechtenstein, war zu jener Zeit noch, obgleich sie schon über die erste Jugend hinaus war, von entzückender Anmut: sie besaß besonders jene rührende Güte, welche sogar den Frauen noch Reiz gibt, die sonst keine Reize mehr behalten haben. Ihr immer sich gleich bleibender Charakter, ihr anziehendes Wohlwollen veranlaßten mich, die Gelegenheiten aufzusuchen, die mich ihr nahe bringen konnten. Ich hatte früher ihren Gemahl, den Fürsten Nikolaus[1]), in Paris gesehen bei

1) Nikolaus III., Fürst Esterházy (1765—1833), österreichischer Feldzeugmeister, von Napoleon I. im Jahre 1805 und 1809 als Wahlkönig für Ungarn aufgestellt, seit 1783 mit der Prinzessin Marie Liechtenstein vermählt. Nikolaus hatte gar keinen politischen Ehrgeiz, darum reüssierte Napoleon bei ihm nicht, dagegen trieb er ungeheueren Aufwand, was arge Breschen in sein Vermögen legte. „Les Esterházy font tout au grand,“ sagte eine Dame von ihm,

Madame Récamier[1]), dieser Freundin meiner Jugend, der schönsten der Frauen, der würdigsten, Bewunderung und Ehrfurcht einzuflößen. Als leidenschaftlicher, gebildeter Liebhaber der schönen Künste, besonders der Musik, war der Fürst der Mäzen der Literaten und Künstler: er behandelte sie als Kenner und belohnte sie königlich.

Ich gefiel mir sehr gut in der Gesellschaft ihres Sohnes, des Fürsten Paul[2]), der einige Jahre jünger ist als ich. Unsere Neigungen, unsere Gewohnheiten waren dieselben. Ich traf ihn häufig bei unserer gemeinschaftlichen Freundin, der Gräfin Fuchs. Seit jener Zeit durch seinen Namen und seine hohen Bekanntschaften zu den wichtigsten, diplomatischen Posten berufen, hat der Fürst Paul eine unveränderliche Mäßigung und eine Geradheit der Ideen gezeigt, welche nur einem edlen Herzen und einem bedeutenden Geiste angehören. Er ist einer von den Männern, welche bei den jüngsten Negoziationen am meisten zur Aufrechterhaltung der Ruhe in Europa beigetragen haben.

Die Unterhal ung mit der Fürstin Marie verbreitete sich über die Art des Vergnügens, welches der österreichische Hof uns darzubieten im Begriff stand. Sie sagte uns, daß sie ähnliche Bilder in Eisenstadt in einem dazu mitten in einem See erbauten Tempel habe vor-

„il a doté deux cent courtisanes et pensionné cent enfants illégitimes". Als Lebemann war er sehr bekannt, man sprach allgemein von seinem Harem junger Mädchen, die auf seine Kosten in Paris, Brüssel und anderen Orten die beste Erziehung bekamen.

1) Julie Récamier (1777—1849), Frau eines Bankiers, ihr Haus war der Mittelpunkt literarischer und politischer Gesellschaften.

2) Paul III. der Verschwender (1786—1866), Botschafter in London 1815—1844, vermählt mit Prinzessin Therese Thurn und Taxis (s. früher). Seine Verschwendungssucht brachte das Haus in arge Finanznöte.

stellen lassen, und daß Haydn, ihr Kapellmeister, auf einer Orgel eine Begleitung improvisiert habe, die mit der optischen Wirkung im Einklange gestanden und nicht wenig zur Illusion beigetragen habe.

Nach und nach traten die Souveräne ein und setzten sich auf ihre Plätze: der Kaiser Alexander saß wie gewöhnlich an der Seite der Kaiserin von Österreich; ein seltsames Mißgeschick wollte es, daß sie beide ein etwas schweres Gehör hatten, Alexander auf der einen, die Kaiserin auf der entgegengesetzten Seite. Die Etikette erheischte, daß sie sich gerade so setzen mußten, daß sie sich nicht verstehen konnten: deshalb schienen sie fortwährend: Frage und Antwort zu spielen. Alexander zeichnete sich zu jener Zeit durch seine Schönheit und die Gewähltheit seiner Formen aus: sein Herz war nicht unempfänglich für die Schmeicheleien, welche man in dieser Beziehung an ihn richtete; und man wäre ein schlechter Hofmann gewesen, wenn man ihn hätte bemerken lassen, daß man dies sein Gebrechen wahrnehme.

Neben dem Kaiser von Österreich saß die reizende Kaiserin Elisabeth von Rußland. Dieser Engel des Himmels vereinigte in sich alles, was das Glück ihres Gatten und das ihrige begründen konnte. Ihr Gesicht hatte einen hinreißenden Ausdruck und ihre Augen strahlten die Reinheit ihrer Seele wieder. Sie hatte das schönste, cendréblonde Haar, das sie gewöhnlich auf die Schulter wallen ließ. Ihre Figur war elegant, schlank und schmiegsam, und ihr schwebender Gang verriet sie selbst unter der Maske augenblicklich. Es war unmöglich, eine Frau zu sehen, auf welche man glücklicher Virgils Vers anwenden konnte:

„Incessu patuit Dea . . . .“




Dédié a Son Altesse Impériale Monseigneur Alexandre Pawlowitsch
Grand Duc de toutes les Russies. &c. &c.



Mit einem liebenswürdigen Charakter verband sie einen lebhaften, gebildeten Geist, Liebe zu den schönen Künsten und eine Großmut ohne Grenzen. Die zierliche Anmut ihrer Person, der Adel ihrer Haltung, ihre unerschöpfliche Güte gewannen ihr alle Herzen. Von einem Gatten, den sie anbetete, seit den ersten Augenblicken ihrer Verbindung vernachlässigt, hatte sie in Einsamkeit und Kummer einer süßen Schwermut Raum gegeben. Ihre Züge trugen das Gepräge dieser Stimmung, welche dem Tone ihrer Stimme, ihren geringsten Bewegungen etwas Bezauberndes und Unwiderstehliches verlieh.

Eine Sinfonie von Hörnern und Harfen ging dem Aufziehen des Vorhanges vorher: man löschte die Kerzen im Saale, um der auf die Bühne fallenden Beleuchtung mehr Wirkung zu geben.

Das erste Bild war die Darstellung eines von einem jungen Wiener Künstler gemalten Bildes: Ludwig XIV. zu den Füßen der Madame de La Vallière: die Darsteller dieser Szene waren der junge Graf Trautmannsdorff[1]), Sohn des Obermarschalls, und die reizende Gräfin Zichy. Beide waren so schön, in dem Antlitz des Grafen war ein solcher Ausdruck von Liebe, in dem lieblichen Gesichte der Gräfin so viel Scham, Überraschung und Unschuld, daß die Täuschung vollkommen war.

Das zweite Bild war nach einer schönen Komposition von Guèrin, Hippolyt, der sich vor Theseus gegen die Anschuldigung der Phädra verteidigt. Die Fürstin Jablonowska stellte die Tochter des Minos dar, und der

1) Wahrscheinlich Josef Fürst Trautmannsdorff (1788 bis 1870), da sein Bruder Johann um diese Zeit nicht mehr jung genannt werden konnte, da er bereits 34 Jahre alt war. Josef Tr. war später diplomatisch tätig.

junge Graf Woyna den Hippolyt. In den Augen und Zügen der einen las man die glühende Leidenschaft, welche mit Gewissensbissen kämpft, während der andere durch seine ruhige und antike Haltung, durch seinen ehrfurchtsvollen Schmerz nur die Reinheit seines Herzens zu seiner Verteidigung aufzurufen schien. Niemals hat der Gedanke Racines, obgleich er hier von dem Reize der schönen Verse entblößt war, beredtere Dolmetscher gehabt.

Die durch die berühmten Personen des Hofes dargestellten Bilder, die prächtigen Kostüme, die ausgezeichnete Beleuchtung, dies Ganze der künstlerischen Anordnung rief bei der Versammlung lebhafte Bewunderung hervor; es ist unmöglich, sich den Zauber einer solchen Vorstellung zu denken, wenn man nicht selbst Zuschauer gewesen ist. Die Unbeweglichkeit der Darsteller machte die Wirkung überraschend; indessen waren mehrere Stellungen so ermüdend, daß man von ihnen die Haltung nicht länger als einige Minuten verlangen konnte.

Darauf bereitete man das Theater für die darzustellenden Romanzen vor; ein Orchester, auf dem sich die berühmtesten Instrumentisten Deutschlands befanden, führte Sinfonien von Haydn und Mozart aus.

Die erste Romanze war: „Partant pour la Syrie," deren Melodie, in Europa populär geworden, von der Königin von Holland[1]) ist. Demoiselle Houbault, eine junge Belgierin, welche mit einem angenehmen Gesicht eine Stimme voll Anmut verband, sang die Worte, während die Prinzessin von Hessen-Philippstahl und der junge Graf von Schönfeld[2]) den Gegenstand dar-

1) Hortense Beauharnais. — Das Gedicht ist von de la Garde.
2) Graf Johann Heinrich Ludwig Schönfeld (1791—1828).

stellten. Bei dem Couplet der Heirat kam ein Chor von den hübschesten Personen des Hofes und gruppierte sich um die Hauptdarsteller. Diese Menge von reizenden Gesichtern, der volle Zusammenklang der Stimmen, die ausdrucksvolle Miene der beiden Geliebten, die ganze Aufführung mit einem Worte, wurde mit Begeisterung applaudiert.

Ich war zu weit von Alexander entfernt, um hören zu können, was er dem Prinzen Eugen, der nahe bei ihm neben dem König von Bayern, seinem Schwiegervater saß, sagte; aber es war an dem Gefühle des Vergnügens und der Dankbarkeit, das sich auf dem Antlitze Eugens malte, unschwer zu sehen, daß das vom Kaiser dieser musikalischen Komposition erteilte Lob mit schmeichelhaften und wohlwollenden Ausdrücken für seine Schwester begleitet wurde.

Die zweite Romanze war die von Coupigny: „Un jeune troubadour qui chante et fait la guerre," ausgeführt vom Grafen von Schönborn[1]) und der Gräfin Marassi[2]). Die dritte war ebenfalls von der Königin Hortense: fais ce que dois, advienne que pourra. Sie wurde ebenso ausgezeichnet gesungen, als gewandt ausgeführt von der schönen Gräfin Zamoiska, Tochter des Marschalls Czartoryski, und dem jungen Prinzen Radzivil[3]); wie das Frühere nahm man sie mit vielem Lobe auf, alle Stimmen nannten die Komponistin, und der Beifall wurde nur um so größer.

„Das," sagte der Prinz von Ligne zu mir, „ist ein Zepter, das nicht in der Hand der Demoiselle Beauhar-

1) Wahrscheinlich Erwein Franz Dominik Graf Schönborn (1776 bis 1840) als Kunstmäzen bekannt.

2) Wohl identisch mit einer Baronin Mariássy.

3) Friedr. Wilh. Paul Nik. Fürst Radzivil, geb. 1797, später preußischer Generalleutnant.

nais zerbrechen kann; sie ist noch Königin von Talentes Gnaden, wenn sie auch aufgehört hat, es von Gottes Gnaden zu sein. Ich habe viel Neigung, muß ich gestehen, für Frauen, welche die Musik lieben, und besonders für solche, welche so schön komponieren, wie das eben Gehörte. Die Musik ist eine Universalsprache, sie erzählt auf harmonische Weise allen Ohren ihre Empfindungen der Seele. Es gibt nur boshafte Menschen, die der ehemaligen Königin von Holland[1]) Böses nachsagen konnten, und nur Narren haben es glauben können. Was mich anbetrifft, so bin ich glücklich, gefallenen Größen applaudieren und meine Huldigung darbringen zu können, besonders wenn sie dem Range Ehre gemacht haben, auf welchen das Schicksal sie gestellt."

— „Ja, mein Prinz, alle diese Absetzungen sind noch so neu und jene Erhöhungen, obwohl in bezug auf Legitimität bestritten, datieren schon von so lange, daß sie eine Art von Ehrfurcht in der Erinnerung zurücklassen, welcher die dem Talente zukommende Bewunderung nicht schadet. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die Königin Hortense beim Beginn ihrer Größe zu sehen. Noch ganz jung an einen neuen und vom Ruhme ganz bewegten Hof versetzt, wußte sie der Unruhe desselben den Reiz eines friedlichen Verdienstes gegenüberzustellen. Als das Glück so reißende Fortschritte machte, veränderte sie sich nicht, und der Pomp des Kaisertums fand sie stets bescheiden und natürlich; sie scheint mit dem Genie zur Kunst und allen Keimen der Talente geboren zu sein. Sie singt und spielt auf mehreren Instrumenten die reizende Musik ihrer Kompositionen; sie zeichnet mit seltener Vollkommenheit;

1) Hortense Eugenie de Beauharnais (1783—1837), seit 1802 mit Louis Bonaparte, König von Holland, vermählt, 1810 geschieden.

aber was man nicht genug loben kann, ist das ausgezeichnete Wohlwollen, welches ihre Mutter auf sie vererbt zu haben scheint. Alle beide hatten, als sie auf den höchsten Rang erhoben wurden, keine von den Eigenschaften verloren, welche auch in einer niederen Stellung Liebe einflößen."

„Ich höre Sie gern so sprechen; es ist nach meiner Ansicht herrlich, zu bewundern; ich hasse die Leute, welche immer für eine schöne Handlung ein Motiv von Interesse suchen; merken Sie sich, es sind nur niedere Seelen, welche das Talent herabzuwürdigen streben, und nur Narren, welche den Neidern Beifall zurufen."

Man hatte den Vorhang heruntergelassen, um das letzte Gemälde anzuordnen, welches das Schauspiel auf glänzende Weise vollenden und den Olymp mit allen seinen mythologischen Gottheiten darstellen sollte. Es war nichts vernachlässigt worden, um die Ausführung der Größe des Vorwurfs entsprechen zu lassen. Indessen hatte man einen Augenblick befürchten müssen, daß diese Ausführung nicht zustande kommen würde, was zwei Tage lang zu einer auf andere Weise zarten und schwierigen Negoziation Anlaß gab, als die Negoziationen, welche gewöhnlich unter den hohen Diplomaten verhandelt werden, und es hatte nichts weniger bedurft, als eine hohe Intervention, um diese Frage zu erledigen, an welcher die Götterversammlung leicht gescheitert wäre. Folgendes ist der Gegenstand dieser ernsthaften Befürchtung.

Alle Rollen im Olymp waren verteilt; dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, dessen Schönheit ausgezeichnet war, fiel der Jupiter zu, und dem Grafen Zichy der Mars.

Aber es fehlte ein Apollo; unter der Gesellschaft der

Troubadours war der junge Graf von Wrbna[1]) der einzige, der diese Rolle hätte würdig ausführen können. Die Rolle war ihm also angeboten worden und er hatte sie angenommen; aber der Graf, welcher in jeder Beziehung alle Eigenschaften in sich vereinigte, welche die glänzende Rolle von ihm verlangte, hatte außerdem noch etwas, was nicht zum Programm gehörte; seine Oberlippe war nämlich mit einem hübschen Schnurrbart geziert, und er hielt darauf, wie man auf alles hält, was einem nicht übel steht. Nun hatte man aber, weder im Olymp, noch auf seinem Sonnenwagen oder als einfachen Hirten jemals den Gott des Tages mit diesem Schmuck eines Husarenrittmeisters gesehen.

Der mit der Anordnung des Gemäldes Beauftragte nannte sich Omer, was zu allen Arten von Witzworten Anlaß gab. Omer wurde daher zu dem jungen Grafen abgesandt, um Unterhandlungen anzuknüpfen und ihn aufzufordern, daß er sich des ungeeigneten Schmuckes entledigen möge. Trotz seines poetischen Namens (die Orthographie beiseite gesetzt[2])) wird Omer kaum angehört. Gründe, Schmeicheleien, Bitten, alles wird nach und nach bei dem schönen, jungen Manne, aber vergebens, versucht. Man setzt ihm auseinander, daß es unmöglich sei, das angekündigte Tableau darzustellen; — auch das hilft nichts. Unerbittlich wie Achill, der sich in sein Zelt zurückgezogen, schien er den Schwur getan zu haben, sich von seinem Schnurrbarte nur mit dem Leben zu trennen.

Das Gerücht von dieser sonderbaren Hartnäckigkeit verbreitet sich mit der Schnelligkeit einer bösen Nach-

1) Wohl schwer zu entscheiden, entweder Eugen W. (geb. 1786), Dominik W. (geb. 1788) oder Ladislaus W. (geb. 1796).

2) Homère wird bekanntlich ohne Hörbarkeit des H gesprochen.

richt; man läuft hin und her, man beunruhigt sich, man geht mit sich zu Rate, man vergißt alle anderen Vergnügungen, man hätte sogar den Kongreß vergessen, wenn überhaupt nur jemand daran gedacht hätte, daß Kongreß gehalten wurde. Der Schnurrbart wurde Gegenstand aller Unterhaltungen und der allgemeinen Befürchtungen.

Endlich nimmt man bei dieser ernsten Angelegenheit zu einem großen Mittel Zuflucht: man spricht mit der Kaiserin davon. Diese ging offen in das Komplott ein und köderte an demselben Abend den jungen Widerspenstigen, daß er besiegt oder vielmehr verführt einen Augenblick sich entfernt und dann mit einer Oberlippe wiederkommt, die weiß und glatt war wie die eines jungen Mädchens. So war auf ein einziges Wort Ludwigs XIV. der Wald unter der Axt gefallen, welcher auf dem Schlosse petit bourg die Aussicht hinderte; wahrhaftig die Souveräne und besonders die Souveräninnen haben zum Niederschlagen oder zum Aufbauen stets zauberkräftige Worte.

Das Opfer war gebracht und man wußte, daß vermöge des glücklichen Abschlusses dieser Unterhandlungen Omer sein olympisches Werk zu einem guten Ende hatte bringen können. Endlich geht der Vorhang auf. Die göttliche Versammlung zeigt sich dem ungeduldigen Blicke; die Königin der Götter ist dargestellt durch die Tochter des Admirals Sir Sidney Smith, Venus[1]) von Fräulein von Wilhelm, Ehrendame der Prin-

1) Méneval sagt in seinen Memoiren, daß sie von der Bagration dargestellt werden sollte, nachdem sich lange keine Darstellerin finden wollte. „On n'avait pu trouver de Vénus, ou plutôt aucune dame n'avait soutenu la prétention de représenter cette déesse. Une princesse Bagration eut plus de témérité, mais voyant le lever du rideau, elle retira l'offre qu'elle n'avait faite que pour tirer les

zessin von Thurn und Taxis, und Minerva durch die schöne Gräfin Rosalie Rzewuska [1]). Die zuerst durch die einzige Schönheit des ganzen Gemäldes entzückten Augen richten sich bald auf Apollo allein, der sich in seinem ganzen Ruhme zeigt und für seinen Gehorsam durch süßes und erlauchtes Lächeln wohl belohnt wird.

Während der Vorstellung dieses Bildes führte ein junger Franzose, der Baron Thierry, Attaché bei der portugiesischen Legation, ein Harfensolo auf. Dieser junge Mensch war in England, wohin er seinen Eltern zur Zeit der Emigration gefolgt war, erzogen worden, hatte dieses Instrument kultiviert und war zu einem damals sehr seltenen Grade der Geschicklichkeit gekommen. Sehr wohlgebildet, von interessantem Gesicht galt er damals in Wien für einen der am meisten in der Mode seienden Fremden. Einige Zeit darauf war er der Held eines Abenteuers, das etwas romantisch war; sein mit aller Vollkommenheit, die die Harfe zuläßt, ausgeführtes Solo brachte den größten Effekt hervor; schöne und königliche Hände gaben das Zeichen zum Beifallsklatschen; der Olymp selbst wurde davon bewegt. Endlich sank der Vorhang unter einstimmigem Bravo, die Souveräne erheben sich und man verfügt sich in den benachbarten Saal, der glänzend für den Ball eingerichtet war.

acteurs d'embarras. L'ingénieuse Isabey, pour tout concilier, imagina de faire paraître Vénus vue par derrière, drapée avec toute la grâce et l'élégance dont cet habile artiste a le secret."

1) Rosalie Rzewuska, geb. Prinzessin Lubomirski (1781—1865), vermählt mit Wenzel Rzewuski seit 1805, ihre Mutter war in Paris guillotiniert worden. Nach ihrer Verheiratung lebte sie zumeist in Wien. Sie war eine majestätische Schönheit, geistreich, liebenswürdig und nach dem Wiener Kongreß war ihr Salon von allen Größen der Kunst und Wissenschaft besucht.



ROSALIE, COMTESSE RZEWUSKA
*née Princesse Lubomirska*



„Sie haben," sagte der Prinz von Ligne zu mir, „die schöne Gräfin Rzewuska eben mit den Attributen der Minerva bewundern können. Sie kennen wahrscheinlich ihre Geschichte nicht, sie ist ein Roman, dessen Wirklichkeit die rührendste Erfindung[1]) überbietet."
— „Nein, mein Prinz; ich habe die Gräfin in Polen gekannt und habe in ihr eine der durch Geist und Schönheit ausgezeichnetsten Frauen ihres Landes bewundert, aber ich wußte nicht, daß sich auch noch ein anderes Interesse an ihre Person knüpft."

„Sie hat das wunderbarste Spiel des Zufalls erfahren; ihre Mutter, die Fürstin Fanny Lubomirska, wohnte zu der Zeit in Paris, wo der revolutionäre Taumel über Frankreich sein Leichentuch breitete. Ganz und gar der Erziehung ihrer einzigen Tochter Rosalie sich hingebend, welche damals fünf Jahre alt war, glaubte sie inmitten der Schafotte und der Tränen durch die heiligen Gesetze des Völkerrechts geschützt zu sein. Aber bei dem revolutionären Komitee denunziert, unter der banalen und albernen Beschuldigung einer Verschwörung gegen die Republik, wird sie dem Bluttribunal übergeben; verdächtigt, beschuldigt, zum Tode verurteilt, das war in wenig Tagen das Schicksal dieser zutrauensvollen Fremden. Von allen ihren Dienern seit ihrer Einsperrung in die Conciergerie getrennt, hatte man ihr doch erlaubt, ihre Tochter mitzunehmen. An dem Tage, wo diese unglückliche Mutter zum Schafott geschleppt wurde, empfahl sie Rosalie der Sorge ihrer Unglücksgefährten, aber diese erfuhren nach und nach dasselbe

1) Es ist wohl Erfindung, was de la Garde im folgenden erzählt. Nach der Hinrichtung ihrer Mutter im Jahre 1794 wurde Rosalie kurze Zeit darauf in die Hände einer Verwandten, Isabel Lezenska, gegeben, die sie fortbrachte (vgl. Cas. Stryenski, Deux victimes de la Terreur etc. Paris, Girard, 1899).

Los, wie die Prinzessin, und hinterließen Rosalien anderen Gefangenen; und das arme Kind, das so von einem Opfer dem anderen hinterlassen und adoptiert wurde, fand endlich aus Mitleid bei der Wäscherin des Gefängnisses, namens Bertot, Aufnahme. Diese würdige Frau, von der Verlassenheit der Kleinen gerührt, fügte dieses sechste Kind noch den fünfen zu, denen sie bereits Mutter war, und wurde so die Vorsehung der Waise der Gefängnisse."

„Obgleich in einer von dem Schicksal, das ihr anfangs bestimmt war, so verschiedenen Lage erzogen, verband Rosalie doch schon mit den schönsten Eigenschaften der Seele die glücklichsten Gaben der Natur; geschäftig half sie ihrer Wohltäterin bei ihren Arbeiten, und wußte durch ihre liebende Sorgfalt und das Bestreben, sich angenehm zu machen, es bald dahin zu bringen, daß ihre Mutter zwischen ihr und den eigenen Kindern keinen Unterschied mehr fand."

„Indessen hatte die Blutherrschaft aufgehört, und das Verzeichnis der Opfer jener Zeit wurde in ganz Europa bekannt gemacht; auf diese Weise erfuhren die Freunde der Fürstin, daß eine erlauchte Fremde auf einem Boden, den man frei nannte, ihr unvorsichtiges Vertrauen mit dem Kopfe hatte bezahlen müssen."

„Bei dieser schrecklichen Nachricht eilte der Graf Chodkiewicz [1]), der Bruder der Fürstin, nach Paris. Unter dem Beistande der Obrigkeit beschäftigte er sich unaufhörlich mit der Aufsuchung der Spuren von der Tochter seiner unglücklichen Schwester, aber alle diese Bemühungen blieben ohne Erfolg, Versprechungen, ge-

1) In einigen Auflagen steht Rzewuski, was natürlich ein Unsinn ist, die Fürstin war eine geborene Chodkiewicz, und so konnten ihre Brüder nur ebenso heißen.

naues Signalement, Anzeigen, nichts war vernachlässigt worden: die arme Wäscherin las weder die Zeitung noch die Anzeigen ausgesetzter Belohnungen. Der Schließer der Conciergerie, welcher allein Aufklärung hätte geben können, war gestorben und hatte schon mehrere Nachfolger gehabt, es hatte also den Anschein, als würde der Graf nicht auf die Spur des ihm so teuren Kindes kommen; mehrere Wochen waren vergangen, und alles ließ ihn befürchten, Elend und Verlassenheit möchten den Tod der Waise beeilt haben. Indessen wollte die Vorsicht, daß die Zeit der Prüfung für Rosalie vorbei sein sollte, und fügte es so, daß die Wäscherin der Conciergerie auch zugleich in dem Hotel Grande-Batelière beschäftigt war, wo der Graf bei seiner Ankunft abgestiegen."

„Eines Morgens, als Rosalie in Begleitung ihrer Pflegemutter Wäsche nach dem Hotel brachte, bemerkte sie der Graf, als sie über den Hof ging, ihre Schönheit fiel ihm auf und er glaubte in ihren Zügen einige Ähnlichkeit mit denen seiner Schwester zu finden."

„Wie ist Ihr Name, meine schöne Kleine," fragte er das Kind.

— „Rosalie mein Herr," antwortete sie ihm.

„Rosalie sagen Sie!" Gute Frau, ist das Kind das Ihrige?"

— „Ja, mein Herr, es ist das meinige, denn ich ernähre es seit drei Jahren, aber wenn ich es auch mein nenne, so habe ich es doch nicht geboren, es ist die Tochter einer armen Gefangenen und hat weder Vater noch Mutter, aber sehen Sie, mein Herr, für mich ist das Unglück wie Vogelleim, ich bleibe an ihm hängen."

„Das Kind einer Gefangenen, sagen Sie?"

— „Und noch dazu einer großen Dame, welche mit

vielen anderen zur Zeit Robespierres guillotiniert worden ist."

„Von diesem Augenblick an konnte der Graf nicht mehr zweifeln, daß es seine Nichte sei; um sich gänzlich davon zu überzeugen, spricht er polnisch mit ihr und bei diesen Klängen, welche ihr die süßen Eindrücke ihrer Jugend zurückrufen, bricht Rosalie in Tränen aus und wirft sich dem Grafen in die Arme."

— „O, ich verstehe Sie, mein Herr, ich verstehe Sie, wiederholen Sie es noch einmal, so sprach meine Mutter mit mir!"

„Der Graf, sich am Ziele seiner Wünsche sehend, drückt Rosalie an sein Herz und betaut sie mit Tränen:

„Rosalie! meine Rosalie! so find' ich dich denn endlich wieder, ja du bist meine Nichte, die Tochter meiner vielgeliebten Schwester."

„Darauf wandte er sich zu der guten Wäscherin, die vor Verwunderung ganz stumm und unbeweglich war, und sagte zu ihr, indem er das Kind ihr wieder übergab:"

„Brave Frau, seien Sie fernerhin ihre Mutter, Sie sollen sie nicht verlassen, da die hilflose Waise zu Ihrer Familie gehört hat, so soll Ihre Familie nicht aufhören, die ihrige zu sein; und hier ist vorläufig etwas, um Ihnen zu zeigen, wie wir mit Ihnen teilen."

„Bei diesen Worten gab er ihr eine mit Gold gefüllte Börse und zwang sie von Stund an, sich mit ihren Kindern im Hotel Grande-Batelière einzurichten, wenige Zeit darauf verließ er Paris, um nach Polen zurückzukehren, wohin die gute Bertot ihm mit Rosalien folgte. Die Kinder der Wäscherin wurden dort gleichfalls unter den Augen des Grafen mit vieler Sorgfalt erzogen; die Knaben besuchten die Universität Wilna, traten

nachher in das Militär ein und wurden später Adjutanten des Fürsten Poniatowski; die Töchter wurden mit einer reichen Aussteuer an polnische Edelleute verheiratet."

„Die schöne Rosalie hatte ihren Vetter, den Grafen Rzewusky, geheiratet, und heute breitet Reichtum und Glück einen goldenen Schleier über ihr Geschick, aber sie hat immer ihre Wohltäterin, die brave Bertot, bei sich behalten und niemals aufgehört, sie wie ihre Mutter zu lieben."

Ich dankte dem Prinzen und versprach ihm, die Erinnerung an diesen merkwürdigen Glückszufall zu bewahren, welcher vielleicht von der Geschichte verschmäht wird, aber es verdient, in allen Herzen ein Denkmal zu finden.

Indessen begann der Tanz; ich bot der Fürstin Esterházy wieder den Arm und hatte während eines Teils des Abends die Ehre, ihr Kavalier zu sein. Sie sprach mit einer natürlichen, großen Leichtigkeit über die schönen Künste, würzte ihre Unterhaltung mit stets treffenden, von aller Pedanterie entfernten Zitaten und verband in ihren Bemerkungen über die Gesellschaft Scharfblick mit Milde. Man konnte in ihrer schönen Physiognomie alles lesen, was eine vortreffliche Gattin, die zärtlichste Mutter und die aufrichtigste, hingebendste Freundin bekundet; deshalb war mir auch die Annehmlichkeit ihrer Unterhaltung tausendmal lieber, als die lärmenden Vergnügungen dieses Abends.

Alle Personen, welche bei den Bildern und den Romanzen beschäftigt gewesen waren, hatten ihr Kostüm beibehalten, ihre Anzahl war nicht unbeträchtlich, sie führten Quadrillen auf, welche dem Feste noch einen neuen Reiz verliehen, den des bunten Wechsels; man

hätte sagen mögen, daß die Anmut, dieser göttliche Anteil der Schönheit, in gleicher Weise, aber unter verschiedenen Formen unter den Völkern aller Klimate verteilt worden sei. Niemals machte diese Wahrheit sich bemerklicher, als auf diesen Festen des Kongresses, wo die ausgezeichnetsten Frauen der verschiedenen Teile Europas mit gleicher und doch so verschiedenartiger Anmut strahlten.

Der Prinz von Ligne und ich, wir irrten in der Reihe von glänzenden Sälen umher und musterten die lieblichen Gesichter, welche nach und nach vor unseren Augen alle Arten von Schönheit entfalteten: die Fürstin Marie Metternich[1]), die Gräfin Batthyani[2]) mit dem melancholichen Blick, mit dem zarten, schmiegsamen Wuchse, die beiden Schwestern Eleonore[3]) und Pauline von Schwarzenberg[4]), in Jugendfrische glänzend, die Fürstin Jablonowska, die Gräfin Sophie Woyna[5]) und die Gräfin Louïse Thürheim[6]), alle beide etwas schwärmerisch, die Gräfin Julie Zichy mit der bezaubernden Anmut, die Gräfinnen Mariássy, Ugarte[7]), Schön-

1) Maria Fürstin Metternich, geb. 1797, seit 1817 mit Graf Jos. Esterházy vermählt, gest. 1820, Tochter des Fürsten Klemens M.

2) Gräfin Marie B., geb. Esterházy, geb. 1791, seit 1807 mit Joh. B. Batthyani (s. früher) vermählt.

3) Maria Eleonore Philippine Schwarzenberg (1795—1848), vermählt mit Alfred Fürst Windischgrätz, sie wurde während des Aufstandes in Prag erschossen.

4) Marie Pauline Therese Schwarzenberg (1798—1821), vermählt mit einem Fürsten Schönburg-Waldenburg.

5) Sophie Woyna, geb. 1790, war später k. k. Sternkreuzordens- und Hofdame der Erzherzogin Elisabet.

6) De la Garde schreibt: „Dürkeim", er meint aber sicher Louise Thürheim, welche auch Memoiren über den Kongreß hinterlassen hat (S. Österr. Rundschau, 25. Bd.).

7) Nicht zu entscheiden welche, vielleicht Maria Josefa, die Frau des damaligen Staatsministers Grafen Alois Ugarte.

born[1]), die Fürstin Helene Suwarow, deren Porträt ich schon geschildert, und endlich die Gräfin Paar[2]); mit einem Worte, wir sahen nichts als entzückende Gesichter, flüchtiges Lächeln und Mienen, in welchen Sorglosigkeit und Glück strahlte und die den Geist entzückten, indem sie die Blicke fesselten.

Der Kaiser Alexander hatte den Ball mit der Kaiserin von Österreich durch eine Polonaise eröffnet, eine Art Tanzmarsch, das unerläßliche Vorspiel aller Hofbälle. In einem benachbarten Salon spielten einige Mitglieder des diplomatischen Korps ernsthaft Whist, ein Vergnügen, das auch von den europäischen Verhandlungen unzertrennlich zu sein schien. Aber die Polonaise machte sehr bald dem Schweigen ein Ende, welches dieses kunstreiche Spiel erheischt. Das Orchester hatte das Zeichen gegeben, und da es im Hauptsaale zu eng war, so zog sich die lange Reihe der Tänzer unter der Anführung des Zaren durch die Gemächer des Palastes hindurch, umschlang mit ihren Windungen die ernsthaften Quadrillen der Spieler und nachdem sie einen ungeheueren Umzug gemacht, kehrte sie wieder in vollkommenster Ordnung nach ihrem Ausgangspunkte zurück und nahm ihre anmutreichen Tanzfiguren wieder auf.

Gegen das Ende des Abends bildeten sich hier und dort Gruppen, junge Leute verabredeten Vergnügungspartien für den folgenden Tag, während die Reprä-

1) Vielleicht die Frau Friedrichs Karl Jos. Schönborn, Anna Maria geborene Freiin von Kerpen (1784—1862), die anderen Gräfinnen Sch. sind damals entweder zu alt oder Kinder gewesen.

2) Maria Aloisia, geborene Cavriani, geb. 1783, Gemahlin des Fürsten Joh. Karl Paar, sie war durch ihr schönes Zeichentalent bekannt, bei ihr wollte der König von Dänemark seine Freundin unterbringen.

sentanten Europas die ernsten Fragen des Augenblicks erörterten.

Dort unterhält sich Herr von Talleyrand mit dem Prinzen Leopold von Neapel[1]), dem Herrn von Labrador, dem Ritter de los Rios[2]) und dem Kardinal Conzalvi[3]). Der Marquis von Marialva[4]), der junge Graf von Lucchesini, Carl von Rechberg[5]) bilden einen Kreis um sie. Man spricht vom König Murat. Mit seinem gewöhnlichen Phlegma läßt Herr von Talleyrand einige von den prophetischen Worten fallen, welche man als die Vorläufer von dem Sturze dieses Stegreif-Souveräns betrachten kann[6]).

1) Leopold von Neapel, Herzog von Salerno (1790—1851), seit 1816 mit Erzherzogin Marie Klementine vermählt. Nostitz schreibt über ihn (l. c., S. 157): „Der Prinz Leopold von Sizilien hüpft und springt mit seinem Bourbonengesicht herum. Edel ist sein Stil nicht; sein Wesen scheint mir höchst langweilig. „Il restéra Prince d'une Sicile, et cela est assez pour lui." — Die Gräfin Bernstorff berichtet (l. c., I, S. 151), daß er durch sein bärenhaftes Tanzen der Schreck der Damen wurde.

2) Spanischer Geschäftsträger in Wien (s. Staatsschematismus von 1816). Er galt als der natürliche Sohn des Herzogs von S. Fernando. Die Du Montet (l. c. p. 190) schreibt über ihn: „. . . excessivement libertin, il disait tout ce qui lui passait par la tête . . . et notamment qu'il ne répondait pas de la vertu d'aucune femme qui eût passé une heure en tête à tête avec lui, voire même en voiture . . . l'insolent!"

3) Herkules Conzalvi, päpstlicher Staatssekretär und Nuntius (1757—1823), seit 1800 Cardinal.

4) Marquis Marialva, portugiesischer Gesandter am russischen Hofe, später in Wien. Laut Wien. Ztg. 1814 No. 321 kam er aber erst am 15. November an. Wir befinden uns erst im Oktober.

5) Dürfte wohl Alois Graf Rechberg (1766—1849) gemeint sein, kurbayrischer Gesandter beim Rastadter Kongreß, Gesandter in Wien und später bayrischer Minister des Äußern. Karl Graf Rechberg (1775—1847), bayrischer Geheim. Rat, auch schriftstellerisch tätig.

6) Der Fürst Talleyrand hielt auf dem Kongresse mit Mut und Standhaftigkeit die Rechte des Königs von Neapel gegen die An-

Herr von La Tour-du-Pin[1]), Gesandter von Frankreich, ist der Mittelpunkt einer Gruppe, in welcher man seinen Kollegen, Herrn Alexis von Noailles[2]) die Herren von Wintzingerode, Pozzo di Borgo, den Marquis Saint-Marsan[3]), den Grafen Rossi[4]) u. a. bemerkt.

Lord Castlereagh steht gegen einen Kamin gelehnt und hört dem Könige von Preußen kalt zu; die Menge hat sich mit einer respektvollen Ehrfurcht etwas von ihnen entfernt. Indessen spricht Seine Majestät mit vielem Eifer, seine Haltung ist beinahe die eines Bittenden oder vielmehr eines Advokaten, der seine Richter überzeugen will. Man hört die Worte: Polen, Schadloshaltung, Traktat von Kalisch. Mylord läßt zur Antwort einige wenige Worte gegen den erhabenen Sprecher fallen. Wenn man sie sieht, wird man daran erinnert, daß, wenn die Koalition auch gesiegt hat, England es war, das die Soldaten bezahlte.

Lord Stuart geht von einem Saale in den andern; er will sich nur sehen lassen, darum nennt man ihn auch nicht anders, als den vergoldeten Pfau.

Inmitten dieser frohen Gesellschaften entdeckten junge Diplomaten häufig die tiefsten Geheimnisse der Politik; bemüht, den Inhalt einer Unterredung aufzufangen, hielten sie, ohne sich den Schein davon zu geben, während des Tanzes bei einem dieser improvi-

hänger Murats aufrecht, der dankbare Monarch verlieh ihm dafür im Jahre 1817 das Herzogtum von Dino. Herr von Talleyrand ließ dasselbe auf seinen Neffen, den Grafen Edmund von Perigord übertragen, der seitdem den Herzogtitel führte. (Not. d. Verf.)

1) Später Gesandter in Sardinien.

2) Louis Josef Alexis Graf von Noailles (1783—1835), Staatsminister Frankreichs und Mitglied des geheimen Rats seit 1815.

3) Sardinischer Gesandter.

4) Graf Pallegrino Rossi (1787—1848), italienischer Staatsmann, als päpstlicher Minister in Rom ermordet.

sierten Klubs an; und ein einziges Wort, das einer einflußreichen Person entschlüpfte, war für sie ein Ariadnefaden und eine Regel für ihr Benehmen, die sie geschickt zu benutzen wußten, zum Ärger der bedeutenden Person, welche überrascht war, ihre Absichten erraten zu sehen.

Um Mitternacht wurde ein glänzendes Souper aufgetragen. Die Souveräne setzten sich an den für sie bestimmten Tisch, an den anderen Tischen nahm jeder ohne Umstände und Etiquette Platz und der Frohsinn dieses Mahles war auf diese Weise von allem Zwange frei und erlaubte den Geistern, sich leichter zu verständigen, den Herzen, einander zu finden. Alle diese Banketts hatten denselben Anstrich; es war immer derselbe Luxus, dieselbe Pracht, und obgleich man noch in den ersten Tagen des Kongresses war, so getraute man sich doch schon nicht mehr, die Summe der Ausgaben des Hofes zu berechnen.

Dagegen erörterte man weitläufig die unendliche Anzahl von Fremden, welche infolge der Geschäfte und der Vergnügungen halber sich in Wien aufhielten. Man weiß, durch welche harte Mittel Colbert die erschöpften Kassen seines Herrn füllte. Aber was waren die Karussels Ludwigs XIV. im Vergleich mit dieser zauberischen Aufeinanderfolge von Festlichkeiten?

Endlich kam der Augenblick der Ruhe. Man entfernte sich, um dem Schlafe neue Kräfte abzufordern für die Vergnügungen des folgenden Tages, welcher der Kette dieses Freudentaumels wieder ein Glied anfügen sollte.



# XII

**Der Prinz Eugen Beauharnais. — Erinnerungen des Prinzen von Ligne. — Die Theater der Eremitage und zu Trianon. — Einige Porträts. — Plettenberg oder Liebeszwist.**

Einige Tage darauf begab ich mich morgens zum Prinzen Eugen Beauharnais. Unsere Bekanntschaft rührte von meiner Jugend her und bei allen Gelegenheiten, die mich in Paris, Mailand, Wien ihm nahe brachten, fand ich, wie alle seine anderen Freunde, bei ihm ein hingebendes Herz und eine wohlwollende Stütze. Die Bande der Sympathie, welche sich im frühesten Alter so schnell knüpfen, hatten uns trotz der Verschiedenheit des Ranges vereinigt. Es hatte nicht an ihm gelegen, daß sein Einfluß in Italien mir nicht eine glänzende Laufbahn in der Verwaltung geöffnet. Diese Beweise seiner Zuneigung hatten in meinem Herzen den Grund zu einer tiefgefühlten Dankbarkeit gelegt.

Er war leidend: ich konnte bald wahrnehmen, daß der Zustand seiner Seele einen wesentlichen Einfluß auf seine Gesundheit ausübte. Wieviel herbe Schmerzen waren aber auch über ihn gekommen! Binnen weniger Monate das Mißgeschick Frankreichs, der Sturz Napoleons, der Verlust einer glänzenden Stellung und, was über alles geht, der Verlust einer angebeteten Mutter[1])!

Seine Stellung in Wien hatte etwas Gezwungenes und

1) Die Kaiserin Josephine war am 29. Mai 1814 gestorben.

Schiefes: sie war für ihn eine Quelle fortwährender Unbehaglichkeiten. Sein Empfang war der Gegenstand diplomatischer Erörterungen gewesen: er verdankte ihn bloß dem Drängen des Königs von Bayern, seines Schwiegervaters, und der Zuneigung des Kaisers Alexander. Aber man konnte es nicht vergessen, daß er der Adoptivsohn Napoleons war, man wußte, daß sein edler Charakter sich nie verleugnen würde, und daß er seinen ganzen Einfluß zugunsten des Mannes benutzen würde, der sein Wohltäter gewesen war. So zwischen die siegreichen Mächte, welche über Frankreichs Unglück triumphierten, und die Vertreter der Regierung der Bourbonen gestellt, schien er inmitten dieses Getümmels und des Stromes von Vergnügungen ganz isoliert dazustehen.

Sein Entgegenkommen war wohlwollend und freundschaftlich. Glücklich, jemand zu finden, mit dem er von seinen alten Erinnerungen sprechen konnte, kam er auf seine so glänzende, ruhmvolle Vergangenheit zurück. Sein Ausdruck, sein ganzes Wesen hatte eine Art von schwermütigem Reiz. Wir gingen die verschiedenen Phasen seiner militärischen Laufbahn durch. Plötzlich wurde seine Rede feurig, von einer lebhaften Bewegung hingerissen, versetzte er mich nach Ägypten und beschrieb mir, wie er seinen ersten Freund in der Schlacht bei den Pyramiden durch eine Stückkugel fortgerissen gesehen hatte. Um diese traurige Erinnerung zu verwischen, sprach ich ihm von der Zeit, wo wir in Clichy bei einem Frühstücke, das Madame Récamier während des kurzen Friedens von Amiens gab, zuerst Bekanntschaft gemacht hatten. Bei diesem Dejeuner hatten sich alle Berühmtheiten Frankreichs und Englands befunden. Darauf kamen wir natürlicherweise auf die Wiener

Freuden zu sprechen, die schon erlebten und die sich noch vorbereitenden. Aber ich bemerkte nur zu bald, daß alle diese für den größten Teil der Zuschauer und handelnden Personen so berauschenden Feierlichkeiten sein Herz unaufhörlich an die ihm schmerzhafte Ursache derselben erinnerten. Es tat ihm deshalb auch nicht leid, als man den Kaiser Alexander meldete, der ohne Umstände kam, um ihn nach seiner Gewohnheit zu einer Promenade im Prater abzuholen. Ich nahm Abschied von ihm und mußte versprechen, mich oft bei ihm sehen zu lassen. Man kann leicht glauben, daß ich gern einer so lieben Aufforderung nachkam.

Als ich ihn verlassen, ging ich zu meinem täglichen Morgenbesuch beim Prinzen von Ligne. Ich legte ihm gern Rechenschaft ab von der Art, wie ich meinen vorigen Tag verbracht. Obgleich zu jener glücklichen Zeit meine Beschäftigungen größtenteils in einem Leben nach außen hin bestanden, im Umgange mit jungen Freunden und in gesellschaftlichen Vergnügungen, so schien es mir doch sehr angenehm, zu dem Prinzen zu gehen und seine scharfsinnigen und geistreichen Einfälle zu hören, oder in seiner Häuslichkeit ein Kapitel aus diesem lebendigen Panorama zu studieren.

Es war eine große Menge von Leuten bei ihm: sein kleines Haus konnte sie kaum fassen. Der liebenswürdige Wirt war, wie immer, ein Ausspender von Geist. Sein unerschöpflicher Humor, die Fröhlichkeit seiner Erinnerungen machten den Zuhörern bemerklich, daß, wenn der Körper auch baufällig würde, seine Einbildungskraft doch noch das Gewölbe zusammenhalte. Niemand konnte besser, als er, eine Jdee von dem leichten, anmutigen, kaum zu definierenden, ehemaligen französischen Geiste geben. Wenn ich den Prinzen von Lig-

ne sprechen hörte, schien es mir immer, als sei ich um ein Jahrhundert zurückversetzt.

Man sprach von einigen Gerüchten, mit welchen die Müßiggänger vom Graben die Neugierde des Publikums unterhielten. Nachdem sie Staaten und Kronen verteilt, legten die Neuigkeitserfinder sich auf Stiftung von Heiraten: so sollte der König von Preußen bald die Großherzogin von Oldenburg, bald eine österreichische Erzherzogin heiraten.

„Diese Herren“, sagte der Graf Witt, „mißbrauchen unsere Leichtgläubigkeit aufs seltsamste. Wollen sie nicht sogar, vermöge einer Scheidung, Seine Majestät von Preußen mit der Kaiserin Marie Louise vermählen?“

— „Mirabeau“, erwiderte der Prinz, „behauptete, es gebe keine so plumpe Narrheit, daß man sie einem Manne von Geist nicht annehmbar machen könne, wenn man sie nur einen Monat hindurch ihm täglich von seinem Kammerdiener vorerzählen lasse. Aber in Wahrheit, die Neuigkeiten von Wien erfordern denn doch einen zu robusten Glauben. Ich weiß nicht, wie Robinson auf seiner Insel diesen Spaß aufnehmen würde.“

Man unterhielt sich darauf von den theatralischen Vorstellungen, welche die Kaiserin von Österreich in den Salons ihres Palastes gab.

„Kein Theater kann mit dem Ihrigen in die Schranken treten“, sagte der Prinz, sich zu mir wendend. „Ich habe Ihre Stücke überall gesehen. In Preußen, bei dem großen Friedrich, spielte man nur Meisterwerke der französischen Bühne; in Rußland auf dem Theater der Ermitage sah ich le Philosophe marié und Annette et Lubin vor der Kaiserin Katharina aufführen, welche sehr wohl Grazie und Feinheit, wie Größe und Glanz

zu würdigen verstand. Welch ein gewähltes Publikum war an diesem glänzenden Hofe, als man Crispin duègne vom Grafen Segur[1]) gab, den Cobenzl[2]) so bewunderungswürdig spielte, und mein Stück: l'Amant ridicule, dessen Verfasser vielleicht noch lächerlicher war als der Liebhaber! Wie viele Originale waren dazu in diesem Saale anwesend, die mir zum Vorbild gedient hatten und, wie es gewöhnlich geht, applaudierten, ohne sich selber darin zu erkennen. Auch das Theater in Ferney war sehenswert, wo Voltaire selbst vor uns die komischsten Szenen Molières deklamierte und dabei vor Lachen ersticken wollte, was natürlich dem Effekte, den er hervorbringen wollte, beträchtlich schadete. Und Trianon ... ach, Trianon ... wo jene engelgleiche Königin so königlich schlecht spielte vor einer Schar von Höflingen, welche von ihren Reizen trunken waren!"

Und nun begann er mit seinem, so ganz dem achtzehnten Jahrhunderte angehörigen Witze einige von den parfümierten Versailler Plaudereien zu erzählen.

„Welche herrliche Erinnerungen, mein Prinz!" sagte der Graf Witt zu ihm.

— „Mein Gott, ich habe gesehen, erinnere mich dessen, und erzähle es nun."

Nachdem ich meinen Tag der Freundschaft gewidmet und am Abende die ausdrucksvolle Pantomime Bigottinis[3]) in dem Ballett Nina bewundert hatte, ging

1) s. früher.

2) Ludwig Graf Cobenzl (1753—1809), Diplomat, Gesandter in Kopenhagen, Berlin, seit 1779 in St. Petersburg, später Hof- und Staatskanzler.

3) Emilie Bigottini, genannt das „Ohr der Tauben" (1783 bis 1858), Tänzerin der komischen Oper in Paris. Nostiz, l. c., S. 149 sagt von ihr: „Auf dem Theater hat die Pantomime ihre Meisterin in der Bigottini hier gehabt: der höchste Stil im Ausdruck der Leidenschaft, die edelste Haltung und zugleich der gefühlvollste Aus-

ich zur Gräfin Fuchs. Ihr Salon war wie gewöhnlich sehr voll; glücklicherweise fand ich noch einen Platz neben dem Baron Ompteda. Mit einem Augurenernst verband Ompteda einen der originellsten Geister. Niemand konnte so wie er mit wenigen Zügen ein Porträt skizzieren. Seine Zunge war ebenso gefürchtet als seine Skizzen. Übrigens war er ein guter Freund und seine Epigramme waren mehr ein Abstecher des Geistes als ein Fehler des Herzens.

Während die Menge im verschiedensten Sinne um uns her summte, musterte Ompteda alle Personen unsrer Bekanntschaft, welche im Salon waren oder nach und nach eintraten.

„Seit Ihrer Abreise“, sagte er zu mir, „hat Wien eine Belagerung und eine feindliche Besetzung erlitten: Sie werden indessen keine großen Veränderungen bemerken. Die Lächerlichkeiten sind ganz dieselben geblieben, und das entspricht der Unbeweglichkeit der österreichischen Regierung. Nur kann man sie jetzt besser sehen vermöge der fortgeschrittenen Aufklärung des Jahrhunderts.

„Die Salons sind noch so, wie Sie sie verlassen haben, besonders der hiesige hat nicht aufgehört, der Sammelplatz der Freunde unserer reizenden Königin zu sein. Niemals war ein Titel mehr verdient als dieser und nie-

druck. Nina ist ihr Triumph; um nun den Sinn ihres Spieles zu heben, sagt man, sie habe diese Wahnsinnige aus Liebe in dem Affekt wegen Durocs Tod so meisterhaft gegeben. Wer aus Leichtsinn und Gewinnsucht so viel Wechsel in der Liebe gemacht, den erschüttert der Tod nicht so sehr.“ Und S. 140: „Bigottini hat 40 000 Gulden Wiener Währung mitgenommen und ein Kind, zu dem sich Franz Palffy bekennt, der dem Balg 100 000 Gulden W. W., der Mutter aber 6000 Francs jährlich versichert. Wer dieses Geld nicht genug findet, der zähle die 36 Jahre der Bigottini dazu.“ — Sie war indessen erst 31 Jahre alt.



Mlle Bigottini

Academie Royale de Musique

igneron delt Lith de Demanne

Collection du Corsaire No 10



mals haben ihre Untertanen sich gegen ihr Joch aufgelehnt. Wenige Frauen haben so viele Freunde um sich versammelt: aber was noch seltener ist, sie besitzt das Talent, diese Freunde so eng miteinander zu verbinden, daß trotz der Abwesenheit und der Ereignisse, welche sie trennen, sie sich niemals fremd werden. Liebt mich, liebt einander: das ist die Grundlage ihrer Regierung; unsere Vereinigung macht deren Gewalt aus, und unser Glück sichert ihr die Dauer. In der Tat, ich glaube nicht, daß es in der Welt einen milderen Despotismus und angenehmer zu befolgende Gesetze gibt. Sie werden in ihrem Reiche stets Artigkeit ohne Falsch, Offenheit ohne Grobheit, Gefälligkeit ohne Schmeichelei und Rücksichten ohne Zwang finden.

„Zuerst sehen Sie den lieben Major Fuchs[1]), den glücklichen, friedlichen Besitzer des Schatzes, um den wir ihn alle beneiden; er ist von ihr begeistert, wie vor Zeiten von der Organisation der Wiener Miliz, welcher er seinen Grad verdankt, und von der, wie er versichert, der Glanz und das Heil der österreichischen Monarchie abhängt.

„Die Gräfin Laura, seine Gemahlin, ist immer sich selbst gleich, stets wahr, stets gut: Ihr kindliches Antlitz scheint der Spiegel ihres vortrefflichen Herzens. Wenn man an ihr auch nicht Züge von regelmäßiger Schönheit bewundern kann, so ist der Ausdruck ihres Gesichtes wenigstens von einer gewissen bezaubernden Sanftmut belebt, welche keine Gefallsucht nachahmen kann. Sie hat jenen versöhnlichen Geist ohne Abgeschmacktheit, der vielleicht das Geheimnis ist, sich alles verbindlich zu machen.

1) Ignaz Graf Fuchs (1760—1838), aus dem seit 1781 von Josef II. gegraften Bankiergeschlecht, als Genealog bekannt.

„Die Kanonissin Kinsky hat eine Miene von entgegenkommendem Wohlwollen, welches ihren von der Zeit schon etwas mitgenommenen Zügen[1]) noch Reiz verleiht.

„Ferner die Prinzessinnen von Kurland: diese schöne Herzogin von Sagan, für alles, was Heroismus und Größe heißt, leidenschaftlich: ihre hohe Schönheit ist nicht der geringste ihrer Reize. Der Gang, die Gebärden, die Haltung, der Ton der Stimme bilden bei ihrer Schwester, der Gräfin Edmund von Perigord, einen Gesamteindruck, welcher bezaubernd wirkt. Sie hat in ihrem Gesichte und in ihrer ganzen Person den unwiderstehlichen Reiz, ohne welchen auch die vollkommenste Schönheit ohne Macht ist. Sie gleicht einer Blume, welche des Duftes nicht bewußt scheint, den sie aushaucht. Endlich die letzte dieser drei Grazien Kurlands, die reizende Herzogin von Acerenza, welche in sich alles vereinigt, was wir bei den beiden anderen bewundern.

„In der zweiten Reihe sehen Sie Walmoden[2]), der jetzt Feldmarschall und trotz seiner Erfolge in der Welt noch immer einfach und wohlwollend geblieben ist. Dasselbe kann man von dem Prinzen von Hessen-Homburg sagen, eine herzliche Güte mäßigt bei ihm das vornehme, imponierende Wesen.“

1) Allerdings, sie war 70 Jahre alt.

2) Graf Ludwig Wallmoden-Gimborn, geb. zu Wien 1769, gest. ebenda 1860 als Feldzeugmeister. Wallmoden diente 1790 bis 1795 in der preußischen Armee, dann in der österreichischen, seit 1812 in der russischen, 1814 trat er wieder in österreichische Dienste zurück. Tapfer vor dem Feinde, verwegen bei schönen Frauen, war W. eine Heldenfigur nach dem Geschmacke seiner Zeit. Er war der Liebhaber der Herzogin von Acerenza, bei welcher er Gentz auszustechen hatte, und die nunmehr Borel zum Liebhaber hatte; während des Kongresses war er der Liebhaber ihrer Schwester Pauline, die de la Garde merkwürdigerweise nicht anführt.

„Ja, der Prinz Philipp ist einer von den Männern, welchen der Sarkasmus und die Bosheit nichts anhaben kann. Im vertraulichen Umgange zeichnet er sich ebenso sehr durch edle Eigenschaften des Herzens aus, als auf dem Schlachtfelde durch glänzende Tapferkeit und kundigen Überblick.

„Da tritt Nostiz mit Borel ein. Der erstere hat bei der Schlacht von Saalfeld den Prinzen Louis von Preußen[1]), dessen Adjutant er war, in seinen Armen die Seele aushauchen sehen. 1808 hatte man ihm eine Fähnrichsstelle in Österreich verweigert. In Rußland machte er besser seinen Weg, denn jetzt ist er schon Oberst mit der Aussicht, es noch weit zu bringen. Nostiz hat nur einen Fehler: ich glaube, er wohnt im Fiaker. Zu jeder Stunde, man mag auf dem Graben, im Prater, auf der Bastei sein, sieht man ihn vorbeifahren, daß die Funken stieben. Er ist halb Mensch, halb Wagen, wie einst die Zentauren halb Mensch, halb Pferd waren.

„Borel ist noch derselbe, wie Sie ihn gekannt haben; er zählt so viele Freunde als Bekanntschaften. Immer läßt er sich sanft forttreiben nicht sowohl vom Strudel der Ereignisse als von dem sanften Bache des Lebens, auf dem er als wahrer Epikuräer wogt. Obgleich er einen lebhaften, gebildeten Geist besitzt, hat Borel niemals irgend etwas erfunden. Aber doch, ich irre mich: er hat die Möglichkeit gefunden, seine Schildpattlorgnette in der Augenhöhle festzuhalten. Erhabene Entdeckung, bewunderungswürdige Mode, die alle unsere jungen Leute nachahmen wollen vermöge einer Zusammenziehung der Muskeln, welche der Grimasse sehr nahe kommt.

„Reuß ist in den Wolken: ich habe nicht die Absicht,

1) 1806 gefallen. Nostiz, l. c., beschreibt diesen Vorfall.

ihm dahin zu folgen. Da er keine Reisen gemacht hat, so hat er wenig gesehen. Daher hält er seine Phantasie für Erfahrung, die Lust, etwas zu wissen, für Wissenschaft, unbestimmtes Tappen für Scharfsinn. Er beweist, wie man mit Geist und talentvollen Anlagen sich der Gesellschaft durch kleine Mängel unerträglich machen kann, welche häufig zutage kommen.

„Bemerken Sie dort bei den Prinzessinnen von Kurland den Fürsten Liechtenstein[1]), der im Salon ebenso zu Hause ist als auf dem Schlachtfelde. Man nennt ihn das Fürsten-Ungeheuer. Aber ich versichere Ihnen, daß er ein Azor ist, der viele Zemiren gefunden hat. Er zählt ebenso viele Erfolge bei den Frauen als Siege bei der Armee.

„Der Herzog von Acerenza[2]), der glückliche Gemahl einer bezaubernden Frau, ist einer von den Sterblichen, die, wie Figaro sagt, sich die Mühe gegeben haben, geboren zu werden. Wenn man es genau nimmt, ist das immerhin kein übles Los.

„Gentz[3]) hat alle Geheimnisse Europas in Händen: er wird auch bald alle europäischen Orden besitzen. Er ist eines von den Organen des schweigsamen Wesens, das

1) Johann Fürst Liechtenstein, österreichischer Feldmarschall (1760—1836), einer der ausgezeichnetsten Heerführer Österreichs, Held von Würzburg, an der Trebia, bei Aspern, 24 Pferde verlor er unter seinem Leibe in allen Schlachten, die er mitmachte. Auch als Mäzen machte er sich berühmt.

2) Franz Pignatelli, Herzog von Acerenza, gest. um 1856, seit 1801 mit Johanna von Kurland verheiratet, 1819 geschieden. „Glücklicher Gemahl" ist allerdings sehr euphemistisch.

3) Friedrich von Gentz (1764—1832), einer der bedeutendsten politischen Schriftsteller, der gänzlich im Dienste der Reaktion und des Absolutismus stand, als Charakter feig, verächtlich und überzeugungslos. Seit 1805 österreichischer Hofrat, verfaßte er im Jahre 1813 das Manifest der Mächte und hatte seitdem einen großen Einfluß auf die europäische Politik.

man die österreichische Regierung nennt. Vielleicht ist er mit seinen Manifesten, seinen Journalartikeln und seinen Proklamationen Napoleon ebenso verderblich gewesen als Rußlands Eis. Aber Ehren und Orden sind ihm nicht alles. Die Souveräne wissen, daß er auch das Geld liebt; und sie geben es ihm zur Genüge. Von Arbeiten und Geschäften erdrückt, abgestumpft gegen alle Vergnügungen, sucht er sich zu betäuben, indem er sich in den Strudel der Welt stürzt. Dort wird er auch das Glück nicht finden.

„Ferdinand Palffy[1]) hat Geist wie ein Kobold: sein Vetter Franz Gold wie ein Paktolus. Der erstere spielt, und mit Glück, er hat von seinem Gewinnst ein prächtiges Hotel bauen lassen, welches man das Kartenhaus nennt. Dort empfängt er seine Freunde mit dem fröhlichen Gesichte, das Sie an ihm sehen; und seine Freunde sind von sehr großer Anzahl. Franz ist unter den Schönen schön, verschwenderisch gegen die Frauen, von denen er angebetet wird. Alle beide, kann man sagen, sind unter einem glücklichen Sterne geboren.

„Der Fürst Paul Esterházy ist gut und liebevoll, aber ein wenig kalt. Auch er braucht nur so fort zu leben. Gewiß, er hat eine Zukunft, die einzig in der Welt ist. Ich fragte Malfatti[2]) gestern, wie sein Vater, der nicht mehr gerade jung ist, einen solchen Strudel von Vergnügungen aushalten könne: ‚Das Glück hält ihn aufrecht', antwortete mir der Arzt. Unglücklicherweise

1) Graf Ferdinand Palffy von Erdöd (1774—1840), der sogenannte „Theatergraf", Hoftheaterdirektor und Eigentümer des Theaters a. d. Wien. Sein Name bedeutet in der Theatergeschichte Wiens eine der glänzendsten Epochen des Theaters a. d. Wien.
2) Johann Malfatti, Edler von Monteregio (1776—1859), einer der ausgezeichnetsten Ärzte Wiens, seit 1837 geadelt (s. Wurzbach, Biogr. Lexikon).

gehört ein solches Glück nicht zu den Vorschriften, welche der Arzt geben kann."

— „Erklären Sie mir," fragte ich, „warum inmitten so lebhafter Gesellschaften der Graf und die Gräfin Plettenberg fortwährend so eisige, gezwungene Mienen zeigen. Was ist die Ursache dieser krankhaften Schwermut, welche alle Blicke verletzt?"

„Ich will es Ihnen erzählen; da Sie erst kürzlich in Wien angekommen sind, so haben Sie noch nichts davon gehört: es ist übrigens ein Thema, das sich sehr hübsch ausspinnen ließe. Man könnte eine Sittenschilderung daraus machen, die nicht ohne Interesse und besonders nicht ohne Moral wäre.

„Vor einigen Jahren gelangte Plettenberg sehr jung in den Besitz eines ungeheueren Vermögens, welches ihm der regierende Graf dieses Namens hinterlassen hatte und wurde zu den reichsten und elegantesten Kavalieren der ganzen Monarchie gerechnet. Mit den Vorteilen eines großen Namens, dem verführerischsten Äußeren verband er noch den Ruf einiger glänzender, vielen Lärm machender Abenteuer, welche er auf seinen Reisen gehabt. Das Gerücht davon war ihm nach Österreich vorausgeeilt und hatte ihn bei einer Klasse von Damen in Ansehen gebracht, die nur nach dem Äußeren urteilt, ohne sich viel um die Form zu bekümmern. Diesem falschen Glanze verdankte er während seiner ganzen Jugend die Ehre, als das Muster der Männer zitiert zu werden, welche die Frauen zu Opfern ihrer Eitelkeit wählen, ein Ruf, der sehr häufig die Stelle jedes anderen Verdienstes vertritt.

„Von der Täuschung umgeben, welche so leicht aus der Macht, alles wagen zu können, entspringt, begann er sein fünfundzwanzigstes Jahr. Eines Tages bat sein

Haushofmeister, den er sonst nur zu sehen pflegte, wenn sein Börse der Füllung bedurfte, dringend um einen Augenblick der Unterredung mit Seiner Exzellenz in einer Angelegenheit, welche, wie er sagte, von der höchsten Wichtigkeit war.

,Was gibt es wieder, Herr Dürberg?' fragte ihn der Graf, sobald er ihn vorgelassen hatte. ,Ohne Zweifel wieder ein Kapitel von Moral, wie Sie es mir gewöhnlich lesen, bevor Sie mir die Einkünfte von meinen Gütern auszahlen!'

— ,Nichts dergleichen,' antwortete ihm der Haushofmeister, indem er sich ehrerbietig vor seinem Herrn verneigt; ,aber eine unerläßliche Mitteilung, welche für Sie den Wert eines Familienrates haben dürfte.'

,Nun, so sprechen Sie schnell und seien Sie kurz. Ich höre Sie an, Herr Dürberg.'

— ,Sie scheinen zu vergessen, mein hoher Herr, daß eine Klausel des Testamentes Ihres Onkels Ihnen auferlegt, vor Ihrer Majorennität eine stiftsfähige Dame zu heiraten, widrigenfalls Sie aller Rechte der Plettenbergschen Erbherrschaft verlustig gehen. An diesen Umstand würden Sie nach Ablauf des Termines Ihre Seitenerben zu erinnern nicht verfehlen, welche mit Christlichkeit Ihnen aufpassen und Sie nicht eher ads Ihrem glänzenden Traume erwecken werden, als bis uer Augenblick da ist, wo Sie in den Abgrund gestürzt sein werden. Sie sind jetzt vierundzwanzig und ein halbes Jahr alt; es bleiben Ihnen nur noch sechs Monate Frist, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Sie in diesem kurzen Zeitraume ein noch freies stiftsfähiges Fräulein finden werden, welche ihre Freiheit Ihnen opfert, um Sie zu heiraten. Denken Sie ernsthaft darüber nach, denn es handelt sich um alles, was Sie besitzen.'

— ‚Und um Ihre Haushofmeisterschaft, Herr Dürberg, nicht wahr? Gehen Sie und seien Sie außer Sorgen: ich werde für uns beide darauf denken.'

„Der Graf ließ es sich nicht zweimal sagen und schickte am anderen Tage alle seine Freunde nach Kundschaft aus. Diese entdeckten denn, daß ein Fräulein Adelaide von Gallenberg[1]), Schwester der Frau von Fuchs, von so altem Adel sei, daß sie ohne Prüfung in alle deutschen Stifter eintreten könne, und daß ihr geringes Vermögen für ihre Verwandten Anlaß genug sein würde, in diese Konvenienzheirat zu willigen. Der Graf ließ sich der Familie vorstellen. Man machte nur dem Scheine nach Einwendungen und begnügte sich mit Versprechungen von zukünftiger Besserung des Grafen, an denen es dieser nicht fehlen ließ. Infolgedessen begleitete Plettenberg die verwitwete Frau von Gallenberg nach Neustadt, um seine Zukünftige dort zu sehen, welche in einem Kloster dieser Stadt erzogen wurde. Man kann sich leicht denken, was ein vierzehnjähriges Mädchen empfindet, dem man den Vorschlag macht, einen jungen, reichen, schönen Mann aus einem regierenden Hause zu heiraten. Durch eine so lachende Aussicht verlockt, liebte das arme Kind ihn vom ersten Augenblicke an und willigte ohne Widerstreben ein, das

1) Die folgende Geschichte dürfte zum mindesten novellistisch ausgeschmückt sein. Die einzige Schwester der Gräfin Fuchs, einer geb. Gallenberg, hieß nicht Adelaide, sondern Maria Josefa und wurde 1785 geboren. Letzteres würde stimmen, da de la Garde ihr im Kongreßjahre 30 Jahre gibt. Gräfin Josefine Gallenberg, Sternkreuzordensdame, heiratete tatsächlich 1801 einen Grafen Max Friedr. Plettenberg, der aber schon 1813 starb. Sie war somit im Kongreßjahre Witwe. 1818 heiratete sie Ernst Graf zu Stolberg-Stolberg. Von ihrem ersten Manne hatte sie übrigens eine Tochter, die 1809 geboren wurde, womit also die Behauptungen de la Gardes widerlegt werden.

traurige Kloster mit den Annehmlichkeiten einer Welt zu vertauschen, welche ihre Einbildungskraft ihr mit den glänzendsten Farben ausmalte.

„Obgleich seine junge Braut schön war wie ein Engel, wovon Sie sich jetzt leicht überzeugen können, trotz ihrer dreißig Jahre und der schmachtenden Schwermut, welche ihre schönen Augen umflort: so betrachtete der Graf diese notwendige Verbindung doch nur als ein Mittel zum ruhigen Besitz seines Vermögens. Sobald er Adelaide zum Altare geführt hatte, überließ er sie wie ein Kind der Sorgfalt ihrer Gouvernante und ihrer Mutter.

„In Verachtung des ihm durch die Notwendigkeit auferlegten Joches überließ er sich nur noch mit mehr Leichtsinn als jemals seinem verschwenderischen Leben. Mit seinen Lastern prahlend, rühmte er sich gegen seine Genossen seiner Ausschweifungen und selbst seines unmenschlichen Betragens gegen seine reizende Gattin. Die arme Gräfin dagegen, welche mit aller Zärtlichkeit und Empfindung der ersten Jugend liebte, litt ohne Mut, sich zu beklagen. Sie vergoß ihre Tränen im Stillen oder schüttete ihr Herz in den Busen ihrer Mutter aus. Aber die Leiden, welche das Leben am meisten untergraben, sind gerade diejenigen, welche sich verbergen; und wer auch ihrer Stärke widerstanden hat, unterliegt doch am Ende der Dauer derselben. Alles, was man nur an häuslichen Tugenden, ergebener Zuneigung, geduldiger Ergebenheit sich denken kann, wurde von ihr aufgewendet, um ein Herz zu fesseln, dessen sie sich wert hielt. Aber nachdem sie alles versucht hatte, um einen Undankbaren an sich zu ziehen, konnte sie endlich den Ärger nicht überwinden, welchen sie empfand bei dem Anblicke der ihr vorgezoge-

nen Unwürdigen. Sie bat den Grafen um die Erlaubnis, sich auf eines seiner Güter in Böhmen zurückziehen zu dürfen, was dieser ihr leicht gewährte. So verließ sie mit achtzehn Jahren Wien und die so wohl für ihr Alter sich eignenden Vergnügungen und sperrte ihre Jugend in abgeschlossener Einsamkeit ab, während doch soviel Reize, Talente und Schönheit sie zu einem glücklicheren Lose bestimmt zu haben schienen.

„Aber das Unglück ist für gutgeartete Seelen, was das Gewitter der Luft, es wirkt läuternd. Einer beleidigenden Verachtung das vorwurffreieste Benehmen entgegensetzend, zügellosen Sitten eine englische Tugend, gab sie sich ganz dem Wohltun und der Barmherzigkeit während der langen Jahre hin, welche sie in ihrer Einsamkeit zubrachte.

„Auch von diesem, obwohl sehr leichten Zügel noch befreit, ergab sich der Graf nach ihrer Abreise nur mit größerer Vergessenheit allen Streichen, welche sein bisheriges Leben bezeichnet hatten. Als er in Wien den Kelch der Wollust erschöpft zu haben glaubte, welchen ihm diese Hauptstadt dargeboten, ging er in andere Länder, um einem neuen Himmelsstriche neue Wonnen abzugewinnen. Endlich, nach zwölf Jahren Abwesenheit, erinnerte er sich, gegen die Genüsse durch Überdruß abgestumpft, daß er ein Vaterland habe, und daß ein reizendes Weib dort seinen Namen trage. Sechs Monate sind seit seiner Rückkehr von Italien auf seine böhmischen Länder kaum verflossen, und er sah diejenige wieder, welche seine Schwüre und geheiligte Bande für das ganze Leben an ihn gefesselt hatten. Er fand die Gräfin im ganzen Schmucke ihrer Schönheit; denn die Vernunft hatte ihren Schmerz gelindert und ihrem Gesicht die Frische, ihren Augen den Glanz wiedergegeben.

Und um der Seltsamkeit des menschlichen Geistes ein neues Kapitel hinzuzufügen, hatte Plettenberg sie kaum wiedergesehen, als er sich auch sterblich in sie verliebte.

„Indessen hatte eine so lange schwer verletzte Eigenliebe bei Adelaiden ein Herz erkältet, das den zärtlichsten Eindrücken offen gewesen war. Die Einzelheiten der Ausschweifungen ihres Gemahls waren ihr von allen Seiten zugetragen worden. Der Graf wurde für sie ein Gegenstand der unüberwindlichsten Abneigung, welche weder Nachdenken noch Pflichtgefühl besiegen konnte. Bemühungen, Zärtlichkeit, Reue, nichts konnte sie erweichen. Sie war für alle Bitten ihres Gemahls unzugänglich, das Zureden seiner Freunde blieb ohne Erfolg: ihre Seele war zu tief und zu lange gekränkt worden.

„Der Graf[1]) schmeichelte sich, daß eine Reise nach Wien zu dieser merkwürdigen Zeit in ihren widerstrebenden Gefühlen eine Änderung hervorbringen würde; daß das Geräusch der Feste, der Prunk, der Anblick des Glückes im Herzen seiner Gemahlin die Liebe wiedererwecken würde, welche er ihr einst eingeflößt hatte. Adelaide willigte darein, ihn zu begleiten und sogar an den Festlichkeiten teilzunehmen, welche unaufhörlich hier abwechseln, aber nichtsdestoweniger bleibt sie ebenso kalt für ihren schuldvollen Gemahl. Und zur Strafe für ein unentschuldbares Betragen hat die Liebe Plettenbergs, eine Liebe, die keine Teilnahme einflößen kann, bis zum heutigen Tage ihn noch nicht weiter gebracht, als ihn lächerlich zu machen. Seufzend wie mit

1) Er war, wie gesagt, seit 1813 tot, während sie unter den elegantesten Salondamen des Kongresses angeführt wird (s. Vehse, Gesch. d. österr. Hofes usw. 9. Bd. S. 316). Ihre Schwägerin, die Gräfin Guicciardi, soll die „unsterbliche Geliebte" Beethovens gewesen sein.

fünfzehn Jahren, eifersüchtig wie mit sechzig, hascht er heimlich nach allen Gegenständen, welcher sich seine Frau bedient hat. Handschuhe, Bänder, ihr entwendete Schnupftücher verbirgt er an seinem Herzen und bedeckt sie vor aller Augen mit Küssen. Tausend ähnliche Torheiten, weit entfernt, ihm die verlorene Neigung wiederzugewinnen, scheinen nur die Abneigung, welche er einflößt, noch zu vermehren. Von dem ehelichen Lager, das er so lange verschmäht, ausgeschlossen, haucht er seine Klagen bald in Versen, bald in Prosa aus. Es ist so weit mit ihm gekommen, daß, nach seinen Handlungen und den Reden zu urteilen, welche er führt, ich nicht daran zweifle, daß er nahe daran ist, seinen Verstand zu verlieren. So sehen wir denn den Grafen zum warnenden Beispiele für alle ausschweifenden Ehemänner, welche mit ihrer Reue so lange warten, bis ihre Vergehungen bestraft werden."

Während der Erzählung des Barons betrachtete ich den Gegenstand derselben mit lebhafter Teilnahme. Die Bleiche seiner Gesichtsfarbe goß über sein schönes Gesicht alles Interesse, welches immer die Spuren der Leidenschaften oder des Schmerzes verleihen. Es war, als ob Laharpe den Ausdruck seiner Augen mit dem Verse über die Schwermut habe schildern wollen:

„Ihr sanft umtrübter Blick fleht uns um Mitleid an."

„Das alles", sagte der Baron Ompteda zum Schlusse, „erklärt hinreichend den Schatten von Traurigkeit, welcher über ihre Mienen gelagert ist. Unsere beiden armen Freunde gleichen Karyatiden, welche das Orchester eines Ballsaals unterstützen: Alles ist belebt, alles Bewegung um sie herum, nur sie allein bleiben kalt und streng wie der Marmor, aus dem sie gebildet sind."

In dem Augenblicke, wo der Baron seine Erzählung

beendete, servierte man das Souper. Ich setzte mich neben ihn, um seine Bemerkungen ferner zu genießen. Seine charakteristischen Schilderungen und ihre mannigfachen Abschattungen interessierten mich um so mehr, als sie sich auf Freunde bezogen, welche mir sehr teuer waren.

Man sprach von dem großen kaiserlichen Karussell, welches am folgenden Tage stattfinden sollte. Der junge Graf Woyna, welcher einen von den vierundzwanzig Rittern darzustellen hatte, erzählte uns alle Vorbereitungen dazu: man hörte ihm begierig zu. Auf dergleichen richtete sich die ganze Aufmerksamkeit und Neugierde des Augenblicks. Jedes Geschäft, ja jedes andere Vergnügen trat vor diesem denkwürdigen Feste in den Hintergrund zurück, welches der Inbegriff aller Pracht des Kongresses sein sollte.



## XIII

Das kaiserliche Karussell. — Die vierundzwanzig Paladine und ihre Damen. — Erinnerungen an die Turniere des Mittelalters. — Die Heldentaten der Ritter. — Fest und Souper im Kaiserpalaste. — Der Tisch der Souveräne.

Der Tag des kaiserlichen Karussells[1]), der so ungeduldig erwartete, war endlich gekommen. So viele Wochen waren auf die Vorbereitungen vergangen, daß man nicht zweifelte, der Hof würde dabei alle Wunder des Luxus und alle Hilfsmittel des Reichtums entfalten.

Dieses Fest sollte die glänzenden poetischen Erinnerungen der Vergangenheit wieder heraufbeschwören. Die letzten Spuren des Rittertums sind noch vor den letzten Einrichtungen des Feudalwesens verschwunden; unser Zeitalter, das im Kriege wie in der Liebe ganz positiv ist, läßt sich nicht mehr auf die sinnreichen, anmutigen Theorien des Mittelalters ein, diese Herzensbegeisterung, diese Erhebung der Gedanken, diese zarte Selbstverleugnung der Leidenschaft sind aus unseren Sitten verschwunden und haben einem ernsthaften und höflichen Egoismus Platz gemacht; man ist nicht mehr der Ritter einer Schönen, man behauptet nicht mehr mit der Lanze in der Faust die Überlegenheit ihrer Reize, man wagt sein Leben nicht mehr für eine von ihr gestickte Schärpe, die Liebe heutzutage meidet alles Aufsehen, sie ist nur ein Nebending im Leben und ihre

1) Am 23. November 1814.

erste Sorge geht dahin, sich mit einem geheimnisvollen Schleier zu verhüllen.

Indessen verdienen die ritterlichen Sitten doch, daß man ihr Abkommen bedauert. Diese so aufgefaßte und mit diesem Freimut bekannte Liebe war nicht bloß das Leben des Herzens, sondern auch der Herd großer Gedanken und edler Neigungen. Wie schön war es, uneigennützigen Mut und Verachtung des Lebens an den Tag zu legen, wenn man sich als einziges Ziel der Belohnung ein Wort oder ein Lächeln der geliebten Dame vorsteckte.

Die Damen besonders müssen diese in unseren geselligen Gewohnheiten vorgegangene Änderung bedauern; seit die nivellierende allgemeine Zivilisation auch über die Empfindungen hingegangen ist, haben sie die ideale Herrschaft verloren, mit welcher sie als Souverän regierten; sie sind vom Throne herabgestiegen, um sich unter das Volk zu mischen. Man begreift daher leicht, welchen Reiz die Zurüstungen zu einem Feste haben mußten, dessen Zweck es war, die Formen und den Geist des Rittertums wieder zurückzurufen und aufleben zu lassen.

Der Prinz von Ligne hatte die Güte, eines von den Billetts, welche der Obermarschall von Trautmannsdorf ihm geschickt hatte, mir zur Verfügung zu stellen; um sieben Uhr abends begaben wir uns also nach der Burg.

„Denken Sie nicht," sagte der Prinz zu mir, „daß wir ein heftiges Gefecht sehen werden, es wird weder ein Waffengang sein von der Art derer, bei welchen man die Ehre seiner Herrin verteidigte, und noch weniger ein Gottesgericht, bei welchem der Besiegte sich nur dadurch vom Tode loskaufen konnte, daß er sich entschloß, in ein Kloster zu gehen. So ernsthafter Streit hat sanf-

teren und anmutigeren Übungen Platz machen müssen, unsere modernen Champions beweisen mit ihrer Lanze auf einem Turniere die unvergleichliche Schönheit ihrer Dame ebenso friedlich, als man ehemals an den Liebeshöfen irgendeine Thesis verfocht; wir haben also nicht einen so unglückseligen Zufall zu befürchten, wie der war, welcher dem Leben des Königs Heinrich II. und den Turnieren des Mittelalters ein Ende machte."

Mehrere Beamte unter dem Befehle des Oberzeremonienmeisters Grafen von Wurmbrand[1]) erwarteten an den Türen die eingeladenen Personen, um sie nach den ihnen verwahrten Plätzen hinzuführen. Die allgemeine Neugier war so groß, daß, wie man sagt, falsche Einlaßkarten gemacht und zu sehr hohen Preisen verkauft worden waren; deshalb hatte die Wiener Polizei auch die genauesten Untersuchungen anstellen müssen.

Die kaiserliche Reitbahn, von Karl dem VI. erbaut und später der Karussellsaal genannt, war zu der Feierlichkeit eingerichtet. Dieses Gebäude, dessen weites Schiff der Ausdehnung einer gewöhnlichen Kirche fast gleichkommt, hat die Form eines länglichen Rechtecks; ringsherum geht eine kreisförmige Galerie, welche mit allen Zimmern des Palastes in Verbindung steht. Die nach hinten erhöht aufgestellten Sitze konnten 1000 bis 1200 Zuschauer fassen; die Galerie war durch vierundzwanzig korinthische Säulen unterbrochen, an welchen die Schilde der vierundzwanzig Ritter mit ihren Waffen und Devisen hingen.

Zu beiden Enden dieses großen Kampfplatzes hatte

1) Gundakar Heinrich Graf von Wurmbrand (1762—1847), 1796 erzbischöflich salzburgisch geheim. Rat, dann k. k. Oberst-Zeremonienmeister, zuletzt Obersthofmeister bei der Kaiserin von Österreich.

man zwei Tribünen errichtet, welche die Länge des ganzen Gebäudes einnahmen und mit den reichsten Stoffen geschmückt waren. Die eine war für die Monarchen, Kaiserinnen, Königinnen und souveränen Fürsten bestimmt, die andere, welche sich ihr gerade gegenüber befand, sollte die Damen der vierundzwanzig Paladine fassen, welche beweisen würden, daß sie schön unter den Schönen seien. Oberhalb dieser Tribüne hatte man das Orchester hingebracht, alles, was Wien an ausgezeichneten Musikern besaß, fand sich daselbst vereinigt.

Eine der Seitengalerien war für die Gesandten, die Minister, die Bevollmächtigten Europas, die kriegerischen Berühmtheiten und die vornehmen fremden Familien bestimmt. Der österreichische, russische, ungarische und polnische Adel befand sich auf den anderen Galerien.

Unter der kaiserlichen Tribüne ist ein Ringspiel errichtet, die Ritter müssen mit ihren Lanzen, ohne inne zu halten, während ihre Pferde im schnellsten Laufe begriffen sind, die Ringe daraus abstechen; ringsherum im Saale, in bestimmten Zwischenräumen, sind Türken- und Mohrenköpfe, mit ihrem Turban bedeckt, auf Pfählen angebracht und dienen den Kämpfern gleichfalls zum Ziele. Ohne Zweifel erhielt man auf diese Weise ehemals den Haß der deutschen Krieger gegen ihre räuberischen, unversöhnlichen Feinde, die Türken. Um etwaigen Unfällen zuvorzukommen, war der Boden der Reitbahn etwa einen halben Fuß hoch mit feinem Sande bedeckt; an der Türe des Saales endlich bezeichnete eine Schranke den Eingang zum Kampfplatz; hinter dieser Tür stehen die Waffenherolde mit ihren Trompeten und in prächtiger Kleidung, eine

Menge mit Kerzen besteckter Kronleuchter verbreiten in dem weiten Umkreise ein Licht, das mit der Tageshelle wetteifert.

Wir saßen zwischen dem Feldmarschall Wallmoden und dem Prinzen Philipp von Hessen-Homburg; nahe bei uns erblickte man den Fürsten Nikolaus Esterházy in seiner ungarischen Husarenuniform, deren reiche Verzierung schon allein alle Aufmerksamkeit wert ist[1]). Die erste Reihe unserer Galerien war von den hübschesten und ausgezeichnetsten Damen der Wiener Gesellschaft besetzt: die Fürstin Marie Esterházy, Waldstein, Johann Liechtenstein, Starhemberg, Colloredo, Metternich, Schwarzenberg, die Gräfinnen Batthyani, Thürheim usw. Die Galerien gegenüber schmückten fremde Damen, die hinterste Reihe war von Hoheiten, von diplomatischen Exzellenzen aller Länder besetzt, welche eine Einfassung von Gold und Diamanten bildeten, so beladen waren ihre Hofkleider oder ihre Uniformen mit Orden und Stickereien. Die Gleichmäßigkeit dieses Anblicks wurde etwas durch das rote Gewand des Kardinals Conzalvi unterbrochen; weiterhin sah man den Turban des Pascha von Widin, den Kaftan von Maurojeni[2]) und den Kolpak des Prinzen Manug, Beis von Mirza; dadurch wurde in diese unvergleichliche Pracht auch Abwechslung gebracht.

„Sehen Sie dort", sagte der Prinz von Ligne zu mir, „Lady Castlereagh neben der Tribüne der Monarchen; sie trägt in Form eines Diadems den Hosenbandorden ihres edlen Gemahls in Diamanten auf der Stirn; das ist

1) Die Perlenbirnen an seinen Stiefeln und die Juwelenaigrette rühmt auch die Gräfin Bernstorff, l. c., I, S. 154.

2) Johann Maurojeni war der Geschäftsträger der ottomanischen Pforte.

eine kleine Abschweifung der Eitelkeit, an welche der galante Eduard nicht gedacht hat, als er das blaue Band aufhob, welches den Strumpf der schönen Alix Salisbury schürzte; wenn der Stolz sich auszeichnen will, spielt er uns bisweilen sehr boshafte Streiche."

Ich unterließ nicht, mir vom Prinzen von Ligne alle die Personen bezeichnen zu lassen, welche in diesem weiten Kreise mir noch unbekannt waren, die Erinnerung knüpft sich gern an historische Namen, und in der Tat befanden sich, einige Ausnahmen abgerechnet, alle Personen da, welche seit einem Vierteljahrhundert die Stimme der Fama beschäftigt hatten. Herr von Talleyrand neben dem Fürsten Hardenberg, nicht weit davon der Kardinal Conzalvi, Lord Castlereagh, Graf Löwenhjelm[1]), der Herr von Palmella, Herr von Labrador, der Kommandeur Alvaro Ruffo, Herr von Nesselrode, der Herzog und die Herzogin von Argyll[2]), Lord Clancarty, Herr Pozzo di Borgo, Ypsilanti, wie überhaupt alle die Zelebritäten der Vergangenheit und der Zukunft.

Punkt acht Uhr verkündete die Fanfare der Waffenherolde die Ankunft der vierundzwanzig Damen. Ihre galanten Champions führten sie, und sie setzten sich in die vorderste Reihe der für sie bestimmten Tribüne.

Alle verdienten durch ihre Anmut und Schönheit den Namen der Liebesköniginnen, welcher ihnen gegeben worden war. Es waren die Fürstin Paul Esterházy, Marie Metternich, die Gräfin von Perigord, Rzewuska, Mariássy, Sophie Zichy u. a. Man kann sich kein anmuti-

1) Der schwedische Gesandte, vielleicht identisch mit Graf Karl Gustav Loewenhjelm (geb. 1768), schwedischer Reichsrat und Kanzleipräsident.

2) George William Campbell, Herzog von Argyll, geb. 1768, vermählt seit 1810 mit Caroline Elis. Villiers, Witwer seit 1835, gest. 1839.

geres, blendenderes Schauspiel denken; die Damen waren in vier Quadrillen geteilt, welche sich in der Farbe ihrer Kleidung unterschieden, Smaragdgrün, Karmoisinrot, Blau und Schwarz. Alle Kleider waren von Sammt, mit den reichsten Spitzen besetzt und ganz von Edelsteinen glänzend.

Die ganze Zusammenstellung ihrer Toiletten war mit der sorgsamsten Genauigkeit den Kostümen des 16. und 17. Jahrhunderts nachgebildet. Die eine Quadrille, welche das Grün gewählt hatte, trug die ungarische Nationaltracht; diese bestand in einer langen, offenen Tunika, welche von der Taille bis zum Knie mit Agraffen von Diamanten zusammengesteckt war und ein Unterkleid von weißem Atlas in den Zwischenräumen sichtbar werden ließ, welche zwischen den Agraffen waren; die Weiße des Atlas und die Brillanten bildeten einen herrlichen Kontrast zum dunkelgrünen Sammt. In gleicher Weise hielten von der Taille bis zur Schulter hinauf ähnliche Agraffen das Oberkleid zusammen. Das Mieder war vorne breit und mit den reichsten Juwelen bedeckt, ein breiter, von der Schulter ab offener Oberärmel fiel, der Form des Armes sich anschmiegend, herab, darunter war ein zweiter, bauschiger Ärmel von weißem Atlas, wie das Mieder, aber in Gold und farbigen Edelsteinen gestickt; den Kopf bedeckte eine kleine Toque von Sammt, ganz mit Edelsteinen bedeckt. Ein langer, durchsichtiger, mit Gold brochierter Schleier ging vom Haarputz der Damen bis zu den Füßen nieder und hüllte sie ganz ein.

Die anderen Quadrillen trugen das polnische, österreichische und französische Kostüm zur Zeit Ludwigs XIII., der Schnitt und die Form war verschieden, aber alle verrieten dieselbe Pracht, denselben Prunk. Wenn

man sie sah, hätte man denken können, daß alle Reichtümer der österreichischen Monarchie dazu aufgeboten worden waren.

Der Wert aller dieser Juwelen wurde auf nahe dreißig Millionen Franken geschätzt. Darin waren die der Fürstin Esterházy, geborenen Thurn und Taxis, begriffen, welche allein auf sechs Millionen geschätzt wurden.

Sobald die Minnedamen ihren Platz eingenommen hatten und eine reizende Reihe von engelhaften Gesichtern bildeten, richteten sich aller Augen auf sie, die, unbeweglich in ihre langen durchsichtigen Schleier gehüllt, ihren Triumph zu erwarten schienen. Eine neue Fanfare verkündet die Ankunft der Souveräne, bei ihrem Eintritt erhebt sich jedermann: die vierundzwanzig Damen werfen ihren Schleier zurück und erscheinen in all ihrem Glanze, ein stürmischer Beifall mischt sich in den freudigen Zuruf, welchen die Gegenwart der Monarchen erweckt hat.

Der Kaiser von Österreich setzt sich in die Mitte der Tribüne, ihm zu seiten die Kaiserinnen, die anderen Souveräne und regierenden Prinzen nach der Ordnung des Vortritts; die mit Sammt überzogenen Sessel strahlten von Gold und Stickereien. Der Kaiser Alexander, welcher durch Unwohlsein abgehalten war, konnte nicht gegenwärtig sein bei dem Feste. Einige Tage darauf wurde ihm zu Ehren ein anderes gegeben [1]), bei welchem man mit mathematischer Genauigkeit die Einzelheiten des jetzigen wiederholte.

Alle die vornehmen Gäste des österreichischen Hofes im glänzenden Schmuck oder ihren ganz geschmückten Uniformen bilden einen imponierenden Anblick. In der ersten Reihe der kaiserlichen Tribüne, zur Rechten und

1) Am 1. und 5. Dezember fanden Wiederholungen statt.

Linken der beiden Kaiserinnen, sieht man die Königin von Bayern, die Erzherzogin Beatrix von Este, die Großherzogin von Oldenburg und ihre Schwester Marie von Weimar, auf der zweiten Reihe die Könige von Preußen, von Dänemark, von Württemberg, von Bayern, die Prinzen von Preußen, von Württemberg, von Bayern, den Prinzen Eugen von Beauharnais, und endlich die Erzherzoge Karl, Albert[1]), Ferdinand[2]), Maximilian von Este[3]), Erzherzog Johann[4]) und Erzherzog Rainer[5]).

Man hatte geglaubt, die Kaiserin Marie Louise und ihr Sohn, der junge Napoleon, würden dem Feste beiwohnen, aber sie kamen weder zu diesem noch zu dem folgenden. In der Tat befand sich Marie Louise in einer so schiefen Stellung, daß sie geglaubt hatte, das einzige Mittel, ihre Würde im Unglück zu bewahren, sei die Zurückgezogenheit. Deshalb verließ sie das Schloß Schönbrunn sehr selten. Indessen hatte mir der Prinz von Ligne gesagt, daß sie in Begleitung ihres Vaters, des Kaisers, und ihrer jungen Schwestern mehrere Male den Proben beigewohnt.

Als die Souveräne und Zuschauer saßen, da begann sofort im Saale eine brausende kriegerische Musik, die vierundzwanzig Paladine erschienen an der Schranke. Es war die Blüte des Adels des Kaiserreichs, die meisten hatten in den letzten Kriegen auf einem anderen Kampfplatze voll Tapferkeit ihre Sporen verdient, und wenn sie alle durch ihren persönlichen Ruhm oder die Erhabenheit ihrer Familien glänzten, so waren sie nicht min-

1) Es kann nur der Herzog Albert von Sachsen-Teschen gemeint sein.
2) Später Kaiser Ferdinand I.
3) Max von Este (1782—1863).
4) Johann B. (1782—1859), der bekannte Freund der Alpenländer.
5) Rainer Jos. (1783—1853), Vizekönig von Italien bis 1848.

der durch vorteilhaftes Äußere auffallend. Es hatte, wie man sagt, wahrhafte Eifersüchteleien gegeben, um die Ehre einer Rolle bei diesem, den alten Zeiten nachgebildeten Schauspiele zu erlangen, endlich hatte die Wahl, welche ein Diplom für Anmut und Eleganz zu sein schien, die Jüngsten und Schönsten getroffen[1]). Unter ihnen bemerkte man die Fürsten Vinzenz Esterházy[2]), Anton Radziwil, Leopold von Sachsen-Koburg, die Grafen Felix Woyna, Peterson, den Freiherrn von Wargemont, den Fürsten Karl von Liechtenstein[3]), Ludwig Széchényi[4]), Ludwig Schönfeld und den jungen Trautmannsdorf, den Sohn des Oberstallmeisters. Die Kostüme der Ritter waren genau nach der Tracht geformt, welche unter Franz dem Ersten Sitte war, der Zeit, in welcher das Rittertum noch einen letzten Glanz warf, um dann zu verlöschen. Sowie die Liebesdamen, teilten sie sich in vier Quadrillen, welche dieselben Farben hatten, als die entsprechenden der Damen. Der Anzug bestand aus einem Überwurf von Sammt, welcher um die Taille eng anschloß, mit weiten Ärmeln und mit Atlas besetztem Überfall: das Bruststück war mit Knöpfen und goldenen Schlingen geziert, das Beinkleid eng anschließend, die Halbstiefel gelb mit vergoldeten Sporen, die Handschuhe von derselben Farbe und mit Gold ge-

1) Die offizielle Liste führt ganz andere Namen auf als De la Garde im folgenden. Weder Radziwil und Leopold von Sachsen-Koburg noch Peterson, Wargemont und Louis Széchényi wirkten mit.

2) Nicht Fürst, sondern Graf Vinzenz Esterházy, geb. 1781, Kämmerer und Militär, seit 1817 mit Sophie Lichtenstein vermählt.

3) Karl Fürst Liechtenstein (1790—1865), später General der Kavallerie, eine der populärsten Persönlichkeiten Wiens im Vormärz.

4) Ludwig Széchényi, geb. 1781, Geheimrat und Obersthofmeister der Erzherzogin Franz Karl.

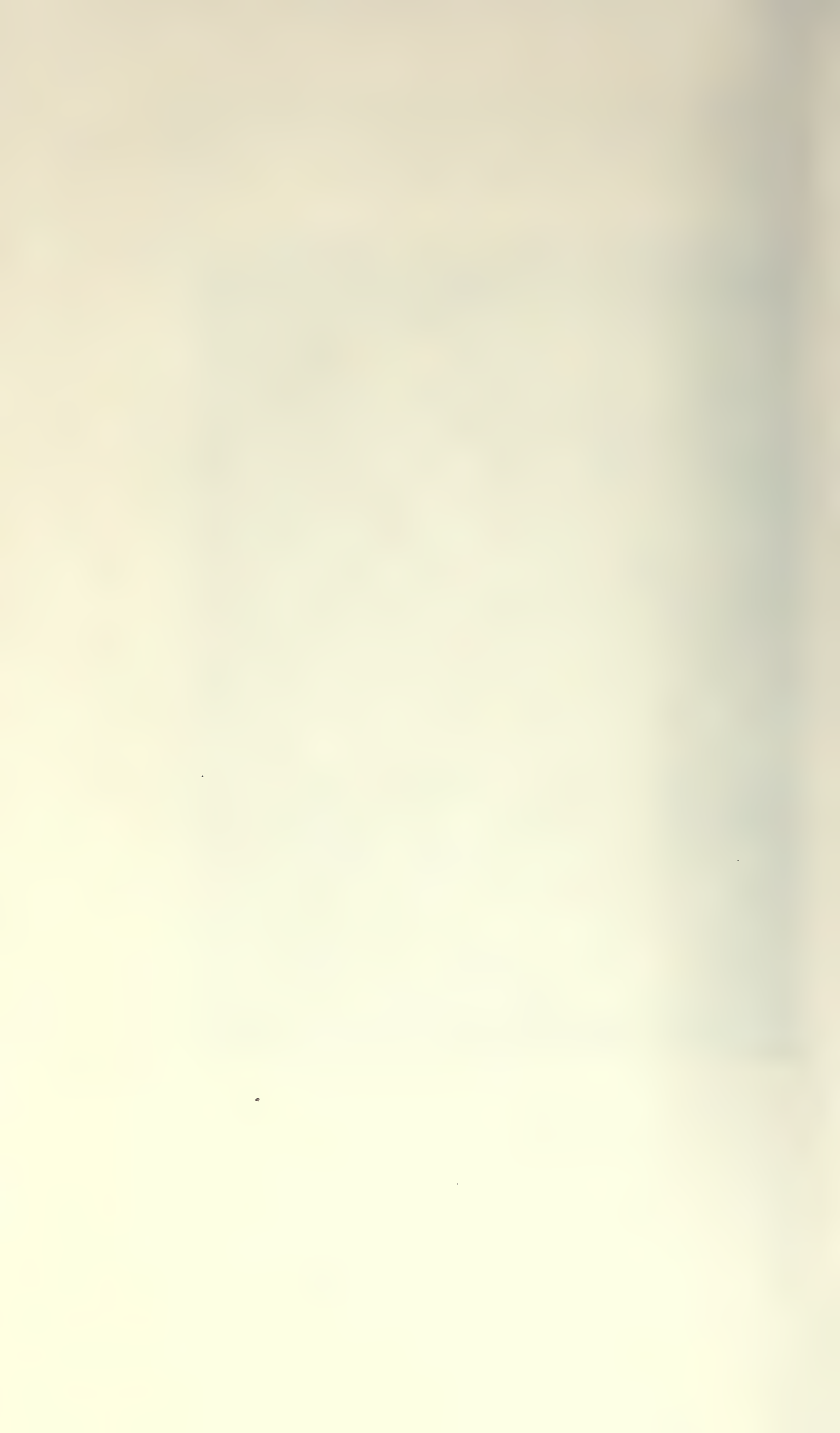
stickt; der breitkrämpige Hut vorn mit einem weißen Federbusch aufgestülpt, der durch eine Agraffe von Diamanten festgehalten wurde. Die Degen hingen in mit Edelsteinen geschmückten Wehrgehängen. — Jede Schöne hatte ihrem Ritter eine breite seidene Schärpe mit goldener Stickerei geschenkt und diese Schärpe bildete auf der dem Degen entgegengesetzten Seite eine Schleife.

Die so gekleideten Paladine ritten ungarische Pferde von der höchsten Schönheit, welche durch ihre Beweglichkeit und ihre Dressur sich auszeichneten. Unter ihren reichen Decken konnte man kaum ihre ebenholzschwarze Farbe erkennen. Jeder Ritter hielt eine lange Lanze und stützte dieselbe auf das Knie. Vierundzwanzig Pagen trugen ihnen ihr Banner vor, es folgten ihnen sechsunddreißig spanisch gekleidete Stallmeister, welche die mit ihren Emblemen und Devisen geschmückten Schilde trugen.

Die Pagen und Stallmeister stellen sich zu beiden Seiten der Schranken in Linie auf. Die vierundzwanzig Paladine richten sich darauf zu je zweien gegen die Tribüne der Monarchen hin und senken zum Zeichen des Grußes und des Gehorsams vor den Königinnen und Kaiserinnen ihre Lanzen. Diese machen eine anmutige Handbewegung zur Erwiderung. Darauf kehren die Ritter zurück, reiten zu der anderen Tribüne und bringen ihren Damen eine gleiche Huldigung der Unterwürfigkeit und Ehrfurcht dar. Die Damen erheben sich nun gleichfalls, den Gruß zu erwidern, und bei dieser Gelegenheit kann man erst recht die Schönheit ihrer Züge, die Zierlichkeit ihres Wuchses und den Reichtum ihres Kostümes in Augenschein nehmen. Nachdem sie zweimal im Zirkus die Runde gemacht, ziehen sich alle Paladine zurück und erwarten ein neues Signal.



Das große Karoussel.



Darauf blasen die Herolde eine schmetternde Fanfare, auf welche alle Musiker des Orchesters antworten. Die Bahn ist offen und nun beginnen die verschiedenen Spiele, bei denen die Kraft und Geschicklichkeit der Kämpfer sich entfalten soll. Sechs Ritter erscheinen von ihren Pagen und Stallmeistern gefolgt, man führt den ersten Lanzengang aus, die Pferde werden in Galopp gesetzt und jeder Ritter nimmt in vollem Rosseslauf, mit der Spitze seiner Lanze, die vor der kaiserlichen Tribüne aufgesteckten Ringe ab.

Dreimal beginnt jede Quadrille den Lauf bis zu dem Augenblicke, wo fast alle Ringe verschwunden sind und die Geschicklichkeit der Reiter sich hinlänglich bewährt hat.

Als dies erste Spiel beendigt ist, werden die mit den eroberten Ringen geschmückten Lanzen den Stallmeistern übergeben und der zweite Lauf beginnt. Jeder Kämpfer bewaffnet sich mit einem kurzen Wurfspieß, wirft ihn mit seltener Geschicklichkeit nach den Sarazenenköpfen und hebt in fortwährendem Galopp dann mit einem gebogenen, zweiten Spieße den ersten geworfenen von der Erde wieder auf. Bald darauf ziehen sie ihre Degen, lehnen sich über den Hals ihrer Renner und stürzen sich so auf ihre unbeweglichen Gegner, zielen auf sie und schlagen danach, indem sie versuchen, die Köpfe mit einem Hiebe abzuhauen.

Endlich sieht man sie in der ganzen Schnelligkeit ihres Pferdes vermittelst eines krummen Säbels einen von einem Faden hängenden Apfel durchschlagen und den durchgeschlagenen mit einem zweiten Hiebe teilen. Diese Übung erfordert einen großen Scharfblick. Der Sohn des Fürsten Trautmannsdorf zeichnete sich darin besonders aus.

Alle diese Evolutionen, welche nach Quadrillen aufeinander folgten, wurden von Militärsinfonien begleitet, welche diesen kriegerischen Spielen entsprachen. Während ihrer Dauer belohnte das lebhafteste Interesse der Liebesdamen die Paladine für ihre Bemühungen oder ihre Geschicklichkeit. Sie ahmten nicht die lauten Gewohnheiten ihrer Ahninnen nach, welche bei Turnieren oder Gefechten durch Zuruf ihre Champions zur Verteidigung ihres Ruhmes ermunterten, sondern sie begnügten sich mit ausdrucksvollen Blicken und anmutreichem Lächeln; aber diese stumme Manifestation eines zärtlichen Gefühles schien nicht minder ihren artigen Rittern zu sagen: „Ihr kämpft für zwei schöne Augen."

Bald darauf änderte sich die Szene; man ahmte ein wirkliches Gefecht nach. Die Ritter brachen zu vieren ab, die Rosse wurden in Galopp gesetzt. Zwei Parteien bildeten sich, rannten aneinander an und bemühten sich, einander aus dem Sattel zu heben, ganz wie bei den Spielen des alten Rittertums. Für die Grenzen der Verteidigung und des Angriffs waren Reglements gegeben. Sobald ein Kämpfer zuviel Heftigkeit in das Spiel mischte, traten die Waffenherolde sogleich dazwischen, unterbrachen dasselbe und neue Ritter nahmen ihren Platz ein.

In diesem Augenblick brachte ein Unfall, welcher beinahe sehr ernst geworden wäre, die königliche Versammlung auf kurze Zeit in Unruhe: der Fürst von Liechtenstein war vom Pferde geworfen worden und lag ohne Bewußtsein auf dem Kampfplatz. Die Anordnungen waren so gut getroffen worden, daß er augenblicklich aufgehoben und aus der Reitbahn fortgetragen wurde. Man wäre diesen Sturz in dem Getümmel wahr-

scheinlich nicht gleich gewahr geworden, wenn nicht von der Tribüne der Damen mehrfacher Ausruf des Schreckens darauf aufmerksam gemacht hätte.

Als dies letzte Manöver beendet war, teilte sich die ganze Kavalkade in zwei Truppen, jede aus zwölf Rittern und ihren Stallmeistern bestehend, darauf begannen sie sich untereinander zu mischen, sich wieder aufzuwickeln, eine Linie zu je zwölf oder Fronten von sechs oder vier Mann zu bilden und verschiedene ebenso zierliche als schnelle Schwenkungen zu machen. Den Beschluß machte die letzte Probe der Geschicklichkeit und Dressur ihrer Renner, indem sie eine Art von Tanz aufführten, dessen Bewegungen nach dem Takte der Musik geschahen. Stürmischer Beifallsruf brach von allen Seiten aus: die Geschicklichkeit der Reiter, die Behendigkeit ihrer Rosse waren ein Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung.

Nun ist alles zu Ende: die Paladine grüßen die Monarchen und ihre Damen, machen noch einmal im Schritte die Runde um die Bahn und verlassen sie in derselben Ordnung, in welcher sie hereingekommen sind.

Der Prinz von Ligne schien von dem herrlichen Schauspiel lebhaft bewegt zu sein.

„Was mich,“ sagte er, „in diesen Erinnerungen an die Ritterzeiten reizt, ist das Bild der Tapferkeit und der Geschicklichkeit, von der Liebe hervorgerufen. O, wie sehr verstanden sich unsere Vorfahren auf diese Leidenschaft, sie mischten in ihre Spiele, in ihre Gefechte, überall sie mit ein; nur damals war sie groß und edel, sie war die Schwester des Ruhmes. Bei uns ist die Liebe nur noch eine Angelegenheit des Vergnügens. Anstatt wie früher ihr inmitten der Abenteuer des Krieges oder der edlen Gefahren eines Turnieres einen Platz zu ge-

ben, haben unsere Romanenschreiber und Dichter sie in ärmlichen Hütten untergebracht. Die Liebe in einer Hütte, hat man gesagt, ist immer und sehr bald eine Hütte ohne Liebe.“

„Der Geschmack der Turniere,“ fuhr er fort, „hat zu allen Zeiten geherrscht; ich war nicht Zeuge von den Karussells, welche die große Katharina in Petersburg während der ersten Jahre[1]) ihrer Regierung gab; aber ich habe sie oft weitläufig schildern hören. Merkwürdig war es, daß dabei die Damen ebensowohl als die Ritter fochten. Der berühmte Marschall Münnich[2]) war erster Kampfrichter, Gregor Orloff[3]), der Günstling, und sein Bruder Alexis[4]) führten die Quadrillen an, der erste Preis der Tapferkeit und der Grazie wurde von der schönen Gräfin Buturlin, der Tochter des Großkanzlers Woronzoff[5]), davongetragen. Als der alte Marschall ihr ihn überreichte, forderte er sie auf, die anderen Preise an die Damen und Ritter zu verteilen. In der Tat, es scheint, daß Katharina alle Arten von Ruhm und Vergnügen zu erschöpfen wußte.“

Die Monarchen erhoben sich, um sich zurückzuziehen die Ritter erschienen wieder auf der von ihren Damen eingenommenen Tribüne und verfügten sich mit ihnen in die großen Säle des Palastes, welche zum Ball und Souper eingerichtet waren. Die Zimmer waren mit ausgezeichnetem Geschmack und mit Blumen ausgeschmückt, eine dem Tageslicht gleichkommende Erleuchtung ließ die Frauen in all ihrem Glanze erschei-

1) Am 16. Juni 1766.

2) Burkh. Christof, Graf Münnich (1683—1767), schon unter Peter I. als General tätig.

3) Gregor Orloff (1740—1783), Geliebter Katharinas.

4) Alexis Orloff (174?—1801), einer der Mörder Peters III.

5) Roman Woronzoff.

nen. Die Paladine und ihre Damen waren der Gegenstand der Bewunderung und die Monarchen hatten wieder ihr Inkognito angenommen, einige sogar mischten sich, in Dominos gehüllt, unter die Menge.

Im Hauptsaale war ein erster Tisch mit goldenem Geschirr gedeckt auf einer mehrere Fuß hohen Estrade, er war für die hohen königlichen Gäste des Kongresses bestimmt; zur Linken entfaltete dieselbe Pracht an einem anderen Tische sich für die Prinzen, Erzherzoge, Häupter der regierenden Häuser und die Minister der Großmächte. Der dritte Tisch zur Rechten faßte achtundvierzig Gedecke für die Mitspielenden im Turnier. Im Saale ringsherum und in den angrenzenden Zimmern hatte man kleinere aufgestellt, an welchen die übrigen eingeladenen Personen ohne Unterschied des Ranges Platz nahmen. Der Duft der Blumen, der Luxus der Anzüge, bei welchem das Feuer der Diamanten mit den sanften Farbenschattierungen von Blumen sich mischte, der Glanz der Kerzen, die in den tausend Kristallstükken der Kronleuchter sich spiegelten und denselben einen glänzenden Regenbogenschimmer gaben, die umhergereichten, goldenen Fruchtkörbe, das alles machte den kostbarsten Gesamteindruck. Der Zauber eines solchen Gemäldes versetzte den Zuschauer in einen von den Träumen, welche sonst die Phantasie nur hervorbringt. Während des Mahles traten Minstrels ein und sangen mit der Harfe sich begleitend Lais zu Ehren der Schönheit und Sirventen zum Preise der Tapferkeit.

An der Tafel der Souveräne saß die Kaiserin von Österreich, ihr zur Seite die Könige von Preußen und von Dänemark. Der Kaiser Franz hatte die Kaiserin Elisabeth und die Großherzogin von Oldenburg zu

Nachbarinnen. Etwas weiter davon sitzt die reizende Herzogin Maria von Weimar an der Seite des Prinzen Wilhelm von Preußen[1]). Der umfangreiche König von Württemberg sieht wie gewöhnlich sorgenvoll aus, vor ihm hat man einen weiten Ausschnitt im Tische gemacht, um seinem Bauche Platz zu verschaffen. In der Tat, dieser Fürst scheint zeigen zu wollen, welchen Grad der Ausdehnung die menschliche Haut erreichen könne. Der König von Dänemark könnte gerade ein Beispiel von der Eintrocknung derselben liefern, aber sein Geist, seine gute Laune, seine Feinheit, alle diese ausgezeichneten Eigenschaften, welche schon einen gewöhnlichen Menschen zu einem bemerkenswerten Mann gestempelt hätten, trugen dazu bei, diesen König zu einem angebeteten Wesen zu machen; der vortreffliche Maximilian von Bayern trägt auf seinem offenen Gesichte den Ausdruck der Zufriedenheit und der Güte.

An der Tafel der Paladine sitzt Madame Edmund von Perigord neben dem jungen Grafen Trautmannsdorf, ihrem Ritter. Ebenso bemerkenswert durch ihre blendende Schönheit als durch den Geschmack ihres Anzuges, fesselt sie die Aufmerksamkeit durch den Reiz ihrer lebhaften und geistreichen Unterhaltung. Die anderen Damen, der Ruhm des Turnieres, wetteifern in Anmut und Geist.

Nach dem Festmahl begibt man sich nach dem Saale des Balles, zu welchem mehr als dreitausend Personen eingeladen worden waren. Alles, was Wien damals an durch ihren Rang, ihre Geburt, oder ihre Stellung aus-

1) Nostitz schreibt von ihm (l. c., S. 155): „Prinz Wilhelm ist der Mignon der Frauen, seine jungfräuliche Zurückhaltung intrigiert das Geschlecht. „Qu'il serait intéressant s'il n'etait point de la manchette.“ Es ist wohl der Bruder des Königs, Friedrich Wilhelm, geb. 1783, gemeint.

gezeichneten Personen in seine Mauern schloß, fand sich daselbst vereinigt. Welches Gedächtnis reichte aus, sich so vieler in jedem Betracht berühmter Namen zu erinnern? Welche Feder wäre imstande, alle diese Staatsmänner würdig zu charakterisieren, denen Europa damals die Sorge für sein Schicksal in die Hände gelegt hatte.

Hier unterhalten sich der Graf Löwenhjelm, Herr von Bernstorff[1]), der Fürst Hardenberg mit gemessenem Wesen über die von dem entthronten Gustav Adolph[2]) beim Kongresse eingereichte Reklamation, welche der Admiral Sir Sidney Smith mit mehr Hartnäckigkeit als Erfolg verteidigt.

Dort erörtert Herr von Humboldt, der Herzog von Dalberg, der Freiherr von Wessenberg[3]) die Frage wegen Sachsens und Polens.

Der Kommandeur Alvaro Ruffo und Herr von Palmella unterhalten sich über das Schicksal, welches die europäischen Amphiktyonen über Italien verhängen werden.

Weiterhin sprechen Herr von Metternich und Herr von Nesselrode mit Lord Castlereagh; an der ernsten Würde ihrer Miene sieht man ohne Mühe, daß die Unterhaltung einen ganz anderen Gegenstand hat als den Hosenbandorden Mylords, welchen Mylady zu einem burlesken Diadem umgeschaffen hat.

Während man sich mit dem Geschicke Neapels, Schwedens, Polens beschäftigt, mischt Tanz und Wal-

1) Christian Günther Graf von Bernstorff (1769—1835), ursprünglich in dänischen Diensten, seit 1818 in preußischen, zuletzt preußischer Minister des Auswärtigen.

2) Gustav IV., 1809 entthront.

3) Freiherr Johann Phil. Wessenberg-Ampringen (1773—1858), österreichischer Staatsmann.

zer sein Getümmel in die kalten Sorgen der Politik. Die Quadrillen waren vorher angeordnet worden; in der Mitte des Hauptsaales sieht man die der vierundzwanzig Liebesdamen und ihrer Paladine.

Das Fest endete erst mit Tagesanbruch. Bei jedem Schritte traf man auf eine Bewegung ohne Verwirrung, auf eine Fröhlichkeit ohne Zwang. Es war ein seltenes Vorrecht dieser prachtvollen Gesellschaft, daß nur das Vergnügen seine Stelle dabei fand, da doch sonst so häufig die Langeweile neben der Etikette und dem Prunke Platz nimmt.

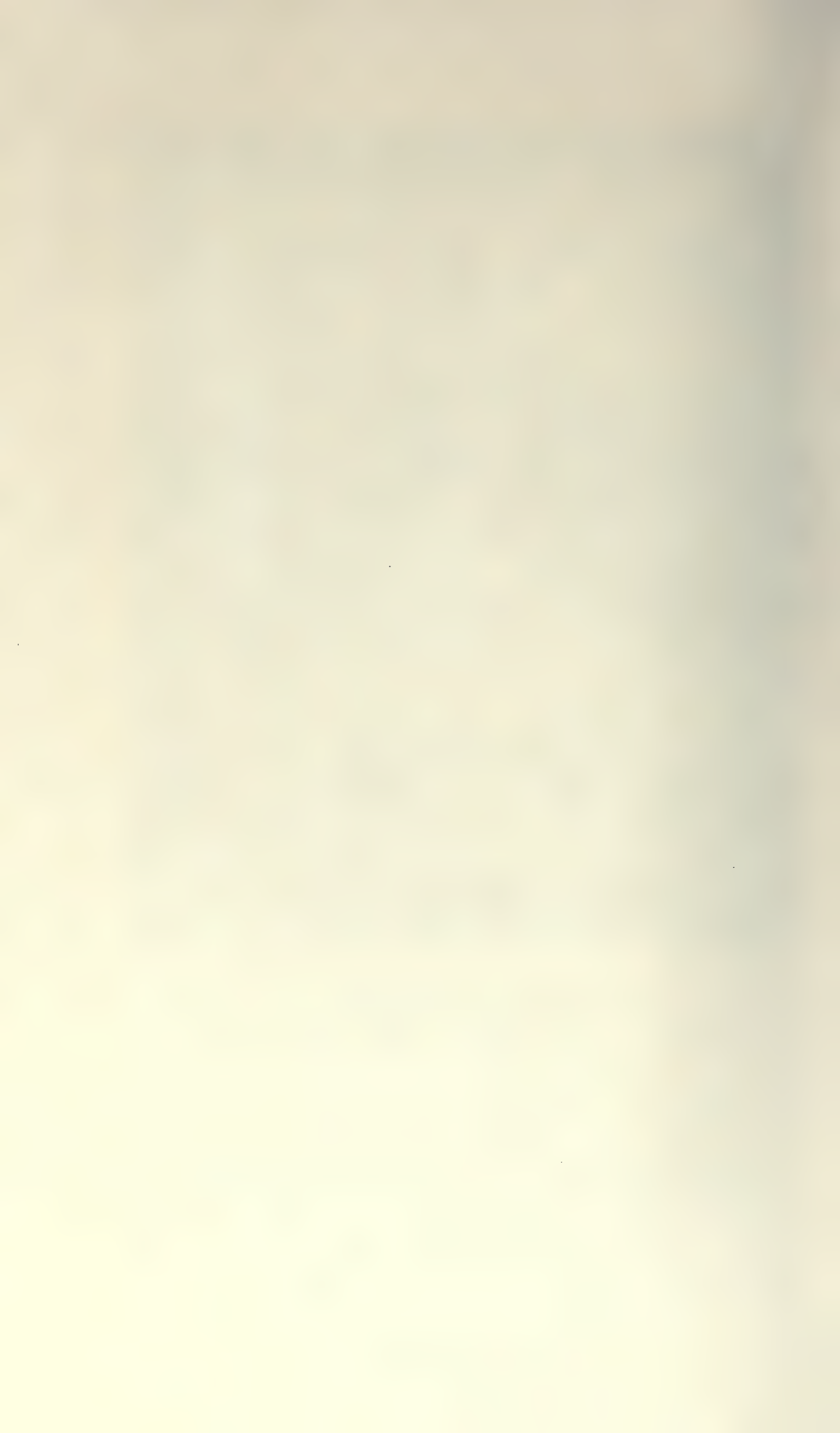


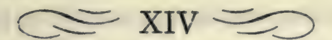
H: Benner pinx.t J: Méan sculp.t

**ЕЯ ВЫСОЧЕСТВО**
**ВЕЛИКАЯ КНЯГИНЯ МАРІЯ ПАВЛОВНА.**

*S: A: I: la Grande Duchesse Marie.*

(Maria Pawlowna, Großherzogin von Weimar.)





## XIV

**Die Gesandten von Neapel. — Der König Murat. — Ein Meisterwerk Canovas. — Alexander und der Prinz Eugen. — Wünsche für die Herstellung Polens. — Erinnerung an Kosciusko.**

Eine der Merkwürdigkeiten des Kongresses war die Anwesenheit zweier neapolitanischer Gesandtschaften. Bei der allgemeinen Wiedereinteilung Europas bot das Schicksal Italiens eine der ernstesten und schwierigsten Fragen dar, welche dem hohen Tribunal vorgelegt worden waren.

Murat[1]) war noch in Neapel. Durch die Eroberung und die Gunst Napoleons auf den Thron gesetzt, hatte er geglaubt, wenn er seinen Wohltäter und Schwager im Augenblicke seines Sturzes verließe, würde er den Flecken, welcher an seiner sonderbaren Erhöhung haftete, vergessen machen können; er hatte gedacht, daß der von ihm der siegreichen Sache geleistete Beistand ein Schild zur Aufrechthaltung seiner Krone sein würde. Aber sein Irrtum war groß: das verbündete Europa hatte Napoleon nicht gestürzt, um die Könige zu respektieren, welche er gemacht. In den geheimen Ge-

1) Joachim Murat (1771—1815), einer der tüchtigsten Heerführer Napoleons, seit 1808 König von Neapel. Als es mit Napoleon zu Ende ging, fiel er von ihm ab und gewann so die Koalisation. Die Darstellung de la Gardes entbehrt der Wahrheit, Murat wäre sicher König von Neapel geblieben, da er auch Metternich für sich hatte. Da er sich aber seines Verrates an Napoleon schämte und sich ihm wieder anschloß, so war sein Untergang beschlossen, das geschah aber erst nach der Rückkehr Napoleons von Elba.

danken der leitenden Kabinette war die Absetzung Murats schon stillschweigend seit dem Monate September 1814 beschlossen, bevor noch die offiziellen Verhandlungen begonnen hatten.

Um den Sturm zu beschwören, hatte Murat, wie alle anderen Souveräne, Botschafter nach Wien gesandt, welche die Interessen seines gefährdeten Königtums wahren sollten. Man muß gestehen, seine Wahl war in dieser Beziehung glücklich gewesen: der Herzog von Campochiaro und der Prinz Cariati, seine Bevollmächtigten, verdienten durch ihre Rechtschaffenheit, ihre Geschäftskenntnis, ihre persönliche Bedeutung, Organe einer besseren Sache zu sein. Aber wenn man auch von den Ereignissen absieht, welche später den schnellen Sturz ihres Königs herbeiführten, so muß man doch glauben, daß ihre Talente und ihre Bemühungen, einer bereits verlorenen Sache aufzuhelfen, vergeblich gewesen wären.

Andererseits hatte der König Ferdinand[1]), der sich während der Okkupation, oder wie er es nannte, Usurpation, nach Sizilien zurückgezogen, nach dem Sturze Napoleons wieder die Hoffnung gewonnen, auf seinen Thron zu steigen. Bei der Verkündung des Kongresses war er daher beeilt gewesen, auch seine Gesandten hinzuschicken; diese waren: der Kommandeur Prinz Alvaro Ruffo und der Herzog Serra Capriola. Dieser Gesandtschaft waren als Sekretäre beigegeben der Marquis von Salvo, ein Mann von Geist und Talent, und der junge Sohn des Herzogs von Serra Capriola, welcher damals schon sich auf die wichtigen Funktionen vorbereitete, mit denen er späterhin bekleidet wurde. Zur Unterstützung dieser Sache, welche sich laut als Angelegen-

1) Ferdinand I. (1751—1825), ein beschränkter Geist und bäuerlicher Charakter.

heit der Legitimität darstellte, hatte der König Ferdinand, wie es schien, den Vor- und Nachbann seiner Diplomaten und seiner Staatsmänner aufgeboten. Unter ihnen nannte man den Marquis von Brancaccio, den Fürsten von Pignatelli[1]) und den Cavaliere de Medici[2]), später durch seine geschickte und weise Verwaltung berühmt geworden.

Die Königin Karoline[3]) war in Person herbeigeeilt. Diese Tochter Maria Theresiens, ein Opfer der europäischen Revolutionen, die von Neapel durch die Franzosen vertrieben sich nach Sizilien geflüchtet, von Sizilien entwichen war, um sich dem Schutze der Engländer zu entziehen, forderte nun bei der großen Wiederordnung der Reiche, daß ihre Rechte nicht verkannt werden möchten. Fünfzehn Jahre der Prüfung und der Trübsal hatten ihren Mut nicht niederbeugen können.

Zwei Gesandtschaften waren also gegenwärtig. Beide bezeichneten sich als neapolitanische; die eine hatte einen Thron aufrecht zu erhalten, die andere denselben wieder zu erringen. Ihre Haltung war die zweier Nebenbuhler, welche sich gegenseitig beobachten, aber die öffentliche Meinung, welche so oft bei Kämpfen dieser Art voraus zu ahnen weiß, auf welche Seite sich der Sieg neigen wird, war sehr bald der souveränen Entscheidung des Kongresses zuvorgekommen. Man machte da-

1) Fürst Pignatelli, zeitweilig Vizekönig von Neapel, Diplomat und General.

2) Luigi de Medici gewöhnlich Cavaliere de Medici genannt, Herzog von Sarto (1760—1830), neapolitanischer Staatsmann (s. Helfert, Karoline von Neapel, s. Index).

3) Karoline von Neapel (1752—1814), die unversöhnlichste Feindin Napoleons. Sie und ihr Liebhaber Akton waren die eigentlichen Regenten Neapels und zwar im absolutesten Sinne, bis sich das Volk, im Bunde mit den Franzosen, gegen sie erhob.

mals ein großes Geschrei von dem Worte Legitimität, welches Herr von Talleyrand aufs Tapet gebracht hatte. Es genügte beinahe, es zugunsten der neapolitanischen Bourbonen in Anwendung zu bringen, und bald zählte Murat in den Salons, wo man sich mit Politik beschäftigte, nur noch wenige und schüchterne Anhänger.

Von da ab wurde die Stellung seiner Gesandten mitten in diesen Vergnügungen und täglichen Gesellschaften eine der schiefesten und schwierigsten. Man sah sie überall und jedermann schien sie zu fliehen, sie wohnten allen Festen bei, zu welchen sie einzuladen man für schicklich hielt, so wie sie für Pflicht, sich dahin zu begeben, aber es bedurfte einer starken Gabe von Mut für sie, um die Art von Entfernung zu ertragen, in welcher man sie hielt. Als diplomatische Parias schienen sie eine besondere Familie zu bilden, die in ihrem Einzelstehen um so mehr auffiel, als ihre Tracht gewöhnlich sehr prunkvoll und oft sogar höchst seltsam war. Sie befolgten darin das Beispiel ihres Königs, welcher im Gegensatz zu seinem Schwager ebensoviel Pomp in seinem Putze entfalten zu müssen glaubte, als dieser Einfachheit dabei an den Tag legte.

Auf einem Dejeuner bei dem Prinzen Cariati, einem der verlassenen Gesandten, bei welchem sich die Herzoge von Campochiaro und von Rocca Romana[1]), Herr Schinina[2]), der Gesandtschaftssekretär Griffiths, der

1) Der Herzog von Rocca Romana war an der Gründung der parthenopäischen Republik beteiligt, überließ sich aber bald, wie Helfert (s. Karolina von Neapel, S. 26) sagt, seinen entnervenden Gelüsten, um sich in Santo Leucio einen Harem der schönsten Weiber zu schaffen. Später war er unter Murat Obriststallmeister und diplomatisch tätig.

2) Mario Schinina, unter Murat im auswärtigen Amte Neapels tätig, er sollte mit England zugunsten Murats verhandeln (s. Helfert, Karolina von Neapel, Index).

General Filangieri[1]), der Graf Witt befanden, wurde die schwierige und wichtige Frage der Aufrechterhaltung des Muratschen Thrones lebhaft erörtert.

„Der Ausgang der Unterhandlungen," sagte der Graf Witt, „läßt noch ungewiß, welcher Entschluß gefaßt werden wird. Aber in diesem Irrgange von Negationen kann man die Zukunft ahnen, das Prognostikum ist weit entfernt, dem Könige Joachim günstig zu sein. Lord Castlereagh sagte noch vor einigen Tagen, daß sein zweideutiges Benehmen ihm die Krone kosten würde, und Herr von Talleyrand, dessen Fernblick sich niemals täuschte, hat sich, wie man sagt, offen für die Wiederherstellung[2]) des Bourbonischen Zweiges ausgesprochen."

Die Entsetzung Murats, antwortete man dem Grafen, welche durch eine gewisse Partei so dringend gefordert wird, muß vor allen Dingen, in bezug auf ihre Gesetzmäßigkeit, betrachtet werden. Man spricht alle Tage davon, über seinen Thron zu verfügen, aber ist dieser Thron denn vakant? Durch den allmächtigen Willen dessen eingesetzt, der seit zehn Jahren die Kronen verteilt hat, ist er König geblieben; die Eroberung, welche seine Kollegen eines Tages herabgestürzt, hat ihn verschont. Vermöge welches Rechtsprinzips will also Europa einen Fürsten entthronen, den es selber anerkannt hat, der in die große Familie der Herrscher aufgenommen worden ist und dessen Bevollmächtigte sogar hier bei diesem höchsten Rate zugelassen worden sind? —

— Es ist schwer, sagte man, ihm das Benehmen zu vergeben, welches er in bezug auf Napoleon beobachtet

1) Filangieri, neapolitanischer General, der gegen Murat eingenommen war.

2) Ferdinand ernannte ihn dafür zum Herzog von Dino.

hat. Man weiß, daß er im letzten Monate Januar dem Prinzen Eugen den Vorschlag gemacht, die Partei Frankreichs zu verlassen und ihre Armeen mit denen des Marschalls Bellegarde[1]) zu vereinigen. Eugen hat darauf geantwortet, daß er niemals seinen Wohltäter verraten würde, Murat aber hat seinen Waffenstillstand mit Österreich unterzeichnet.

— „Diese Sprache ist unbegreiflich in dem Munde derer, welche alle Tage sprechen: Soll Murat aus Neapel vertrieben werden? Wenn ein Franzose, ein Freund Napoleons, ihm diesen Undank zum Vorwurf macht, das begreift sich. Aber wenn die Häupter der gegen Frankreich gebildeten Koalition, zu welcher Murat beigetreten ist, ihm ein Verbrechen machen aus dem Beistande, den sie angenommen, aus der Unterstützung, von welcher sie Nutzen gezogen, so ist das ein Mangel an Redlichkeit, es ist eine diplomatische Lüge." —

Der Herzog von Campochiaro erzählte uns darauf, daß er seit vorigem September dem leitenden Komitee eine Note übergeben habe, welche das politische Verfahren Murats rechtfertige. Aber er selbst schien wenig Vertrauen zu haben, daß diese Eröffnungen die eigennützigen Vorurteile zu verscheuchen imstande sein würden, welche jeder neue Tag gegen seinen Souverän anhäufe.

— „Ja," sagte der Graf Witt, „man sollte bei dieser ersten Frage offen sein, will man sich auf das Prinzip der Legitimität gegen den König von Neapel berufen, so berufe man sich offen darauf. Der König Ferdinand ist nur durch den Mißbrauch der Gewalt gestürzt worden und die Gewalt muß wieder dem Rechte weichen."

1) Der österreichische General Bellegarde operierte in Italien gegen Napoleon im Jahre 1813.

„Aber die eigentliche Frage heißt anders; Murat auf dem Thron von Neapel würde für Europa und für Österreich insbesondere ein Gegenstand fortwährender Unruhe sein. In der Nachbarschaft jener italienischen Bevölkerungen, deren Loos noch nicht festgestellt ist, würde der Schwager Bonapartes durchaus nicht die genügenden Garantien für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens darbieten. Dazu bedürfte es von seiten seiner Person eines Benehmens voller Klugheit und Umsicht, und man muß fürchten, daß sein Charakter ihn zu Schritten verleiten könnte, deren Folgen gar nicht zu berechnen sind."

— „Wenigstens," sagte der Prinz Cariati, „wäre es würdig, unziemliche Beleidigungen zu unterlassen, besonders einem Manne gegenüber, welcher auf einem Throne sitzt und einen Rang einnimmt, den Schmähungen niemals haben erreichen können, der auf dem Throne König Joachim ist, das sollte man nicht vergessen."

— „Man hat sehr wahr gesagt," wurde hinzugefügt, „wenn man es ausgesprochen, daß bei ihm der König den Menschen verdecken müsse und der königliche Mantel den Schäferstock. Nichts kann also die verächtlichen Ausdrücke rechtfertigen, welche man an ihn richtet, und mit welchen man mitunter seine rechtlichen Bevollmächtigten nicht verschont."

Von der Politik ging die Unterhaltung zu einem anderen, minder ernsten Gegenstande über. Man begann von den schönen Künsten und den Monumenten zu sprechen, welche die Stadt Wien zieren. Für die Fremden, welche damals gerade sich dort befanden, war es eine Hauptbeschäftigung, die Stunden ihrer Muße tagsüber nützlich anzuwenden, denn die Abende waren un-

fehlbar irgendeinem Feste, einer Gesellschaft, einem Ball oder dem Theater gewidmet. — Morgens indessen waren die Kirchen, die Palläste, die Gemäldegalerien unaufhörlich von Besuchern angefüllt.

Nachdem man in schneller Übersicht die merkwürdigsten dieser Monumente besprochen hatte, die Stephanskirche, ein Muster von gotischem Baustile, die Reiterstatue Josephs II., das Grabmal des Prinzen Eugen, rühmte der Graf Witt uns als das würdigste, die Aufmerksamkeit der Fremden zu fesseln, das Mausoleum, welches der Herzog von Sachsen-Teschen dem Andenken seiner Gattin, der Erzherzogin Christine, hatte errichten lassen. Einige unter uns hatten es noch nicht gesehen, man schlug daher vor, nach dem Dejeuner hin zu gehen. Glücklich, die Kunstansicht dieser ausgezeichneten Italiener über das Meisterstück ihres Landsmannes kennen zu lernen, erbot ich mich, sie hinzuführen. Bald darauf begaben wir uns nach der Augustinerkirche, wo, in einer dazu geweihten Kapelle[1]), dieser Anspruch Canovas auf die Unsterblichkeit aufgestellt ist.

Neben der Spitze einer Pyramide von grauem Marmor, welche achtundzwanzig Fuß hoch ist, zeigt ein Engel in einem Medaillon das Bildnis der betrauerten Gattin. Ein auf den Stufen des Mausoleums schlafender Löwe scheint den Eingang zu bewachen, und auf den Löwen stützt sich ein Genius in der Haltung des tiefsten Schmerzes. Die Tugend trägt in einer Urne die Asche der Erzherzogin und führt die Unschuld und die Reinheit nach den Stufen des Denkmals zu, während die Mildtätigkeit, einen vom Alter gebeugten Greis unterstützend, den Schritt einer jungen Waise in Tränen nach dem Heiligtume der letzten Ruhe lenkt. Diese Fi-

1) Dies ist nicht richtig, es steht in der Kirche selbst.

guren in weißem Marmor sind in natürlicher Größe und von vollkommenster Arbeit.

Wenn man dies Monument betrachtet, so wird man von einer Bewunderung, in welche sich Traurigkeit mischt, ergriffen; man denkt an nichts, man ist gerührt, man bewundert und kein Wort könnte diese lebhaften und schnell einander folgenden Bewegungen des Gemüts schildern.

Der Herzog von Rocca Romana, ein gebildeter Kenner der schönen Künste, machte sehr richtige Bemerkungen über die Vollkommenheit der Einzelheiten.

„Scheint es nicht," sagte er, „als ob auf dem Gesicht dieses Greises die Muskeln sich zusammenziehen und seine Glieder unter dem Gewicht des Alters zusammenbrechen wollen? Welcher Adel in der Haltung dieses Weibes! Welche Empfindung in den Zügen dieses jungen Mädchens, wie schön ist der Schlummer des Löwen ausgedrückt! Aber wie die Sonne auch ihre Flecken hat, so möchte ich die ausgebreiteten Flügel dieses Genius des Schmerzes tadeln, da sie so wenig mit seiner Haltung im Einklang sind, welche eine Art von moralischer Vernichtung verkündigt."

In den Unterredungen unterrichteter Männer Italiens, wenn sie von den schönen Künsten sprechen, liegt eine solche Poesie oder ein so wirksamer Ausdruck in ihren Kritiken, daß ich meinen Enthusiasmus sich vermehren fühlte. Es schien mir, als sähe ich das Meisterwerk zum erstenmal. Mehrere andere Fremde, welche, wie wir, sich in diesem Augenblick in der Kirche befanden, drückten alle dasselbe Gefühl aus: das der vollkommensten Bewunderung.

Bevor wir, der Graf Witt und ich, uns zur Fürstin Sapieha begaben, schlug er mir einen Spaziergang im

Prater vor. Wir ließen unsere Diplomaten ihre artistische Expedition nach anderen Merkwürdigkeiten Wiens fortsetzen und mischten uns unter die Spaziergänger in der großen Allee. Trotz der Annäherung des Winters war der Prater an jedem Tage um drei Uhr eine Art Sammelplatz, auf welchem sich alle bedeutenden Personen und die schönen Frauen aller Nationen unfehlbar versammelten. Die Engländerinnen machten sich durch den Luxus ihrer Toilette bemerkbar, die Polinnen durch ihre Zierlichkeit und ganz französische Anmut, die Deutschen durch ihre Frische und Einfachheit.

So sehr der Graf Witt der neapolitanischen Gesandtschaft eine unbestrittene Rechtlichkeit nicht absprach, ebensosehr beklagte er die falsche Stellung, in welche ihre Mitglieder geraten waren.

— „Es betrübt mich," sagte er, „ganz besonders des Herzogs von Campochiaro und des Prinzen Cariati wegen: ihre Absichten sind rechtlich und ihre Politik ehrenwert. Aber aus dieser Ferne können sie nicht mit Erfolg gegen die treulosen Räte ankämpfen, welche ihren König umgeben und ihn seinem Untergange zuführen."

Der Tag war kalt und düster, es war nur wenig schöne Welt im Prater, indessen begegneten wir in einer Seitenallee dem Kaiser Alexander mit dem Prinzen Eugen.

Die Zuneigung, welche dieser Monarch zu dem Vizekönige hegte, und von der er ihm zur Zeit des Todes seiner Mutter, der Kaiserin Josephine, so rührende Beweise gegeben, schien fortwährend größer zu werden, selten begegnete man Alexander ohne Eugen. Alle Tage um Mittag ging der Kaiser allein im einfachen Rock aus und begab sich nach dem Pallast des Prinzen Eugen, der in einiger Entfernung auf demselben Walle lag (Wieden

Kaisergarten)[1]. Die beiden Fürsten gingen gewöhnlich ohne Gefolge und Begleitung Arm in Arm, besuchten die Merkwürdigkeiten von Wien[2]) und machten dann einen Gang durch den Prater.

Den Grund zu dieser lebhaften Neigung mußte man gewiß in den liebenswürdigen Eigenschaften Eugens finden, welche ihm die Bewunderung aller Welt verschafften, und in dem edlen Charakter, welchen er jederzeit offenbart hatte. Für die erhabene Seele Alexanders wäre das Unglück, welches seit einiger Zeit sich an den interessanten, jungen Mann zu heften schien, schon ein genügender Beweggrund gewesen. Nichtsdestoweniger fand diese Vertraulichkeit Verleumder unter Menschen, welche alles der Berechnung unterwerfen und ihre Neigung nach ihrem Vorteile abwägen. Aber diejenigen, welche Eugen seit so vielen Jahren gekannt hatten und ihn zu würdigen wußten, schätzten den Kaiser Alexander wegen des offenen Schutzes, den er ihm angedeihen ließ, nur um so mehr.

Wir kamen beim Kaiser vorüber; er sah uns und blieb stehen, um mit dem Grafen Witt zu sprechen, sie entfernten sich beide einige Schritte und ich näherte mich dem Prinzen Eugen. Mit der offenen Herzlichkeit, welche seine geringsten Worte bezeichnete, forderte er mich auf, häufig wieder zu ihm zu kommen; er sei so glücklich, sagte er, wenn er einen Franzosen sähe.

Der Kaiser kam bald wieder auf uns zu; man sprach

1) Was De la Garde damit sagen will, ist leider unverständlich (im Original genau so).

2) Die Gräfin Thürheim (s. Österr. Rundschau, 25. Bd.) berichtet auch, daß sie gemeinsam galanten Abenteuern in den verrufensten Vierteln nachgegangen wären, wo sie einmal mit einem ihrer Diener zusammenstießen.

von einigen Kongreßgerüchten. Alexander hörte lächelnd zu, seine edle und schöne Physiognomie würde etwas sehr Imponierendes gehabt haben, wenn ein starker Ausdruck von Sanftmut nicht ihre Würde gemildert hätte. Das Wohlwollen seiner Worte, seine Einfachheit, seine Galanterie, seine Artigkeit hatten ihm alle Herzen in Wien gewonnen.

Diese vertrauliche Unterhaltung, welche so interessant war, wurde durch die Prinzessin von Thurn und Taxis unterbrochen, die aus dem Wagen stieg, um mit dem Kaiser zu sprechen. Der Prinz Eugen gab ihr den Arm. Graf Witt und ich, wir verlängerten unsere Promenade bis zum Lusthause.

Der Graf beschäftigte sich damals mit einem Plan, welchen er später verwirklicht und der ihn auch außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes berühmt gemacht hat, ich meine, die Errichtung der russischen Militärkolonien. Er arbeitete an einer Denkschrift über diesen Gegenstand und sollte diese dem Kaiser Alexander in kurzem vorlegen. Er nahm daher Gelegenheit, mir nach Wohlgefallen von Regimentern, Manövern und militärischen Organisationen zu sprechen, Gegenstände, für welche er leidenschaftlich eingenommen war und auf die er sich ausgezeichnet verstand. Obgleich zum größten Teil noch sehr jung, hatten die russischen Militärs doch schon so viele Feldzüge gemacht, so vielen Schlachten beigewohnt, daß der Krieg ganz und gar ihr Element geworden war, sie sprachen mit so viel Wohlgefallen davon, als alte Veteranen, welche auf ihren Lorbeeren ausruhen. Ich könnte leicht in diese Memoiren die Schilderung jener großen Pläne einschalten, aber dann würde ich, der ich nur ein ungeschickter Nebenbuhler Guiberts oder Vaubans bin, eine Abhandlung über Taktik schrei-

ben müssen, mein Zweck ist aber nur eine Schilderung von Vergnügungen.

Die Fürstin Sapieha hatte mehrere von ihren Freunden und Landsleuten bei sich zum Besuche. Zu diesen gehörten die Fürsten Lubomirski, Czetwertinski[1]), Kammerherr des Kaisers Alexander, die Grafen Zavadowski[2]) und Komar, die schöne Gräfin Rosalie Rzewuska, Herr Metzel[3]), der General Krasinski[4]) und der Fürst Paul Sapieha[5]) und endlich ein gewisser Herr Aïdé, welchen man regelmäßig überall traf.

Nach einigen Worten über die Anekdoten des Tages und die Vergnügungen von Wien, ein fruchtbares Feld, das sich von Stunde zu Stunde erweiterte, ging man zu ernsteren Gegenständen über und kam natürlich auf das Schicksal Polens: ihr Vaterland ist stets und überall der liebste Kreis der Gedanken für die Polen.

Die Verfassung dieses unglücklichen Landes, über welche man die hohe Entscheidung des Kongresses erwartete, interessierte lebhaft alle Geister, selbst die, welche den politischen Ereignissen am fremdesten waren. In

1) Fürst Gustav Czetwertinski, am 15. Oktober laut Fremdenliste (in der Wien. Ztg.) eingetroffen.

2) Zawadowski oder Sawadowski war jedenfalls der Sohn des bekannten Günstlings Katharinas II., Peters S., und einer Appraxin.

3) Vielleicht Merkel zu lesen, Baron Merkel war russischer Offizier und traf am 29. November in Wien laut Fremdenliste ein.

4) Vincenz Krasinski, russischer General der Kavallerie, Generaladjutant des Kaisers (1782—1858).

5) Der Prinz Paul Sapieha hat sich in allen Kriegen ausgezeichnet, in welchen die Polen gekämpft haben. In die Prinzessin, seine Cousine, sterblich verliebt, hat er gezeigt, daß ein tiefes Gefühl die Quelle der edelsten Handlungen ist. Sein Gesicht war stolz oder sanftmütig, je nach dem es sich durch die Erinnerungen an seine Feldzüge oder an sein Vaterland belebte. Er wußte seiner Cousine dieselbe Neigung einzuflößen, welche er zu ihr hegte, und hat kurze Zeit nach dem Kongresse sie geheiratet. (Notiz d. Verf.)

einer dem Herrn von Metternich übergebenen Note drückte der Herr von Talleyrand, der Altmeister der Diplomatie, sich folgendermaßen aus.

— „Von allen Fragen, welche auf dem Kongresse verhandelt werden sollen, ist die am meisten europäische die polnische; wie sollte man nicht wünschen, daß ein Volk, welches seines Alters, seiner Tapferkeit, der dem übrigen Europa einst geleisteten Dienste und seines Unglücks wegen allen anderen die wärmste Teilnahme einflößen muß, seine ehemalige, vollständige Unabhängigkeit wieder bekomme?"

Auf seiner Reise nach dem Kongreß, als der Kaiser Alexander durch Polen kam, hatte er Betheuerungen und Versprechungen nicht gespart. Er rechne es sich zur Ehre, hatte er gesagt, das große Werk sich erfüllen zu sehen, welches er zugunsten der Polen unternommen, ihr Glück solle seine Belohnung sein.

In ihrer Ungewißheit äußerten die in Wien versammelten Polen zuweilen einige Zweifel an der Ausführung aller dieser Versprechungen. Darf man sich darüber wundern? Ist ihr Mißtrauen tadelnswert, sind sie nicht oft Opfer ihrer Leichtgläubigkeit geworden?

— „Indessen," sagte Czetwertinski, „hat der Kongreß sich dahin entschieden, daß die Polen als respektive Untertanen Rußlands, Preußens und Österreichs mit Anerkennung ihrer Nationalität eine Verfassung, einen Reichstag, persönliche Freiheit, Freiheit der Presse und endlich eine polnische Rednerbühne erhalten sollten. Diese Einrichtung erlaubt uns wenigstens in Erinnerung an eine teure Vergangenheit einen Schatten unseres Vaterlandes festzuhalten und nicht mehr unsere zerstreuten Landsleute ohne Ruheort umherirren zu sehen."

Ich erzählte darauf die Unterredung, welche ich eini-

ge Tage vorher mit Herrn Nowosiltzof bei dem Prinzen von Ligne gehabt. Ich zitierte einige Stellen, welche der Kaiser Alexander auf dem Manuskript der entworfenen Konstitution eigenhändig geschrieben hatte. Dieses Dokument unterstützte ich noch durch einen Brief, welchen ich eben von meinem geistreichen Freund, dem Grafen Tolstoy, Adjutanten des Generals von Rath[1]), erhalten; er hatte sich in Pulawi bei Kaiser Alexander befunden, als dieser Fürst von der Deputation des Gouvernements Warschau mit einer Rede begrüßt wurde. Indem er mir mit dem Talente scharfsinniger Auffassung, das ihn auszeichnet, alle Einzelheiten dieser Aufnahme beschrieb, teilte er mir einige Ausdrücke in der Antwort des Zaren mit.

„Versichern Sie," hat er gesagt, „die Einwohner von Warschau meiner Sorge für sie, ich will nur ihr Glück."

„Ich erwarte nächstens Kosciusko in Wien," sagte die Gräfin Rosalie Rzewuska; „unsere Pariser Freunde haben gedacht, daß seine Anwesenheit auf dem Kongresse den Interessen unseres Vaterlandes von einigem Nutzen sein könnte, und wir haben ihn daher dringend gebeten herzukommen. Nur seiner Ergebenheit für das Vaterland folgend würde Kosciusko auf der Stelle unseren Wünschen nachgegeben haben, wenn ihn nicht noch einige Hindernisse zurückgehalten hätten. Seine Ratschläge, mit der edlen Sicherheit der Tugend gegeben, werden, wie ich nicht zweifle, von großem Gewicht beim Zaren sein. Alexander schätzt ihn und hat ihn immer für einen braven Mann gehalten[2])."

1) Jos. Frz. K. Freih. v. Rath (1772—1852), österr. Feldzeugmeister.

2) Kosciusko (geb. 1746) kam zu spät nach Wien, doch traf er den Kaiser Alexander in Braunau. In der langen Audienz, welche dieser Fürst ihm bewilligte, unterhielt ihn der polnische Held von dem

— „Ich habe Paris seit kurzem verlassen,“ sagte der Fürst Lubomirski, „er hat mir eine Abschrift gegeben von dem Briefe, welchen er an den Kaiser gerichtet. Wie edle Wünsche, welche Hoffnung spricht er darin aus, wenn er zu dem Herzen Alexanders sprechend, sagt:

„Ich bitte Ew. Kaiserliche Majestät, den Wohltäter der Menschheit, eine unumschränkte Amnestie für Polen zu bewilligen. Möchte den Bauern, welche im Auslande sind, gestattet werden, in ihr Vaterland wieder zurückzukehren . . . möchten öffentliche Schulen für den Unterricht dieser Bauern gebildet werden . . . möchte die Leibeigenschaft binnen 10 Jahren abgeschafft sein und jeder Landmann dann zu dieser Zeit im Eigentume des Landes bleiben, das er fruchtbar gemacht hat.“

„Wenn meine Bitten wohl aufgenommen sind, Sire, dann erlaube mir Ew. Majestät noch eine letzte: gestatte Sie mir, daß ich, obgleich krank, als der erste ihr den Eid der Treue leiste und ihr als meinem Souverän und dem Wohltäter meines Vaterlandes meine Huldigungen darbringe.“

— „Daran erkennt man,“ sagte mit Begeisterung die

Zwecke seiner Reise. Die denkwürdigen Worte, welche der Kaiser bei dieser Gelegenheit aussprach, beweisen, wie sehr er damals den Hoffnungen seiner neuen Untertanen ganz beizustimmen schien.

Auf der Rückreise vom Kongresse lernte Koscziusko in Solothurn Herrn Zeltner kennen; diese neue Verbindung, welche seinem Herzen wohl tat, vermochte ihn zu dem Entschlusse, seinen Wohnort in der Schweiz zu nehmen.

Am 15. Oktober 1817, einem ewigen Trauertag für Polen, starb Koscziusko an einem nervösen Fieber in Solothurn in den Armen seines Freundes Zeltner, von allen Einwohnern des Cantons bedauert und besonders von den Unglücklichen, mit denen er sich gern zu umgeben pflegte. (Notiz d. Verf.)

Gräfin Rosalie Rzewuska, „noch immer ihn als denselben, welchen die Liebe zum Vaterlande bis zum edelsten Heroismus getrieben hat."

— „Wer wäre nicht stolz," sagte die Prinzessin Sapieha, „ein Landsmann Koscziuskos zu sein! Welch großartiges Zeugnis ist im letzten Kriege seiner Tugend gegeben worden, die ihren Glanz auf ganz Polen wirft! Eine Truppe von Kosaken zeigte sich und wollte eine Hütte ausplündern, ein wie ein Bauer gekleideter Greis tritt ihnen entgegen, hält sie auf und sucht sie erröten zu machen über ein solches für Soldaten so wenig ehrenwertes Betragen. Aber diese zügellose Rotte stößt ihn zurück, bedroht ihn mit den Waffen und schickt sich aufs neue an, in die Hütte einzufallen. Da stellt sich der Greis vor seine Tür und sagt, seine narbenbedeckte Brust entblößend:

„Soldaten, ihr werdet das Asyl eines Soldaten, wie ihr, verschonen oder ihr entehrt euch durch ein Verbrechen."

— „Und wer bist du denn, der du unsere Sprache verstehst und es wagst, so mit uns zu sprechen?"

„Ich bin Koscziusko . . ."

„Bei diesem Namen, welcher sie an einen Ruhm erinnert und an Tugenden, deren Andenken jeder Pole bewahrt, stürzen diese rohen Männer ihm zu Füßen und bitten mit zur Erde geneigter Stirn den Helden um Verzeihung."

„Als Platoff[1]) die Wohnung Koscziuskos erfuhr," fügte der Fürst Lubomirski hinzu, „sandte er ihm eine Ehrenwache, und dieser Zug ehrte den großen Mann, welchem er galt, ebensosehr als den, welcher der bescheidenen Tugend eine solche Huldigung darbrachte."

1) Graf Platoff, russischer General, gest. 1818.

Der Fürst Paul [1]) brachte dem Helden einen Toast aus, und man trank mit jener Begeisterung auf sein Wohl, welche sich so leicht mitteilt, wenn sie durch so hochherzige Erinnerungen eingeflößt wird.

Was ist für die Polen aus den Vaterlandsträumen, den Träumen von Wiederherstellung und Unabhängigkeit geworden? Europa hat eine unpolitische Teilung stattfinden lassen und jeder Tag scheint die letzten Spuren dieser so unglücklichen Nation verwischen zu wollen.

1) Sapieha.



# XV

**Erinnerungen an das Karussell in Stockholm im Jahr 1800. — Der König Gustav IV. — Die Herausforderung des unbekannten Ritters. — Schilderung des Brückenspiels in Pisa.**

Während der Tage, welche auf das kaiserliche Karussell folgten, schien ganz Wien noch von den Erzählungen dieses glänzenden Schauspiels absorbiert. Mit Neugier forschte man allen Einzelheiten desselben nach, man zitierte die Namen der Paladine der Minnedamen, man unterhielt sich von dem Unfall des Fürsten von Liechtenstein, dessen Leben eine Zeitlang in Gefahr gewesen. Alles das war der unvermeidliche Gegenstand aller Unterhaltungen.

Auf einer Soiree bei der Fürstin Johann Liechtenstein lobte und kritisierte man der Reihe nach alle Kavaliere und ihre Damen, die Waffentaten, die Pferde und die Schwenkungen, und endlich kam man überein, daß niemals etwas in Europa gesehen worden sei, was diesem Prunke gleich gekommen wäre, und daß niemals irgendein Fest einen Zuschauerkreis von solcher Art gehabt habe.

„Es war ganz natürlich,“ sagte der Prinz Philipp von Hessen-Homburg, „daß Deutschland, wo die Turniere, wie man sagt, entstanden sind, bei einer so feierlichen Gelegenheit die Erinnerung daran zurückzurufen gesucht hat.“

— „Ich glaube nicht,“ entgegnete die Fürstin, „daß

man seit dem Jahrhundert Ludwigs des XIV. etwas Ähnliches versucht hat; wenn der große Colbert unsere Paladine und ihre Schönen gesehen hätte, würde er vielleicht eingestanden haben, daß er übertroffen worden sei.“

— „Die ersten Jahre dieses Jahrhunderts,“ sagte ich, „haben mehrere dieser kriegerischen Spiele gesehen. Das eine ist ein Turnier, von dem ich in Stockholm Zeuge gewesen bin und welches der König Gustav Adolph IV.[1]) gab. Dieser Fürst suchte zu Anfang seiner Regierung in Schweden jene glänzende Tapferkeit, jene gewandten und ritterlichen Manieren aufrecht zu erhalten, für welche Gustav III. und sein Hof Muster gewesen waren. Er liebte diese kriegerischen Kämpfe leidenschaftlich, welche gewöhnlich in der Sommerresidenz Drotningholm ausgeführt wurden.“

„Gewiß das Karussell von Wien ist ein bewundernswürdiges Schauspiel gewesen. Aber das, welchem ich im Jahre 1800 beiwohnte, konnte ihm nicht sowohl durch Pracht und durch den Rang der Zuschauer, als durch die Treue und Genauigkeit, womit es sich an die Überlieferungen hielt, den Vorzug streitig machen. Es begab sich dabei ein Abenteuer, welches an die ritterlichen und bisweilen blutigen Kampfspiele des 14. und 15. Jahrhunderts erinnerte.“

— Man drang in mich, einiges davon zu erzählen, was ich davon wußte, ist folgendes.

„Dieses Turnier wurde zur Feier des Geburtstages der Königin gegeben: seit mehreren Monaten hatte man es an den verschiedenen, nordischen Höfen verkündet. Der junge König sollte dabei unter der Zahl der Ritter

1) Gustav Adolf IV. (1778—1837), seit 1792 König von Schweden, 1809 depossediert, lebte seitdem als Oberst Gustafson.

figurieren und die Königin, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, den Sieger krönen und in Gegenwart des ganzen Hofes ihm den Preis der Geschicklichkeit überreichen, welcher in einer ganz und gar von ihrer Hand gestickten Schärpe bestand. Nichts war geschont worden, um diesem Feste allen Glanz zu geben, welcher einst die zur Zeit Ludwigs XIV. gegebenen auszeichnete, deren Schilderungen ganz Europa in Erstaunen gesetzt hatte."

„Der Graf Fersen, dessen vorteilhaftes Äußere und sein glücklicher Stern ihn beim französischen Hofe in so hohe Gunst gesetzt hatte[1]), suchte uns, meinen Vater und mich, auf, um uns nach Drotningholm zu begleiten. Bevor er sich dahin begab, holte er den Grafen Parr[2]) ab, welcher gleich ihm zum Kampfrichter beim Turnier ernannt war und in seiner Eigenschaft als Kammerjunker der Probe eines neuen Balletts beiwohnen mußte, das an demselben Abend in der Oper aufgeführt werden sollte. Wir kamen in dem prächtigen, von Gustav III. erbauten Kunsttempel an. Man führte uns in einen zur königlichen Loge gehörigen Salon, wo eine Erfrischung aufgesetzt war; der König Gustav Adolf IV. pflegte dort zu soupieren, wenn er ins Theater ging. Es war das mit dem geschmackvollsten Reichtum möblierte Zimmer, wo sein Vater sich der königlichen Majestät zu entledigen und

1) Der Graf Joh. Axel Fersen, geb. 1750, Besitzer des königl. schwedischen Regimentes in Frankreich, zeichnete sich durch seine Ergebenheit für die königliche Familie aus. Er begleitete sie auf der verhängnisvollen Reise von Varennes. Den Stürmen unserer unglückseligen Zeiten entronnen, starb er als Opfer des Volksaufstandes, welcher im Jahre 1800 in Stockholm stattfand. Das gegen ihn aufgereizte Volk bedeckte ihn, während des Leichenzuges des Prinzen Karl von Augustenburg, mit Steinwürfen, und er starb unter der barbarischen Mißhandlung. (Notiz d. Verf.)

2) Wohl Sparre.

mit seinen Freunden auf ganz gleichem Fuß umzugehen pflegte. Inmitten dieser reichen, zierlichen Gegenstände, des Luxus von Gold, Seide, Alabaster, bildete ein beflecktes Kanapee von karmoisinrotem Samt einen unheimlichen Kontrast, und die Verwunderung machte bald einem Gefühle des Schauderns Platz, wenn man hörte, daß es dasselbe sei, auf welches man Gustav Adolph III. in der Nacht vom 16. März 1792 gelegt hatte, als er von Ankarström ermordet worden war; das aus seiner Wunde reichlich hervorströmende Blut war auf den Stoff geflossen. Obgleich es sehr einfach gewesen wäre, es wegzuschaffen, um die Spur von einem Verbrechen zu verwischen, das an einem ganz dem Vergnügen geweihten Orte begangen war, so hatte doch der König, ohne daß man den Beweggrund davon erriet, befohlen, daß das mit dem Blute seines Vaters befleckte Kanapee als Wahrzeichen oder als Erinnerung stehen bleiben sollte."

„Der Graf Parr zögerte nicht zu kommen und wenige Augenblicke darauf reisten wir nach dem Schlosse der Königin, das sechs Stunden von Stockholm ablag. Viele Equipagen begaben sich gleichfalls von allen Seiten dahin und brachten eine angenehme Abwechslung in die so malerische Landschaft der schwedischen Gegend."

„Eine ungeheuere Menge belagerte schon vom Morgen an die Zugänge des Schlosses und unter dieser Masse von Leuten zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen herrschte eine bewundernswürdige Ordnung. Zwei Garde-Ulanen und ein Stallmeister erwarteten den Grafen Fersen, welchen seine Eigenschaften als Kampfrichter zwangen, die Einzelheiten des Festes zu ordnen. In einiger Entfernung vom Schlosse, in einem schönen, von bewaldeten

Hügeln umschlossenen Tale war der Zirkus errichtet, welcher mit Galerien geschmückt war zur Aufnahme von etwa viertausend Zuschauern. Die Bahn war mit dem feinsten Sande bedeckt, hohe und starke Pallisaden umgaben sie. Alle Damen in dem Schmucke der reichsten Toiletten strahlten in jener den Frauen des Nordens so eigentümlichen Schönheit. Die Männer waren in Uniform oder im Hofkleide, das letztere bestand in einem Mantel von schwarzem Tafft mit feuerfarbenem Atlas gefüttert. Die Großen des Reiches waren mit der Pracht ihrer Würden bekleidet, und die mit Atlas ausgeschlagenen Tribünen, mit drei schwedischen Kronen geziert, für die Gesandten bestimmt. Die Brüstung war mit schwedischen Standarten geschmückt. An einem der Enden des Zirkus machte sich der Pavillon der Königin und der Damen ihres Gefolges bemerklich durch den Schmuck von Waffen, Fahnen und Blumen, welche mit der zierlichsten Gewähltheit aneinander gereiht waren. Dupré, ein französischer Baumeister und einer der berühmtesten Dekorateurs Europas, hatte diese Zurüstungen angeordnet."

„In gleichen Zwischenräumen standen Säulen, welche beim Ringstechen zum Ziele dienten. Auf anderen wieder steckten Sarazenenköpfe. Die Banner der Ritter, welche sich um den Preis beeifern sollten, wurden in der Bahn umhergetragen und dann an verschiedenen Brüstungen des Zirkus entrollt und festgesteckt."

„Als der Graf uns verließ, empfahl er uns seinem Freunde, dem Herrn von Rosen[1]). Dieser junge Mann, welcher in den Quadrillen des Königs beim letzten Karussell eine Rolle gespielt hatte, erklärte uns aufs genauste alle Einzelheiten dieses Festes; die verschiedenen

1) Bekanntes schwedisches Geschlecht, Grafen.

Devisen auf den Bannern oder Wappenschilden waren ebenso sinnreich als ritterlich; unter andern bemerkte man folgende.

Einen Degen auf einem lazurblauen Felde:
Ich fahre heraus, ich glänze, ich töte.

Ein Löwe in einem sternbesäeten Felde:
Die Tapferkeit unterwirft sich die Sterne.

Ein Feuer auf einem Altar:
Was rein ist, ist ewig.

Ein Hermelin, das einen unwegsamen Hügel erklettert:
Tâche sans tache (fleckenlos und strebsam).

„Ferner eine ganz gelbe Fahne, welche dem Hofnarren des verstorbenen Königs, Tonin, angehörte; man hätte indessen nicht sein Motto erwartet:

Alles durch Vernunft,
Vernunft über alles,
Überall Vernunft!

„Tonin kämpfte nur mit Witzworten, Bosheiten und gerader Wahrheit, und in diesen drei Punkten war er gewiß, den Sieg davon zu tragen, denn er war darin so abwechselnd wie seine Devise."

Inmitten dieser durch Farben und Stickereien glänzenden Banner machte sich ein schwarzes bemerklich, bei welchem kein Stallmeister stand; wir fragten den Grafen Rosen, welchem Ritter dieses unheimliche Banner gehöre.

— „Wie?" antwortete er, „haben Sie nicht in den Zeitungen gelesen, daß ein Paladin, welcher unbekannt zu bleiben wünscht, zum Einzelkampf jeden Ritter herausgefordert hat, welcher kühn genug sei, ihm den Preis abzusprechen. Sie wissen, daß der Preis eine von der Königin gestickte Schärpe ist."

„Zu der, für den Aufruf der Ritter vorgeschriebenen Zeit fand man seinen Handschuh mitten in den Zir-

kus geworfen und sein schwarzes Banner dorthin gesteckt, wo Sie es sehen: sein Schild war daselbst befestigt, welches auf einem himmelblauen, mit Sternen besäten Grunde die Worte trug:

Fra tante una (Eine einzige unter Allen)

Was noch die Sonderbarkeit dieser Herausforderung erhöht, ist der Umstand, daß er die Streitaxt zur Waffe gewählt, welche schon seit langer Zeit nicht mehr im Gebrauche ist. Die seltsamsten Gerüchte liefen seit der Prahlerei dieses geheimnisvollen Amadis herum. Unter allen Versionen findet die folgende den meisten Glauben."

„Ein junger Lord, aus einer der edelsten Familien Englands, sah die Königin, als sie nur Prinzessin Dorothea Wilhelmine war[1]), in Baden am Hofe ihres Vaters, und er verliebte sich leidenschaftlich in sie. In Betracht seines Ranges und seines unermeßlichen Vermögens, war es nicht unmöglich, daß das Anerbieten seiner Hand angenommen worden wäre. Aber da die beiden Schwestern unserer Königin, die eine Kaiserin von Rußland, die andere die Gattin Maximilians von Bayern geworden war, so hatte Politik und Konvenienz auch die dritte auf den schwedischen Thron gebracht. Der junge Lord konnte ein Gefühl nicht besiegen, welches sich keiner Hoffnung hingeben durfte, und hatte die Torheit begangen, sich mehrere Male an unserem Hofe einzuführen, indem er stets unter neuen Verkleidungen erschien. Von den Damen der Königin erkannt, war er mit Mühe der Bestrafung, welche seine Kühnheit verdient hätte, entgangen; man sagte, er sei nun nach Amerika gereist. Ohne Zweifel mit ganz Europa von den Zurüstungen zu diesem Turniere unterrich-

1) Friederike Dorothea Wilhelmine von Baden, geb. 1781, seit 1797 mit Gustav Adolf IV. verheiratet.

tet, hatte er es versuchen wollen hierher zu kommen, um vor den Augen seiner Vielgeliebten entweder zu siegen oder zu sterben. Man fügt sogar hinzu, daß er, den ritterlichen Geist Gustav Adolfs kennend, mit einem königlichen Champion kämpfen zu können hoffte, mit der Aussicht, diejenige als Witwe zu besitzen, welche er als Mädchen so sehr geliebt hat.

„Der Graf Torstenson, Sohn des Feldmarschalls, hat sich angeboten, der Herausforderung zu entsprechen. Seit einiger Zeit hat er sich geübt und im Gefecht mit der Streitaxt eine wunderbare Geschicklichkeit errungen."

„In diesem Augenblick verkündeten die klangreichen Fanfaren von hundert Instrumenten die Ankunft der Königin, alle Augen richteten sich auf sie.

„Ihre vollkommene Schönheit, ihre Persönlichkeit hätten auch unter der bescheidensten Kleidung in ihr eine Herrscherin erraten lassen.

„Von ihren Damen umgeben nahm sie in dem Pavillon Platz, welcher für sie bestimmt war. Sogleich ritt der König an der Spitze seines Adels in den Zirkus ein und grüßte, seine Lanze senkend, die Damen, welche bei seiner Annäherung aufgestanden waren.

„Gustav IV. war damals zwanzig bis einundzwanzig Jahre alt, hatte eine schöne Gestalt, eine kriegerische Haltung, eine edle und ritterliche Miene.

„Er setzte sich darauf, Karl XII. zu kopieren, und um ihm besser zu gleichen, trug er gewöhnlich einen blauen Rock, der bis zum Kinn zugeknöpft wurde, und die Haare aufgesträubt, aber ihm fehlte zu dem Degen von Bender der Arm, welcher ihn siegreich machte, und das Genie, das ihn führte.

„Als er bei der Königin vorbeikam in seinem glänzenden Ritterkostüm mit stolzer vornehmer Miene,

seine Lanze auf edle Weise mit fester Hand schwingend, bäumte sich sein Pferd. Gustav versuchte die Hitze desselben zu beschwichtigen. Aber er hatte zu heftig mit den Sporen dem Renner in die kräftigen Weichen gestoßen, das Tier machte einen ungeheueren Sprung vorwärts und hätte ihn beinahe abgesetzt. Es war dasselbe Pferd, welches er in Upsala bei seiner Krönung geritten und das ihn beinahe getötet hätte, was abergläubigen Leuten Anlaß zu tausend Vermutungen gab über die Zukunft seiner Regierung; die eigentliche Ursache des Unfalls war indessen sehr einfach.

„Der Stallmeister, welcher beauftragt war, es zu der Krönungszeremonie einzureiten, hielt jeden Tag vor der Bude eines Schuhmachers an, dessen Frau, eine junge Finnin, sich ein Vergnügen daraus machte, dem schönen Tiere Brot und Salz zu geben. Das Pferd gewöhnte sich so daran, an der gastlichen Türe haltzumachen, daß, als Gustav mit der Krone auf dem Haupte und dem Szepter in der Hand sich nach der Kathedrale begab, es einer Art Instinkt gehorchend vor der Bude nicht vorbei passieren wollte, ohne seine gewohnte Ration bekommen zu haben. Der König, welcher dieses Anhalten für eine Störrigkeit hielt, gab ihm tüchtig die Sporen zu kosten, das Pferd bäumte sich, Krone und Szepter fielen zur Erde, und ohne die Gewandtheit eines Pagen, welcher dem Fürsten zur Seite ging und ihn am Stiefel festhielt, würde Gustav den königlichen Insignien gefolgt sein. Als der Wahrsagerin Arwidson dieses Ereignis mitgeteilt wurde, soll sie, wie man sagt, unter Tränen ausgerufen haben: das Geschlecht der Wasa würde über Schweden zu regieren aufhören[1]).

1) Die Wahrsagung erfüllte sich. Unter der Regierung Gustavs IV. verlor Schweden immer mehr an Ansehen, und die unzufriedenen

„Bei dem geringsten Ereignis seiner Regierung, das nur einigermaßen von der gewöhnlichen Linie abwich, verfehlte man nicht die Prophezeiung der Wahrsagerin anzuführen: und so beeilten sich die Zuschauer, beim Turnier auch noch die jetzige Seltsamkeit zu dem Prognostikum hinzuzufügen, das man dem Könige gestellt hatte.

„Unterdessen öffnete sich die Schranke vor den Rittern, welche in der ganzen Pracht ihrer Kostüme glänzten. In Quadrillen abgeteilt ritten sie nun die Rennbahn herum und grüßten bei der Königin vorbeikommend mit der Lanze. Alle trugen die Farben und Geschenke von ihren Damen; eine Schärpe, einen Schleier, eine Schleife oder eine Locke. Darauf führten sie mit ihren Pferden die kühnsten und anmutigsten Wendungen auf, und als diese kriegerische Prozession beendet war, zogen sie beim Klange der Fanfaren der Regimentsmusik der Garde und unter dem Beifallsruf der Menge sich zurück, um das Signal zum Waffengange zu erwarten.

„Ein Waffenherold trat in die Mitte des Zirkus, verkündete die Eröffnung des Turniers und fügte mit lauter Stimme hinzu:

„Im Namen des Königs und der Gesetze des Königs ist es jedem Untertan sowie jedem Fremden verboten, die Herausforderung zu einem Zweikampf zu stellen oder anzunehmen, in welcher Form oder unter welchem Namen es auch geschehen mag; es ist widersinnig zu glauben, daß ein Kampfplatz, welcher bloß zu Spie-

Untertanen führten die Entthronung des Königs herbei (1809). Der Herzog von Sudermanland wurde als Karl XIII. zum König ausgerufen. Da er keine Kinder hatte, adoptierte er den General Bernadotte, dessen Nachkommen noch heute regieren. Die Wasas sind ausgestorben.

len der Gewandtheit bestimmt ist, unter den Augen der Königin mit Blut befleckt werden dürfte."

„Allgemeine Billigung begleitete diesen Ausruf, das schwarze Banner des unbekannten Champions wurde heruntergerissen und schmachvoll über die Schranke geworfen. Darauf näherte sich Gustav dem Grafen Torstenson, welcher am Eingang der Rennbahn in glänzender Rüstung hielt, mit einem kostbaren damaszierten goldenen Küraß und einem doppelten Panzerhemde angetan war, und mit Kraft eine schwere Axt regierte, deren Spitze er vor seinem Könige senkte.

„Graf Torstenson," sagte er zu ihm und reichte ihm die Hand, „ich erkenne Ihren Mut an und danke Ihnen dafür, aber ich bewahre ihn für eine edlere Gelegenheit auf."

„Die Rennbahn wurde geöffnet, der König sagte mit lauter Stimme: „jeder Ritter tue seine Pflicht," der Graf Fersen als Kampfrichter antwortete: Laissez aller. Die verschiedenen Spiele des Turniers begannen und dauerten vier Stunden lang.

„Wie auf dem Wiener Karussell bestrebten die Ritter sich gegenseitig in Galanterie, Anmut und Geschicklichkeit zu übertreffen. Das Wetter war herrlich und die Schönheit des Tages schien in das allgemeine Frohlocken einstimmen zu wollen. Von allen Seiten flatterten Schärpen im Winde, freudiger Beifallsruf und belobendes Gemurmel entschlüpften rosigen Lippen und Blumenbuketts zarten vor Aufregung zitternden Händen.

„Der Kampf war lang, die Ritter wetteiferten an Geschicklichkeit. Endlich errang Graf Piper[1]) den Sieg,

1) Wahrscheinlich Karl Emil Adolf Gustav Graf Piper (1785 bis 1859), schwedischer Diplomat, später Gesandter in Wien und München (s. Öttinger, Moniteur).

der Kampfrichter und die Waffenherolde riefen seinen Namen aus und führten ihn zu den Füßen der Königin, welche seine Geschicklichkeit belobte, ihn mit der Schärpe umgürtete und die schöne Hand ihm zum Kusse darbot, welche sie gestickt hatte. Die Trompeten ließen eine schmetternde Siegesfanfare ertönen, und der junge Triumphator beugte sein Haupt vor dem Bravorufe und den zugeworfenen Blumensträußen.

„Sein Banner wurde auf einen Wagen gestellt, welchen zwei ganz weiße reichgezäumte Renntiere zogen. Der Graf Fersen hatte sie von seinen Gütern in Lappland kommen lassen und dem Könige zum Geschenk geboten. Der ganze Hof folgte dem Wagen durch den Park hindurch, um sich nach dem Schlosse in den Bankettsaal zu begeben. Mehrere Tafeln waren dort aufgestellt, der König führte an der seiner Familie und der Ritter den Vorsitz; der Kanzler und die Großwürdenträger der Krone machten die Honneurs an den anderen Tischen. Im Garten wurden Erfrischungen an das Volk herumgegeben, und als die Nacht gekommen war, herrschte auf den weiten Rasenplätzen und in den von Flammen strahlenden Gebüschen die munterste Fröhlichkeit und gab dem Ganzen den Anblick eines Familienfestes.

„Nach dem Mahle begab man sich in den schönen Opernsaal, wo das lyrische Drama Gustav Wasa gegeben wurde, zu welchem die Musik von Piccini und die Worte vom verstorbenen Könige waren.

„Endlich krönte eine allgemeine Illumination in den Schloßgärten und ein großes Feuerwerk diesen Tag, welcher ohne Zweifel einer von den wenigen glücklichen war, welche das Geschick Gustav Adolf noch aufbewahrte.“

Man hatte diese Schilderung eines Festes, das unserer Zeit nicht mehr anzugehören schien, mit Wohlwollen angehört. Die Zuhörer und die Damen besonders hatten einen Augenblick gehofft, daß die Ausforderung des Ritters vom schwarzen Banner angenommen worden sein würde, und sie die Beschreibung eines Kampfes auf Leben und Tod vernehmen sollten. Der friedliche Ausgang des Turniers schien ein wenig Mißstimmung hervorzubringen. Ich sagte beiläufig, daß in Beziehung auf den Kampf weder das Turnier von Stockholm noch das Karussell von Wien sich mit dem Brückenspiel in Pisa vergleichen könne, welches durch seine Hartnäckigkeit und seine Gefahren das vollkommenste Bild von den ehemaligen mittelalterlichen Kämpfen in Italien gebe. Keiner von den Anwesenden hatte demselben schon beigewohnt und man bat mich daher, abermals eine Schilderung davon zu geben, was ich ungefähr folgenderweise tat.

Das letzte dieser Spiele, welchem ich durch einen glücklichen Zufall beiwohnte, wurde während des kurzen Bestehens von Hetrurien[1]) gegeben. Man hatte diese Spiele, welche sich durch Unfälle aller Art auszeichneten, seit langer Zeit abgeschafft, und es kostete viele Mühe, die Erlaubnis zu diesem von der Königin zu erlangen.

Man kann den Zeitpunkt nicht genau feststellen, in welchen der Ursprung dieses Kampfes fällt, den man mit dem Namen Spiel bezeichnet, obwohl er mit gutem Rechte für eine wahre Schlacht gelten kann. Er muß indessen aus dem hohen Altertume stammen: nach eini-

1) Das Königreich Hetrurien bestand von 1801—1807 und ging dann in das Königreich Lusitanien über. Es war das ehemalige Toscana. Die Königin war Maria Louise von Spanien.

gen soll er griechischen Ursprunges sein und sich von den olympischen Spielen herschreiben. In den alten Chroniken der Stadt, sagen die Pisaner, liest man noch die Namen der Streiter der heiligen Marie, welche einen Teil der Truppen ausmachten, die von der Republik zu den Kreuzzügen beigesteuert wurden. In heutiger Zeit hat Alfieris Muse dieses Bild ritterlicher Kämpfe mit ihren Gefahren und den durch sie angeregten Leidenschaften gefeiert.

Die Stadt Pisa wird vom Arno durchschnitten. Eine schöne Marmorbrücke ist über diesen Fluß gebaut und verbindet die beiden Quartiere der Stadt, von denen das eine die heilige Marie, das andere den heiligen Antonius zum Schutzheiligen hat. Als man ehemals diese Spiele feierte, wurden von jeder Seite dreihundert Kämpfer ausgewählt, um auf der Brücke den Vorzug des Banners ihres Patrons im Kampfe zu behaupten. Diese Gewählten waren stets die tapfersten, stärksten und gewandtesten Leute ihres Viertels.

Man bekleidete sie mit Waffen, wie die waren, welche ihre Väter zu den glänzendsten Zeiten der Republik trugen. Lange Zeit vorher durch erfahrene Anführer eingeübt, bereiteten sie sich auf Angriffs- und Verteidigungsmanöver vor. Ein massiver Küraß, ein Helm, Armschienen und Beinharnische waren ihre Verteidigungswaffen, ihre Angriffswaffe bestand in einer Art Keule von hartem Holz und drei Fuß Länge, ein damit kräftig oder gewandt angebrachter Schlag genügte, den Gegner kampfunfähig zu machen.

Ein niedergelassener Schlagbaum auf der Mitte der Brücke trennte die beiden Truppen, sobald es aber drei Uhr in der Kathedrale schlug, gab ein Kanonenschuß das Signal, und das Banner wurde sogleich er-

hoben, darauf begann beim Tone einer geräuschvollen kriegerischen Musik das Gefecht, und die dichten Streiche der Streitkolben machten das Erz der Panzer und der Helme erdröhnen. Dieses Spiel, welches wie die Zeiten seines Ursprungs halb barbarisch ist, dauerte dreiviertel Stunden. Ein zweiter Kanonenschuß ließ sich hören, die Banner wurden gesenkt und diejenige Partei, welche die andere und sei es auch nur um einen Fuß breit, über die Grenze zurück gedrängt hatte, wurde als Sieger ausgerufen. Auf der siegreichen Seite ließ sich Jubelgeschrei hören, auf der besiegten herrschte trübes Schweigen, ihre Niederlage und ihre Schande bezeugend.

Im Jahre 1805 befand ich mich in Pisa und verdankte es einigen Freunden und besonders der verbindlichen Artigkeit des französischen Gesandten Aubusson de la Feuillade[1]), daß ich von diesem außerordentlichen Feste Zeuge sein konnte.

Dasselbe war in ganz Italien einige Wochen vor seiner Feier verkündet worden, und dieser Aufruf war nicht fruchtlos geblieben. Bei der Nachricht von diesem dem Mut, der Gewandtheit und der Stärke gewidmeten Kampfe sah man von allen Seiten Streiter herbeieilen, welche einen Ruf von Bravour und herkulischer Kraft sich erworben hatten. Man hob einen aus Kalabrien besonders hervor, andere aus Ankona und Genua und römische Transteveriner, ja selbst einen Professor der gelehrten Universität Padua, welcher für den kräftigsten Mann Italiens galt.

Den höchsten Klassen der italienischen Gesellschaft angehörige Personen hatten sich unter dem Namen ihrer

1) Ein Abkömmling des berühmten Marschalls Aubusson de la Feuillade; jetzt ist der Name im Mannesstamm erloschen.

Diener einschreiben lassen und rechneten darauf, da die Visiere ihrer Helme sie unkenntlich machten, ihren Platz in dem Kampf einnehmen zu können, so allgemein war die Wut nach diesem Gefechte. Die fortwährenden Übungen hatten die Athleten dermaßen mit dem Gebrauch des Streitkolbens vertraut gemacht, daß sie sich desselben wie der zweihändigen Schwerter im Mittelalter bedienten. Der Professor von Padua sprach davon, er wolle vier mit Säbeln und Degen bewaffnete Männer herausfordern und sie einzig und allein mit seinem Streitkolben besiegen. Alle Köpfe waren ganz enthusiastisch, und gewiß, in einem aufgeklärten Jahrhundert ist es merkwürdig, wie man ein solches Vergnügen mit seinen unvermeidlichen traurigen Folgen hat erlauben können, aber die Gefahr war ohne Zweifel nur ein Reiz mehr für die Neugier; beinahe hunderttausend Zuschauer waren nach Pisa gekommen, eine unerhörte Anzahl für eine Stadt, deren Bevölkerung nicht zwölftausend Seelen überschreitet.

Die Woche, welche dem Tage des Gefechtes vorherging, wurde zu kriegerischen Übungen benutzt, und der Tag vorher zu frommen Gebräuchen. Alle Kämpfer taten gewissenhaft ihre Waffenwache, beichteten und kommunizierten, der Bischof segnete öffentlich die Banner ein, welche von den vornehmsten Damen des Landes gestickt worden waren. Genug, alles was den Mut erhöhen kann, wurde angewandt, um die Kämpfer zur würdigen Aufrechterhaltung der Ehre des Patrons oder der Patronin, deren Fahne sie verteidigten, anzustacheln. Wettende, deren es eine große Anzahl gab und die beträchtliche Summen wagten, versäumten gleichfalls weder Ermutigungen noch Versprechungen. Die ganze Woche hindurch wurde jeder dieser Streiter wie ein

Podestà traktiert, aber man hatte ihnen streng den Genuß von hitzigen Getränken untersagt: dem Beispiele Richelieus bei der Belagerung von Mahon folgend, hatten die Anführer den Befehl gegeben, daß kein Kämpfer, der sich betrunken habe, die Ehre der Teilnahme am Gefechte genießen solle.

Von morgens sechs Uhr an waren alle Fenster der Häuser am Ufer des Arno, welche man zu ungeheueren Preisen vermietet hatte, von gewählt gekleideten Damen besetzt. Ampitheatralische Gerüste waren auf beiden Seiten der Ufer erbaut und für die Zuschauer bestimmt; die Kais waren von Landbewohnern bedeckt, welche gleich Wallfahrern zu dieser Feierlichkeit herbei geströmt waren. Ihre mannigfachen malerischen Trachten, deren lebhafte Farben der glänzende Sonnenschein erhöhte, gaben einen unvergleichlichen Anblick. Eine breite reich drapierte Tribüne war für die Königin, den Hof, das diplomatische Korps und die Fremden von Auszeichnung bestimmt, welche von allen Höfen Italiens nach Pisa gekommen waren.

Barken von allen Größen, bewimpelt und mit zierlichen Zelten versehen, bedeckten die Fluten des Arno ganz und gar und Orchester ließen darin fröhliche Melodien ertönen; diese kleine Flotte bildete schon für sich allein ein reizendes Fest. An den beiden Seiten der Brücke hielten andere Barken, um die Aufsicht zu führen, und die Schiffe und Zuschauer in gehöriger Entfernung zu halten. Sie waren zu gleicher Zeit auch dazu bestimmt, den Kämpfenden, welche etwa über das Geländer geworfen und in den Fluß fallen würden, Beistand zu leisten. Man konnte Unfälle von dieser Art wohl befürchten, und zwar nach einem Gemälde, das vor mehr als zweihundert Jahren gemalt ist und auf dem

Rathause zu sehen war: man erblickte darauf zwei von den Rittern, welche sich umschlungen hielten und sich in den Arno stürzten, noch in ihrem Falle miteinander kämpfend.

Die lärmende Freude der Zuschauer, die fortwährende Bewegung am Ufer und in den Straßen, die Verschiedenheit der italienischen Dialekte und endlich diese äußerliche Existenz, welche in diesem Lande ein zweites Leben ist, gaben dem Gemälde ein unbeschreibliches Ansehen.

Um Mittag waffnen sich die Kämpfer, man drängt sich um sie, man erneuert Rat und Ermahnungen. Bei der Übertriebenheit der Ruhmesgier, welche sich ihrer Weiber oder ihrer Freundinnen bemächtigt hatte, wäre man versucht worden, diese für ebensoviele Spartanerinnen zu halten, welche ihren Söhnen den Schild überreichen mit den einfachen Worten: Mit oder auf ihm.

So bewaffnet begeben sich die Kämpfer in ihre betreffenden Lager, man setzt ihnen unter den Zelten einige Erfrischungen und Wein aus den besten Kellern der Stadt vor. Beim Aufruf der Trompeten verlassen sie das Lager und stellen sich in Schlachtordnung, dann marschieren sie mit der Musik vorauf und mit wehenden Bannern langsam nach der Seite der Brücke, welche sie zu verteidigen haben, die Fahnen werden außen an den Brüstungen befestigt, auf jeder Seite bereitet man den Angriffs- oder Verteidigungsplan vor: diese Pläne waren mit so viel Kunst entworfen, daß der General Duhesme[1]), welcher die Feldzüge in Holland, Italien und Ägypten mitgemacht hatte und als kompetenter Richter betrachtet werden konnte, die Geschicklichkeit be-

1) Duhesme, Wilh. Phil. (1760—1815), General der napoleonischen Armee, gefallen bei Waterloo.

wunderte, mit welcher die Massen auf das enge Terrain verteilt waren, wo alles von der körperlichen Kraft abhängen mußte.

Indessen drängen sich die beiden Parteien schon seit einiger Zeit gegen die Barrieren, es schlägt drei Uhr, das ungeduldig erwartete Signal durchdröhnt die Luft. Das Hindernis, welches bisher die Streitenden trennte, ist aufgezogen und alsbald beginnt der Angriff mit einer Erbitterung, von welcher man sich keinen Begriff machen kann, wenn man es nicht mit angesehen hat. Tausend verwirrte Rufe lassen sich hören, für die meisten der Zuschauer verbindet sich mit dem Interesse des Anblicks selber auch noch das Interesse des Glücks, der Eigenliebe und selbst der Liebe: jede Hoffnung auf Erfolg wird durch Beifallssturm begrüßt, der Mut der Kämpfer verwandelt sich in Raserei und das Gemisch wird eine wahre Schlacht mit aller ihrer Wut und ihrem Wechsel.

Während die beiden Truppen sich mit gleicher Heftigkeit angreifen, werfen auf beiden Seiten einige Männer lange mit eisernen Haken versehene Seile in die feindlichen Reihen, ein Bein wird davon erfaßt, der Gegner fällt und wird als Gefangener herübergezogen. Auf ähnliche Weise werfen die Tartaren in den Steppen von Jedistan ihre Schlingen den wilden Pferden um den Hals.

Schon war es dreieinhalb Uhr, die beiden Armeen, eine gegen die andere gestemmt, glichen Athleten, welche sich gegenseitig nicht niederwerfen können und sich in langen Anstrengungen erschöpfen. Auf keiner Seite hatte man einen Fußbreit Boden gewinnen können: zehn Minuten noch und der unentschiedene Sieg hätte wie in früheren Zeiten die Krone teilen müssen. Die

Kämpfenden waren so zusammengedrängt, daß von Kampf eigentlich nicht mehr die Rede sein konnte. Die Massen wogten hin und her wie die drängenden Wasser zweier Flüsse, die sich begegnen. Um ihrer Mannschaft neue Kräfte zu geben, hatte jeder der Anführer auch noch seine Musik vorrücken lassen, damit deren Gewicht auch noch den Widerstand seiner Partei unterstütze.

Bei dieser allgemeinen Untätigkeit ist an beiden Ufern den freudigen Zurufen, dem Beifallsgeschrei ein düsteres Schweigen gefolgt, welches die geringe Aussicht auf ein Resultat bezeugt. Endlich erfinden zwei Streiter in den hintersten Reihen der heiligen Marie ein kühnes Manöver, trotz dem Gewicht ihrer Waffen springen sie auf die Schultern ihrer Kameraden und stellen sich aufrecht auf der Ebene von Erz, welche die dicht aneinander gedrängten Helme der ihrigen bilden, und schreiten so immer weiter vor, bis sie endlich bis zur ersten Reihe der Ihrigen gelangen. Von dieser lebendigen Festung herab schlagen sie, wie von einem Streitwagen herunter, mit ihren Kolben auf die Köpfe der Gegner. Diese, obwohl durch das Eisen, mit dem ihr Schädel bedeckt ist, geschützt, wanken und sinken betäubt nieder. Die Bresche ist gemacht, tausend Siegesrufe erheben sich auf der Partei der heiligen Marie, ihre Masse setzt sich in Bewegung und rückt vor. Bald hat sie die Grenze überschritten und das Gebiet des heiligen Antonius ist durch die Erfindung der beiden Kämpfer in der Höhe erobert worden.

Vergebens sucht der Anführer der entgegengesetzten Partei einen Erfolg zu gewinnen, einige Streiter des heiligen Antonius steigen gleichfalls auf die Schultern ihrer Genossen. Ein zweites Gefecht geht über dem Haupte der Kämpfer vor sich, ohne daß das Ringen derer, die

mit ihren Füßen die Erde berühren, an Hartnäckigkeit verloren hat. Es gab einen merkwürdigen Anblick, diese beiden Etagen von Kriegern zu sehen, welche sich beide gegenseitig angreifen, Streiche aufeinander führen und alle Hilfsmittel der Gewalt und der Geschicklichkeit in Anwendung bringen.

Der Kampf wurde lebhaft und erbittert: die Fahne des heiligen Antonius war nahe daran, erobert zu werden. Einer der Kämpfer für die heilige Marie, welcher dem Brückengeländer ganz nahe steht, ergreift seinen Streitkolben mit beiden Händen und führt mit einem Hiebe einen furchtbaren Streich auf den Kopf des Kämpfers, der ihm gegenübersteht; dieser taumelt, verliert das Gleichgewicht und fällt in den Arno. Ein wütendes Geschrei erfüllt die Lüfte, die Armee der heiligen Marie verdoppelt ihre Anstrengungen und bleibt unerschütterlich auf dem Gebiete, das sie einmal gewonnen. Kein Josua war da, um der Sonne Stillstand zu gebieten, es schlägt die dritte Viertelstunde, die Kanone gibt das Zeichen und der Schlagbaum fällt nieder. Die Partei der heiligen Marie bleibt Sieger, der Ruhm des Tages gehört ihr ohne Wiederspruch.

Da erschallt lauter Jubelruf, freudiger Lärm und das Getön schmetternder Fanfaren in dem siegreichen Viertel: Traurigkeit und Schamgefühl verbreiten sich in dem besiegten. Man hat es oft ausgesprochen, daß die Energie der Gefühle des Menschen der Hitze ihres Klimas entspricht, deshalb wurden die Streiter für die heilige Marie mit Lobeserhebungen, Liebkosungen und Geschenken überhäuft, im Triumph umhergeführt und von ihren Familien mit Begeisterung aufgenommen, während die Kämpfer für den heiligen Antonius schweigend ihre Häuser aufsuchten, daselbst mit Vorwürfen oder

Spott aufgenommen wurden und sich glücklich schätzen konnten, wenn sie nicht, anstatt des lindernden Balsams für ihre Wunden, noch von den Ihrigen geprügelt wurden.

Als die Nacht sich niedersenkte, gab es auf der siegreichen Partei Illumination, Bälle, Konzerte und lärmende Musik bis zum späten Morgen. In dem besiegten Stadtteile gewahrte man nicht ein einziges Licht; man hätte sagen mögen, das ganze Viertel sei nur von Schatten bewohnt.

Nichts, glaube ich, hält einen Vergleich mit diesem Anblicke aus, Europa hatte seit einem Jahrhundert kein ähnliches Schauspiel gesehen, denn alles war dabei ernsthaft gemeint, die Waffen sowohl als die Wunden, und wer noch keine wirkliche Schlacht gesehen, hätte glauben können, einer solchen beizuwohnen, indem er sich in die Zeiten versetzte, wo die Kanonen noch nicht die ultima ratio regum der Könige gewesen sind.



## XVI

Gedicht des Prinzen von Ligne auf den Kongreß. — Das Leben auf dem Graben. — Die Table d'Hôte. — Die Chronik des Kongresses. — Die kleinen politischen Neuigkeiten. — Ein Gegenstück zum Tode Vatels. — Der fromage de Brie zum König der Käse proklamiert. — Fest bei dem Bankier Arnstein.

Eine zahllose Menge Menschen war in dem kleinen Redoutensaal versammelt. Diese Vereinigung von bedeutenden Persönlichkeiten war, wie gewöhnlich, die lebendige Offenbarung einer Welt von Vergnügungen, der Liebe und von Verführungen jeder Art.

„Es ist,“ sagte der Prinz von Ligne zu mir, „ein neuer Gast auf dem Kongresse angekommen, der sehr unerwartet ist.“

— „Irgend eine abgesetzte Macht, mein Prinz?“

„Ein Gast, der auch seinen Teil an allen diesen Freuden nehmen will. Die Pest, weil man ihn doch mit Namen nennen muß. Sie verheert in diesem Augenblicke Serbien und droht bereits hier mit einem Einfalle und zwar ohne Bevollmächtigten. Indessen beruhigen Sie sich: es sind alle Maßregeln ergriffen, es wird keiner Konferenzen oder Traktate gegen diesen lästigen Besuch bedürfen.“

„Seit gestern,“ fuhr er fort, „hat diese wichtige Vereinigung der größten Herrscher und ihrer berühmten Erörterungen mich begeistert zu ... erraten Sie ... einer philosophischen Abhandlung? ... einem ernsthaften Werke? .... Betrachtungen der hohen Politik?

....... Nein, zu einem Gedichte, das für die einen ein Lied, für die anderen eine Lehre sein soll. Es ist eine Kleinigkeit, die kein anderes Verdienst hat, als: daß sie mir nur eine Viertelstunde gekostet hat. Nehmen Sie nun noch hinzu, daß ich sie mit der Feder des großen Friedrich geschrieben, der einzigen Trophäe, welche ich von Sanssouci mitgenommen, und welche zu gleicher Zeit Pläne von Schlachten und kleine Verse geschrieben, die nicht besser sind, als die meinigen."

Ich wünschte ihm lachend Glück.

„Lachen Sie nicht", sagte er, „gleicht die Geschichte des Kongresses nicht der Geschichte von Frankreich? Eine Sammlung von Vaudevillen würde, wie Ménage[1]) gesagt hat, genügen, das erforderlichste Aktenstück dazu zu sein."

Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sagte er:

„Diese Kleinigkeit, mein Kind, ist nur für meine Freunde. Ich habe nicht vergessen, mit welcher Belohnung einst die selbstbewußte Eitelkeit des Grafen Tressan von der Marquise Boufflers bestraft worden ist[2]). Ich habe nur wenige in Reihe und Glied stehende

1) Geistvoller französischer Philolog (1613—1692).

2) Man hatte auf die Marquise von Boufflers (später Marschallin von Luxemburg) ein Gedicht gemacht, das mit folgendem Verse begann:

> Als an den Hof die Boufflers kam,
> Man sie für Amors Mutter nahm.
> Ein jeder trug nach ihr Verlangen,
> Und jedem gab sie sich gefangen.

Sie hatte den Grafen von Tressan im Verdacht, der Verfasser des Gedichtes zu sein, und sagte zu ihm: „Kennen Sie das Gedicht? Es ist so hübsch gemacht, daß ich dem Verfasser nicht blos verzeihen sondern ihn sogar küssen möchte."

Wie der Rabe in der Lafontainischen Fabel geködert, sagte der Graf Tressan: — „Nun gut, Frau Marschallin, ich bin es!"

Darauf regalierte sie ihn mit einer Ohrfeige. (Notiz d. Verf.)

Worte den tausend und abertausend Bajonetten entgegenzustellen, über welche die auf dem Throne sitzenden Personen zu verfügen haben, der Kampf würde zu ungleich sein."

— „Aber, mein Prinz, wem soll denn hier das Recht zustehen, die Wahrheit zu sagen, wenn nicht Ihnen?"

„Ja gewiß, das ist schon das Vorrecht meines Alters."

Ich beeilte mich, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben; denn der gute Prinz kam beständig auf diesen Gegenstand seines ewigen Verdrusses zurück. Genötigt, den Berühmtheiten von neuerem Datum den Vorrang zu lassen, äußerte er sich darüber mit Betrübnis, aber ohne Bitterkeit. Ich sprach mit ihm von seinen militärischen Werken, welche er besonders liebte und auf die er einen besonderen Wert legte. Die Nachwelt indessen hat anders darüber geurteilt. Sie hat seine Ansprüche auf Berühmheit nur inbetreff sinnreicher Einfälle, seiner treffenden Bemerkungen über die Gesellschaft, über die Sitten und schönen Wissenschaften, die unaufhörlichen geistreichen Spiele seiner glänzenden Einbildungskraft anerkannt. Sein Soldatentum ist heutzutage ganz vergessen: man bewundert in ihm stets nur den munteren, boshaften Schriftsteller, den unparteiischen geistvollen Beurteiler.

„Ich habe meine Werke," sagte er, „meiner Kompagnie der Leibgarde vermacht. Es sind die Beobachtungen eines alten Soldaten, dessen Erfahrung man für unnütz erachtet hat. Wenigstens wird man nach meinem Tode Nutzen daraus ziehen."

Gewiß, der Prinz war in einer der verdrießlichsten Stimmungen, welche ihn von Zeit zu Zeit befielen, gleichsam, um seiner jugendlichen Munterkeit das Gegengewicht zu halten.

Sein Antlitz verdüsterte sich: er ergriff meinen Arm, und wir machten einen Gang durch den Saal. Dann ging er weg und ich begleitete ihn schweigend nach seiner Wohnung auf dem Walle.

Am anderen Tage, als ich zu ihm ging, fand ich ihn gegen seine Gewohnheit schon aufgestanden und in seiner Bibliothek, welche zugleich sein Schlaf- und sein Empfangzimmer war, und die er scherzhaft die oberste Sprosse in seinem Papageienbauer nannte.

„Sie kommen," sagte er, „gerade recht, um mein Gedicht zu hören. Vernehmen Sie also diese poetische Ergießung."

Darauf sang er mir mit einer noch starken Stimme die Kleinigkeit vor, welche er „der Kongreß der Liebe" betitelt hatte, und die bald in allen Gesellschaftskreisen Umgang fand und von den Monarchen selbst zu wiederholten Malen rezitiert wurde.

„Nehmen Sie diese Abschrift mit," sagte er zu mir, „dieses Geschenk wird, wie ich denke, meinen Nachlaß nicht wesentlich verringern. Derselbe Fall wird es mit zwei Manuskripten sein, an die ich eben die letzte Hand anlege: das eine enthält die unglücklichen Feldzüge der österreichischen Armeen in den ersten Jahren während der französischen Revolution, das zweite handelt von den italienischen Feldzügen bis zur Schlacht von Marengo. Alle beide werden nicht ohne Interesse sein."

„Aber bei dieser Gelegenheit, während ich mich beschäftige, den Kongreß zu besingen, was wird aus ihm? Bringen Sie mir etwas Neues?"

— „Nichts, mein Prinz: man hört gar nichts in der Gesellschaft. Die Wahrheit zu sagen, beschäftigt man sich wenig damit. Aber man spricht sehr viel von dem

Balle, welchen der Kaiser Alexander im Hause der Gräfin Razumowska am Katharinentage, dem Namenstag der Herzogin von Oldenburg, zu geben beabsichtigt."

„Natürlich, es ist nötig, daß die armen Könige ihre Ferien ordentlich genießen; aber ich zweifle sehr, daß jeder von ihnen am Ende dieser Feste jeden Abend dasselbe sagen kann, was Joseph II. zu sagen pflegte. Wenn er den ganzen Tag an den Umgestaltungen gearbeitet hatte, welche seinem Namen Unsterblichkeit verschaffend das Glück seinem Reiche sicherten, schlug er sich leicht auf die Wange und sagte zu sich: „Nun gehe schlafen, Joseph, ich bin mit deinem Tagewerk zufrieden."

„Haben Sie in diesem Kreuzfeuer von Ansprüchen von einer Reklamation anderer Art gehört? So geringfügig sie auch ist, so beschäftigt sie die Archonten des Kongresses doch. Es ist nämlich eine Denkschrift von Luigi Buon-Campagni[1]), Fürsten von Lucca und Piombino eingelaufen, welche die Oberherrschaft der Insel Elba zurückverlangt und es sehr unzeitig findet, daß man Napoleon damit bekleidet hat. Seine Forderung stützt sich auf ein Dokument, durch welches der Kaiser Ferdinand bekennt, von einem seiner Vorfahren, Nicolo Ludovisi, Herzog von Venosa, über 1000000 Gulden für die Belehnung mit Piombino und der Insel Elba empfangen zu haben. Auf diese Weise wird der Unterdrücker der Welt noch von einem anderen Robinson bedroht, abgeführt zu werden. Wenn Luigi Buon-Campagni sich auf die Rolle Freitags beschränken wollte, so könnte man sich noch einigen. Was kann man nicht über dies Ereignis auf dem Kongresse sagen, so uner-

1) Luigi Maria Buoncampagni, Fürst von Piombino, Grand von Spanien (1767—1841).

heblich es auch scheinen mag! Wie seltsam wäre es, wenn der Mann, welcher eben noch Kronen austeilte, nicht einmal einen Stein auf einer unbekannten Insel haben sollte, wo er sein Heldenhaupt hinlegen kann!"

Auf sein Lieblingsgespräch übergehend, begann er vom Kriege zu reden: er war noch immer Enthusiast bei diesem Thema, als sei er ein junger Mann von 20 Jahren. Seine hohe, schöne Gestalt richtete sich auf, seine Augen strahlten mit lebhafterem Glanze.

„Denken Sie nicht, mein Kind, daß ich seit zwei Tagen mich bloß mit Versen oder Epigrammen über den Kongreß beschäftigt habe: Sie sehen hier diese drei Bände; ich habe die ganze Nacht damit zugebracht, sie zu lesen."

Er zeigte mir ein militärisches Werk mit dem Titel: Strategische Prinzipien, angewandt auf die Feldzüge von 1796 in Deutschland[1]), welches der Verfasser, der Erzherzog Karl, ihm zugeschickt hatte.

„In diesem, die merkwürdigsten Einzelheiten und die durchdachtesten Ansichten enthaltenden Werke habe ich nur einen Vorwurf gefunden, welchen ich dem Verfasser zu machen habe, nämlich, daß er sich selbst mit zu großer Strenge beurteilt. Niemals wird man dem Erzherzog Karl sein außerordentliches militärisches Talent bestreiten: aber er verbindet damit eine solche Bescheidenheit, eine solche Einfachheit des Wesens, daß man es kaum mit seinem Ruhm in Einklang bringen kann. Nicht bloß ist er der größte Heerführer Österreichs, sondern er wußte auch mehr als einmal dem Genie Napoleons das Gegengewicht zu halten. In Beziehung auf seinen Mut, seine Kunst, sich Gehorsam zu verschaffen und sich gefürchtet zu machen, gleicht

1) Sie erschienen tatsächlich 1814.

er dem großen Friedrich; an Tugend, Pflichttreue, hoher Rechtschaffenheit ist er ein leibhaftes Ebenbild des Prinzen Karl von Lothringen[1]). Die Offenheit seiner Seele ist ihm auf die Stirn geschrieben. Vor einiger Zeit versuchte ich es, eine Schilderung in Versen von ihm zu entwerfen; ich ließ sie ihm inkognito zustellen, da ich weiß, wie sehr direktes Lob ihm mißfällt. Er riet auf mich als Verfasser, ich weiß nicht, woher. Ohne Zweifel hatte mein Herz die Stelle des Geistes dabei vertreten und ich vermute, daß er zur Erwiderung mir sein Werk zugeschickt hat. Ich habe die Lesung desselben eben beendet: es wird jedenfalls klassisch werden, denn die allgemeine Bewunderung folgt gern einer öffentlichen Person, deren edlen und großen Charakter man kennt."

Darauf sprach er von den berühmten Feldherren seiner Zeit, von ihren glänzenden Taten, und meine Seele wurde ganz von der Wärme der seinigen durchdrungen. Die Unterredungen mit solchen Männern belehren viel mehr und eindringlicher und sprechen lauter als ihre Bücher. Da ich mit der größten Sorgfalt die literarischen Fragmente sammelte, welche der Feder dieses vielseitigen Mannes entsprungen sind, der auf alle Arten von Ruhm Anspruch hatte, so bat ich ihn, mir seine Verse auf den Erzherzog Karl[2]) zu geben, und fügte sie der kostbaren Sammlung bei, die ich von ihm besaß.

„Auf baldiges Wiedersehen bei der Gräfin Razumowska, da wir doch nun einmal vom Vergnügen geleitet mitten unter Festen, Spielen und auf Bällen das große Ergebnis dieser weisen Versammlung weiter för-

1) Karl Alex. von Lothringen (1712—1780), österreichischer Feldmarschall, aber ohne Bedeutung.

2) Diese Verse sind der französischen Ausgabe beigegeben.

dern. Wahrscheinlich wird einst der Tag erscheinen, wo sie uns gestatten wird, über die Geschicke Europas etwas zu erfahren. Freilich, die Erfahrung wird weder vom Ehrgeize noch von den Leidenschaften zu Rate gezogen, und unsere Zeit scheint sehr schnell eine noch so frische Vergangenheit zu vergessen."

„Ich trenne mich von Ihnen, um in dem Kapitel des Maria-Theresia-Ordens [1]) den Vorsitz zu führen: es wird heute der General Uwarow aufgenommen; dann gedenke ich zum Diner bei Ihrem großen Diplomaten zu gehen."

Seit der Frost den Fußgängern verwehrte, in den Alleen des Praters spazieren zu gehen, versammelte man sich tagsüber auf dem Graben. Eine Menge von Neuigkeitskrämern war auf diesem öffentlichen Platze, und in Ermangelung von wirklichen Neuigkeiten unterhielt man sich von politischen Gerüchten und Hofanekdoten, welche häufig aufs merkwürdigste entstellt waren. Man lebte zu jener Zeit so wenig in seiner Wohnung, daß man am Abende zu Freunden, welche man aufgesucht hatte, sagen konnte: Ich war auf dem Graben, habe Sie aber nicht dort getroffen, deshalb mußte ich Ihnen schreiben. Der Graben war für die Fremden das, was der St. Markusplatz für die Venetianer. Sie brachten ihr Leben fast dort zu. Es war eine Art Klub in freier Luft: Jeder nahm dort seine Besuche an und machte seine Visiten; dort ordnete man seine Zeiteinteilung an,

1) Um diesen österreichischen Militärorden zu bekommen, welcher gewiß einer der ersten in Europa ist, muß man auf eigenen Antrieb ohne einen Befehl seines Oberen den Ausgang eines Gefechtes oder einer Schlacht entschieden haben. Ist das der Fall, so wendet man sich im Bewußtsein seiner Ansprüche an das Ordenskapitel, welches nach vorhergegangener Beratung das verlangte Ehrenkreuz verleiht oder verweigert. (Notiz d. Verf.)

gab sich Rendezvous, um eine Lustpartie oder eine Gesellschaft zu verabreden. Deshalb konnte man im eigentlichsten Wortverstande sagen, daß man auf dem Graben gewöhnlich inmitten von Gruppen Müßiggänger und Debattierender lebte.

In Wien gab es noch ein anderes Arsenal von Neuigkeiten, Witzworten, Epigrammen, satirischen Bemerkungen, eine Art venetianischer Löwenrachen, jedoch ohne heimliche Denunziationen, oder noch besser, ein dem Marforio, jener römischen Statue, gleichender Ort, zu deren Füßen man sich in Kritiken über die Regierenden und Regierten erging. Es war dies der große Saal im Gasthofe zur Kaiserin von Österreich, von dem ich bereits gesprochen habe. Dort versammelten sich alle Tage zur Tischzeit alle Personen von Bedeutung, welche sich der prunkenden Etikette der Diners des österreichischen Hofes entziehen wollten. Dort versuchte man sich, an einem runden Tische Platz nehmend, nicht wie in den alten Zeiten von König Artus Tafelrunde in Herausforderungen, sondern in Aufwand von Geist, Witz und Sarkasmen, indessen alles durch den gewähltesten Ton des Hofes und vornehmer Gesellschaft gemäßigt.

Die unaufhörlich sich neu darbietende Abwechslung verlieh diesem improvisierten Klub das lebhafteste Interesse. Unter den gewöhnlichen Gästen bemerkte man den Chevalier de los Rios, Ypsilanti, Tettenborn, Achill Rouen, Koreff[1]), Danilewski[2]), den Fürsten Kos-

1) Joh. Ferd. Koreff, Arzt und Schriftsteller (1783—1851), lebte von 1807—1811 als Arzt in Paris, machte die Befreiungskriege mit, war dann in Berlin tätig, wo er mit den Romantikern in Verbindung trat, den Rest seines Lebens verbrachte er in Paris.

2) Wahrscheinlich Alexander Mich. Danilewski, russischer Schriftsteller (1790—1848), der auch ein Tagebuch über den Wie-

lowski, Gentz, den Sekretär des Kongresses, den Grafen Witt, den Dichter Carpani, Generäle, Gesandte und mitunter selbst königliche Hoheiten. Der Oberkammerherr Nariskin schleuderte hier seine beißenden Witzworte, und endlich sah man alles hier, was Wien an politischen, künstlerischen oder gesellschaftlichen Berühmtheiten in sich schloß.

Man konnte, was dort gesprochen wurde, die Chronik des Kongresses nennen, ja sogar die Chronik Europas: Alles, was damals glänzte oder früher Glanz entwickelt hatte, war der Gerichtsbarkeit dieses kaustischen Wirtshausareopages verfallen.

Der Platz an diesem Tische war nicht sehr teuer, obgleich das Essen der Gesellschaft und der Unterhaltung entsprechend war. Trotz des ungeheueren Zuflusses von Fremden nach Wien, trotz ihrem Rang und ihrem Vermögen waren die Ausgaben daselbst doch nicht übertrieben. Der holländische Dukaten galt zwölf Guldenscheine, was seinen baren Wert beinahe verdoppelte und in diesem Verhältnis das Vermögen des Fremden erhöhte. Man kann es beurteilen, wenn man bedenkt, daß diese Picknicks, bei welchen der Tisch sehr reichlich war, mehrere Sorten Wein mit eingerechnet, für die Person nicht über fünf Gulden kamen.

Griffiths und ich, wir nahmen an einem von den Tischen Platz. Man sprach von den Zurüstungen zu dem am folgenden Tage stattfindenden Balle bei der Gräfin Razumowska[1]), und von der Gunst, welche der Kaiser ihrem Manne hatte angedeihen lassen, indem er ihn zum Fürsten gemacht.

ner Kongreß führte (vgl. Schiemann, Kaiser Alexander I. Berlin 1905, S. 539).

1) Elisabeth R., geb. Thun-Klösterle, geb. 1764.

„Er hat ein volles Recht auf diese Auszeichnung," sagte Koslowski, „der neue Fürst[1]) hat, seit er unser Gesandter in Wien ist, sich sehr schätzbare Freundschaften zu erwerben gewußt. Bei den letzten Erörterungen über Polen war er es, der das gute Einverständnis wieder hergestellt und die Erbitterung beseitigt hat, welche ernsthaft zu werden drohte."

— „Fügen Sie," sagte der Bevollmächtigte eines kleinen deutschen Fürsten, „noch das mit seiner Erhöhung verbundene Vorrecht hinzu: Während der Nacht kann er nun seinem Wagen Läufer mit Fackeln vorausgehen lassen."

Da der neue Fürst nun einmal auf dem Tapete war, so begann man von seinem Vermögen zu sprechen, das unermeßlich, wiewohl nur ein Teil war von dem des Marschalls[2]), seines Vaters, der von der Gunst der Kaiserin Elisabeth mit Gnaden überhäuft, einer der reichsten Privatleute Europas geworden war[3]). Man erin-

1) Graf Andreas Razumowski (geb. 1752, gest. 1836 zu Wien) war nach einer Liebesaffäre mit der ersten Gattin des nachmaligen Zaren Paul I., die man deshalb ermordet haben soll, aus Rußland entfernt worden, indem ihn Katharina II. nach Neapel als Gesandten schickte, in gleicher Eigenschaft war er später in Kopenhagen und Stockholm, wo er wegen verschiedener Intrigen abberufen werden mußte. So kam er 1793 nach Wien. Ein schöner Mann, martialisch von Wuchs, erregte R. durch seinen Aufwand, seine Schulden und seinen oft lächerlichen Stolz ungeheueres Aufsehen. 1799 berief ihn Paul I. ab, er blieb aber in Wien und heiratete eine Gräfin Thun-Klösterle. Alexander I. ernannte ihn wieder zu seinem Gesandten, setzte ihn aber auf Wunsch Napoleons 1809 wieder ab, weil bei R. sich alle Gegner Napoleons versammelten. Im August 1813 verfügte sich Razumowski ins Monarchenhauptquartier und nahm auch am Kongreß in Chatillon teil. Während des Wiener Kongresses benützte der Zar das Palais R.s. zum Abhalten verschiedener Festlichkeiten (s. später).

2) Kyrill R.

3) Man schätzte sein Vermögen auf 17 000 000 Rubel Rente.

nerte an jenes Abenteuer, welches ihm in Berlin passierte, als der große Friedrich ihm zu Ehren seine in 20 Feldzügen siegreichen Truppen manöverieren ließ. In Rußland haben alle Ämter einen ihrer Bedeutung entsprechenden militärischen Rang, von der ersten Stufe ab bis zu der obersten: der Marschall hatte seinem schönen Titel zum Trotze niemals einem Kriege beigewohnt.

Als die Manöver beendet waren, fragte der König von Preußen Razumowski: „Sind Sie zufrieden, Herr Marschall?"

— „Sehr zufrieden, Sire, obgleich das alles gar nicht zu meiner Kompetenz gehört; ich bin nur ein Zivilmarschall."

„In der Tat, Herr Marschall, Sie sind sehr höflich, aber wir kennen keinen solchen Rang in unserer Armee!" antwortete Friedrich[1]).

Nun begannen die kleinen politischen Neuigkeiten aufeinander zu folgen und die Gesellschaft zu beleben.

„Die Vermittlung Razumowskis," sagte einer der Gäste, „und seine guten Dienste sind mit dem Fürstentitel nicht zu teuer bezahlt. Der Streit begann, wie man sagt, sich sehr zu verwickeln. Einer der bedeutendsten europäischen Bevollmächtigten hatte im Verlaufe der Unterhandlungen sich mit Festigkeit über die Absichten Alexanders auf den polnischen Thron ausgesprochen. Der Großfürst Konstantin wurde aufgebracht darüber und gab sein Mißfallen durch eine sehr energische Geberde zu erkennen. Konstantin ging darauf sogleich weg. Einigen wohlunterrichteten Leuten zufolge sinnt der Diplomat auf eine kleine Rache, und diese

1) Unübersetzbares Wortspiel: civil heißt zu gleicher Zeit bürgerlich, im Gegensatz zu Militär, und: höflich.

wird gewiß sehr merkwürdig sein, denn er ist ein Mann von Geist."

— „Nein: das ist nicht der Beweggrund des plötzlichen Weggehens des Großfürsten. Der bezeichnete Minister hatte an den Fürsten Hardenberg einige Phrasen geschrieben, welche dem russischen Monarchen mißfallen konnten. Durch ein seltsames Mißgeschick gerieten diese Dokumente in Alexanders Hände: und das führte lebhafte Erörterungen herbei. Lord Castlereagh hatte sich Österreich angeschlossen, und die Sache nahm eine solche Wendung, daß einer der Monarchen, seine gewöhnliche kluge Zurückhaltung vergessend, seinen Handschuh auf den Tisch warf."

„Will Ew. Majestät den Krieg?" hat der englische Bevollmächtigte gesagt."

— „Vielleicht, mein Herr."

„Ich wußte noch nicht," entgegnete Lord Castlereagh, „daß man gewohnt ist, ihn ohne englische Guineen zu führen." — Und der Friede hat trotz aller Mühe, welche sich der neue Fürst gegeben, doch keinen Schritt vorwärts gemacht.

— „Wird der König von Sachsen in seine Staaten wieder eingesetzt werden? Preußen zum Trotz, das danach lüstern ist? Der König Friedrich Wilhelm ist gegen Herrn von Talleyrand erzürnt. Er warf ihm neulich vor, daß er zu warm die Partei dieses Monarchen nehme, dieses Verräters, wie er sagte, an der Sache Europas."

— „Verräter," antwortete Talleyrand, „und seit welchem Datum?"

— „Meiner Treu," sagte jemand, „schon zugunsten dieser treffenden Replik sollte man den vortrefflichen Friedrich August Gnade finden lassen."

— „Er hat ein besser Teil ergriffen," antwortete einer der Gäste. „Irgend ein unangenehmes Ereignis befürchtend, hatte der gute Fürst sich einen kleinen Reservefonds angehäuft, jetzt hat er einige Millionen davon benutzt zugunsten zweier in Wien einflußreicher Personen. Der goldene Schlüssel wird ihm die Pforten seines Königreiches viel schneller öffnen als alle Protokolle des Kongresses."

Man sprach darauf von Lord S.[1]) und von einigen schlimmen Abenteuern, die ihm seine übertriebene Geckenhaftigkeit zugezogen haben sollte.

— „Seit einigen Tagen," begann einer der Gäste, „sehen wir Mylord und seine kostbare Equipage nicht mehr; man sagt, er sehe etwas entstellt aus. Auf der Donaubrücke hat Seine Exzellenz mit zwei Fiakerkutschern Streit bekommen, stieg sofort von seinem Sitze herab und begann, die Fäuste herumschwingend, seine Gegner zum englischen Faustkampf herauszufordern. Aber der Wiener Kutscher kennt die Kunst des Boxens wenig und übt sie nicht leicht aus. Unsere beiden Automedone hatten sich wacker mit ihren Peitschen bewaffnet und erst mit der Schnur, nachher mit dem Stiele einen Hagel von Schlägen auf Mylord regnen lassen, ohne Rücksicht auf sein schönes Gesicht zu nehmen; darauf ließen sie ihn halb totgeschlagen auf dem Pflaster liegen und verschwanden mit der ganzen Schnelligkeit ihrer Pferde."

1) Stuart. Nostiz erzählt dieses Abenteuer (l. c., S. 148) ebenfalls: „Der Gesandte, Lord Stewart, ist ein insolenter Engländer, der alles mit Füßen zu treten scheint. Die Fiakerkutscher, die gesundesten Kerle im Wiener Menschenspitale, haben dem Herrn Lord schon das Trinkgeld gegeben. Was die Zeitungen von seiner Stärke und Kraft, seiner Herrlichkeit und Freigebigkeit auch sagen, so bleibt es doch immer wahr, daß die Kutscher tüchtig auf S. Herrlichkeit losgedroschen und gestoßen haben."

— „Mylord hat Unglück, aber seine Geckenhaftigkeit ist wahrhaft unverbesserlich, neulich beim Hinausgehen aus dem Theater stieg vor ihm die Tochter der Gräfin Co.[1]) die Treppe hinab. Die Menge drängte sich wogend, und in dem Getümmel erlaubte er sich gegen diese junge und unschuldige Dame eine von den unverschämten Vertraulichkeiten, welche nur blutig gerächt werden. Sie aber, ohne die Fassung zu verlieren, kehrte sich plötzlich um, gab ihm eine Ohrfeige und bewies ihm so, daß man die Unschuld und Schönheit nicht unbestraft beleidigt. Man lacht darüber, wie über alles, was Mylord passiert, denn nichts eignet sich mehr für das Gelächter als die Eitelkeit."

„Haben die Abgesandten von Genua endlich eine Audienz erhalten, oder sind sie abermals vor allen diplomatischen Türen abgewiesen worden, an welche sie geklopft haben?"

— „Sie müssen sehr zufrieden sein: des Kampfes müde hat sie Herr von Metternich endlich angenommen und mit Artigkeit überhäuft: sie haben verlangt, einen unabhängigen Staat zu bilden. Der Minister hat ihnen bis zu Ende zugehört; und beim Schlusse ihrer Rede hat er ihnen erklärt, daß Genua Piemont einverleibt werden würde. Unsere Genueser haben sich bitter darüber beschwert. Herr von Metternich entgegnete ihnen, es sei das eine beschlossene, unwiderruflich beschlossene Sache, und hat sie darauf mit einer Menge Artigkeiten verabschiedet. In der Tat, er hätte ihnen ihre wohlstudierte Rede gleich ersparen können." —

„Die Herzogin von ..., welche eifersüchtig darauf ist, daß die Fürstin von ... aus ihrem Geliebten einen Gesandten gemacht, hat den ihrigen zum General er-

1) Wohl Kohary.

nennen lassen, obgleich er niemals den Krieg gesehen. Es ist wahr, durch die tiefe Weisheit des Kongresses wird ja in Zukunft allen etwa zu erwartenden Kriegen von vornherein ein Ende gemacht werden."

— „Die Liebe verdreht wohl noch anderen Häuptern die Köpfe. Eine hohe Person hat auf dem Walle eine Wiener Grisette gesehen und sich durch ihre Frische, durch ihre feine und zierliche Taille verführen lassen. Es ist eine wahrhafte Leidenschaft, er überhäuft seine leichte Eroberung mit Geschenken und vergaß seine Rolle als Souverän so weit, daß er ihr sein Porträt mit Diamanten besetzt schenkte; zu anderen Zeiten würden die vornehmen Damen darüber gemurrt haben."

Man sprach darauf von den Bällen der Lady Castlereagh und von der entschiedenen Neigung Mylord's zum Tanze[1]).

„Diese Neigung läßt sich sehr wohl erklären," sagte einer der Anwesenden; „sie paßt für alle Zeiten und für jedes Alter. Sokrates lernte von Aspasia tanzen, und in seinem 56. Jahre tanzte Cato der Censor noch häufiger als seine Herrlichkeit."

— „Aber es ist zu bezweifeln, daß weder der eine noch der andere lächerlich gewesen sei. Dieser lange Körper, welcher nach dem Takte seine langen mageren Beine schwingt, gewährt das unterhaltendste Schauspiel. Welche reiche Fundgruben für die englischen Zeichner, welche sich in der Karikatur auszeichnen; warum sind sie nicht in Wien?"

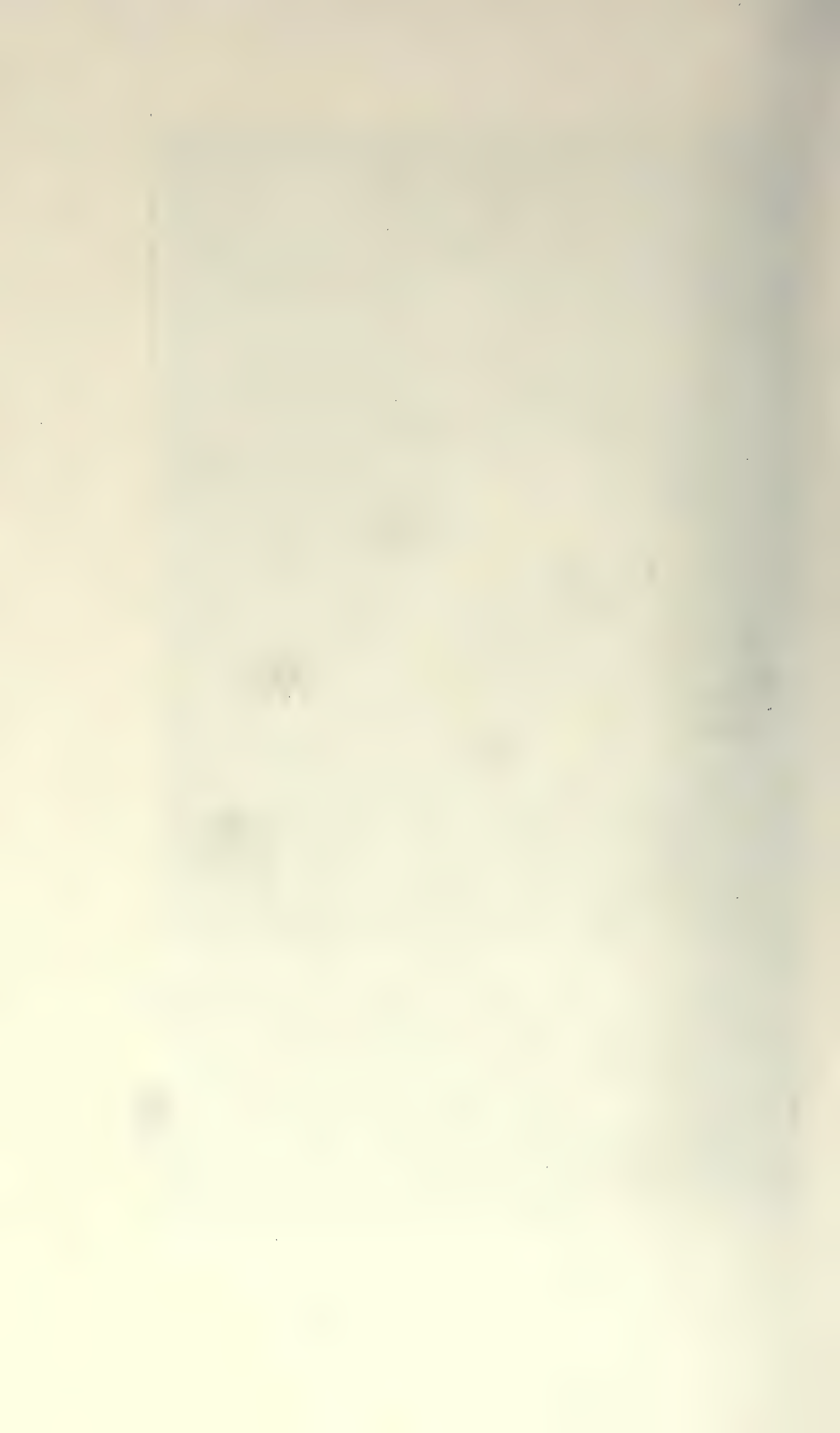
— „Mindestens kann der Tanzmeister seiner Herrlich-

1) Die Gräfin Bernstorff (l. c., I, S. 169) schreibt: „In der eleganten Welt verzieh man C. die Jugendlichkeit und Munterkeit nicht, mit der er bei seinen Soireen nach dem Souper den Ball selbst eröffnete. Ich aber tanzte gern mit dem heiteren Staatsmann . . ."



FANNY

*Freyinn von Arnstein*



keit, wenn er ihn als Premierminister sieht, nicht sagen, was der des Herzogs von Oxford sagte, als er erfuhr, daß Elisabeth seinen Schüler zum Großkanzler gemacht habe:

„In der Tat, ich weiß nicht, was für ein Verdienst die Königin an diesem Barkley hat finden können; ich habe ihn zwei Jahre lang unter den Händen gehabt und niemals etwas aus ihm machen können."

— Trotz der bestimmten Erklärung der Souveräne, welche unter sich den Vortritt und den Rang nach dem Alter bestimmt haben, beginnen doch die Streitigkeiten darüber alle Tage aufs neue. Die, welche zwischen dem Minister von Württemberg und dem Minister von Hannover stattfand, war freilich ohne Erfolg, sie hat kein anderes Ergebnis gehabt, als die Ungnade des Württembergers und seine Ersetzung durch den Grafen Wintzingerode. Aber der Streit der Fürstin von Liechtenstein mit der Fürstin Esterházy ist von ganz anderer Wichtigkeit, die eine behauptet den Vortritt vor der anderen zu haben, weil ihr Gemahl ein älterer Reichsfürst ist als der der anderen."

— „Es gibt ein sehr einfaches Mittel, diese Debatte sogleich abzuschneiden: man wende auf diese Damen die von den Souveränen angenommene Regel an, man frage, wer die ältere sei, und keine wird den Vortritt haben wollen."

Ein seltsames Gegenstück zu dem Abenteuer Vatels[1]), dessen Verdruß und Tod Frau von Sevigné unsterblich gemacht hat, ist hier passiert, der Koch von Chantilly hat sich getötet, weil es ihm an Seefischen gefehlt hatte, der Baron ...[2]), weil er zu reichlich gegessen.

1) J. B. M. Vatel, berühmt. französ. Koch, 1671 durch Selbstmord gestorben.

2) Es handelt sich um Klemens Aug. Freih. v. Schall, Geheimrat und Kämmerer, bevollmächtigten Minister am Kgl. württem-

— „Was ist das für eine närrische Geschichte bei Gelegenheit eines so traurigen Ereignisses?“

— „Ja,“ entgegnete der Erzähler, „der arme Hingeschiedene ist nur gestorben, weil er eine Unannehmlichkeit, von der man nach wenigen Minuten nicht mehr gesprochen hätte, zu ernsthaft genommen hatte. Sie kannten alle diesen bevollmächtigten Minister einer Macht, welche man bei wichtigen Erörterungen des Kongresses beinahe gar nicht gewahr wird. Von allen Mitgliedern der Diplomatie war er der größte Sklave der Form. Er hatte bei Hofe gespeist und ging vom Eßsaale in den Salon, wo er bemerkte, daß er von allem, was hier die Kunst der Köche dem delikaten Gaumen der Könige darbietet, unmäßig viel genossen hatte, er wollte sich zurückziehen, ohne Zweifel um vermittelst einer großen Masse von Tee die Mischung von köstlichen Giften hinabzuwaschen, welche in seinem Magen rebellisch wurden. Plötzlich aber packte ihn der Marschall Trautmannsdorf und sagte zu ihm:

„Baron, Sie sind als Partner der Königin von Bayern bezeichnet, Ihre Majestät wartet, dort ist Ihr Platz.“

„Die Gefühle des armen Diplomaten sind zwischen der Ehre geteilt, welche man ihm antut, der Pflicht, welche diese Ehre ihm auferlegt, und der Furcht vor großen Unannehmlichkeiten, welche er voraussieht. Unglücklicherweise wiegt der Höflingsgeist in ihm vor, er setzt sich nieder und beginnt das Whist mit dem Großherzog von Baden[1]), einer Prinzessin von C. und Ihrer Majestät von Bayern. Sogleich spannen unerträg-

bergischen Hofe, den man, wie sich die „Wiener Zeitung“ diplomatisch ausdrückt, in seiner Wohnung am Salzgries am 16. Dezember tot auffand. Er hatte ein Alter von 56 Jahren erreicht.

1) Karl Ludwig Friedrich I., geb. 1786.

liche Schmerzen ihn auf eine erst physische und dann moralische Folter. Dem Beispiele des Herzogs St. Simon folgend, der, wie man weiß, in einer ähnlichen Schlinge gefangen war, rechnet er gleichfalls auf die Kraft seiner Natur, aber der rebellische Körper trägt den Sieg davon, spottet seiner Anstrengungen und verrät bald die Qualen des inneren Kampfes. Je mehr der unglückliche Baron litt, je mehr versuchte er es, gleichgültig zu scheinen. Man kann sich denken, daß der Stuhl, auf dem er saß, für ihn ein wahres Prokrustesbett war. Aber sein Gesicht verriet sein Geheimnis nicht, wogegen das der am Tische sitzenden hohen Personen sich auf sehr komische Weise verzog und einen mitunter so empörten Ausdruck annahm, daß der Kontrast höchst merkwürdig sein mußte. Plötzlich aber wurde die Atmosphäre so unerträglich, daß die Königin aufstand und rief: „Hier ist die Pest, lassen Sie die Fenster öffnen!"

„Der unselige Diplomat hatte seine Qualen doch nicht so verhehlen können, daß man nicht gewahr geworden wäre, er allein sei der Schuldige. Sobald die Königin aufgestanden ist, entwischt er, die Diners bei Hofe, das Whist bei Hofe und den Hofzwang verwünschend. Er kehrt in Verzweiflung nach Hause zurück, und statt einer Klistierspritze, welche ihm das Leben gerettet hätte, nimmt er eine Pistole und schießt sich damit vor den Kopf."

Jeder beklagte das tragische Ende dieses gewissenhaften Barons, den man gewöhnlich Herrn von Etiquette nannte, aber dessen herzliches Lächeln und stets höflichen Gruß man liebte, sowie die Art und Weise, mit welcher er auf jemand zutrat und fand, daß er unveränderlich sehr wohl aussähe.

„Ihr großer Diplomat“, sagte ein anderer Gast zu mir, „hat gestern in Übereinstimmung mit den anderen Bevollmächtigten einen neuen Souverän gemacht.“ —

„Sollte das der Prinz Eugen sein?“ rief ich aus.

— „Nein, durchaus nicht, es ist der Käse von Brie.“

„Welcher Scherz!“

— „Es ist doch nicht so spaßhaft! Was ich sage, ist ernsthaft und beweist Ihnen, ein wie glücklicher Zauberer ein treffender Einfall ist. Man war bei Herrn von Talleyrand zum Diner, beim Dessert waren alle politischen Fragen erschöpft, man kam auf den Vorzug der verschiedenen Käse zu sprechen. Lord Castlereagh rühmte den Stilton, Aldini den Stracchino von Mailand, Zeltner den Gruyère aus der Schweiz, der Baron Falck[1]), holländischer Minister, seinen Limburger Käse, welcher durch die leidenschaftliche Vorliebe Peters des Großen unsterblich geworden ist. Man war ebenso unentschieden darüber als über die Frage inbetreff des Thrones von Neapel, welcher der einen Partei zufolge Murat genommen werden, nach der Meinung der anderen aber ihm verbleiben sollte. Ein Kammerdiener tritt herein und verkündet dem Herrn von Talleyrand die Ankunft eines Kuriers aus Frankreich.“

„Was bringt er?“ fragte der Fürst.

— „Depeschen vom Hofe und Käse von Brie.“

„So bringe man die Depeschen in die Kanzlei und setze sogleich einen von den Käsen auf den Tisch.“

Der Befehl wird ausgeführt.

„Ich habe mich soeben enthalten, ein Produkt des französischen Landes zu rühmen, aber beurteilen Sie es selbst, meine Herren.“ Der Teller geht die Reihe herum, man kostet, man beredet sich darüber, und

1) A. R. Baron Falck, später Gesandter Hollands in England.

der Käse von Brie wird zum König der Käse ausgerufen."

Dieser Spaß schloß die Unterhaltung und wir trennten uns; Griffiths und ich, wir sollten uns nach einem Feste begeben, das der Baron Arnstein[1]) auf der Mehlgrube gab.

Zu jener Zeit wollten die ersten Bankiers Österreichs nicht weniger für die vornehmen Gäste des Kongresses tun, als der Hof. Freilich ließ der Zusammenfluß von reichen Fremden durch ihre Hände ungeheuere Summen gehen, von denen ein guter Teil ihnen blieb. Unter den Häusern der Finanzfürsten zitierte man neben Arnstein die Geymüller[2]), Eskeles[3]) und den Grafen Fries[4]); ihre Häuser waren fortwährend den Fremden geöffnet, der unerhörte Luxus ihrer Gastfreiheit konnte nur durch die Liebenswürdigkeit des Empfanges übertroffen werden. Das Haus[5]) des Grafen Fries, am Josephsplatze gelegen, war eines der schönsten von Wien und wetteiferte mit den herrlichsten Palästen. Man rühmte ebensowohl sein unermeßliches Vermögen als die Eleganz seiner Person und die Umgänglichkeit seiner Manieren.

Die Feste, welche in diesen Häusern gegeben wurden, machten sich unter allen denen des Kongresses bemerklich, und das will nicht wenig sagen, denn

1) Nathan Adam Freiherr von Arnstein (1748—1838), Begründer des Bankhauses Arnstein & Eskeles seit 1787.

2) Johann Freiherr von Geymüller, berühmter Bankier (1760 bis 1834), unter ihm erfolgte der Fall des Bankhauses.

3) Bernhard Freiherr v. Eskeles (1753—1839), Kompagnon von Arnstein seit 1787.

4) Moritz Graf Fries (1777—1825), berühmter Kunstfreund, unter ihm erfolgte der Fall des Bankhauses. Er war in erster Ehe mit einer Prinzessin Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst verheiratet, in zweiter Ehe mit Fanny Münzenberg.

5) Heute Palais Pallaviccini.

ein jeder Tag sah ein neues Wunder dieser Art sich begeben.

Der Baron Arnstein hatte sozusagen sich selbst übertroffen. Die seltensten Blumen, allen Klimas entlehnt, schmückten die Treppen, die Salons, die Tanzsäle mit reichstem Farbenglanze und ausgezeichnetstem Dufte. Tausende von Kerzen und Spiegeln, Gold und Seide glänzten überall. Eine ausgezeichnete Musik, wie man sie damals nur in Wien hören konnte, bezauberte das Ohr. Es war mit einem Worte eines der unvergleichlichen Resultate, welche der Reichtum erlangt, wenn er vom Geschmacke unterstützt wird.

Die vornehmste Gesellschaft von Wien drängte sich in den Salon, alle einflußreichen Personen des Kongresses, alle Fremde von Auszeichnung, alle Häupter der fürstlichen Häuser waren anwesend, es fehlten eigentlich nur noch die Souveräne. Das Auge fand entzückt alle die reizenden Frauen wieder, in deren Besitz Wien seinen Stolz setzte und welche die Seele und der schönste Schmuck dieser ausgezeichneten Feste waren.

Mitten unter diesen aristokratischen Schönheiten glänzte, ohne die Konkurrenz zu fürchten, die Baronin Fanny Arnstein[1]), mit Unermüdlichkeit den Fremden entgegenkommend, und Madame Geymüller[2]) mit dem

1) Franziska Freiin von Arnstein, geborene Itzig (1758—1818), Gemahlin des Nathan Adam. Sie konnte freilich damals keine Schönheit mehr sein, vielleicht ist ihre Tochter Henriette Freiin von Pereira-Arnstein gemeint (geb. 1780).

2) Rosalie Geymüller, früher Gouvernante im Friesschen Hause, als galante Dame und durch ihre Verschwendungssucht bekannt. Castelli beschreibt sie in seinen Memoiren (III, S. 107) als „schön und üppig gebaut, mit einem Temperament von ungewöhnlicher Heftigkeit“. Sie trug viel zum Sturze des Hauses Geymüller bei.

ätherischen Wuchse, dem zu Ehren man sie die Tochter der Luft nannte.

Die Soiree begann mit einem Konzerte. Man braucht darüber nur zu sagen, daß es von den ersten Künstlern Wiens ausgeführt wurde.

Auf das Konzert folgte ein Ball und dem Balle ein Souper, bei welchem der Baron sich ein Vergnügen daraus gemacht zu haben schien, alle Jahreszeiten und alle Entfernungen als nicht vorhanden darzustellen. Er hatte die Erzeugnisse aller Länder und aller Klimas vereinigt. Die Säle waren mit Bäumen geschmückt, die mit reichen Früchten beladen waren. Es nahm sich merkwürdig aus, mitten im Winter wie in einem Garten der Provence Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen pflücken zu sehen. Ein Raffinement des Luxus, das hier zum ersten Male an den Tag gelegt wurde.

Endlich zogen wir uns zurück, weniger erstaunt über die unerschöpfliche Abwechslung der Wunder, als über die unersättliche Begierde nach Vergnügungen.

## XVII

**Fest des Kaisers Alexander zu Ehren der Großherzogin von Oldenburg. — Der Kronprinz von Württemberg. — Der russische Tanz. Der Dichter Carpani und der Prinz von Ligne.**

Der Palast des Fürsten Razumowski strahlte von Lichtern, eine ungeheuere Menge von eingeladenen Personen belagerte den Eingang. Der Kaiser Alexander hatte ihn sich von seinem Gesandten geliehen, um darin den Souveränen ein Fest[1]) zu geben und den Namenstag seiner vielgeliebten Schwester Katharina von Oldenburg zu feiern. Diese reizende Prinzessin erregte das lebhafteste Interesse in allen Gesellschaften, auf den Promenaden war der Kronprinz von Württemberg stets an ihrer Seite.

Die Liebe war dieser weißen, anmutigen, so sinnreich koketten Taube eine Belohnung schuldig, um sie für die Entsagungsepisode ihrer ersten Heirat zu entschädigen. Im Jahre 1809 war die Rede gewesen von einer Verbindung zwischen Frankreich und Rußland, welche den Frieden befestigt haben würde.

Die Schwester des Zaren sollte das Pfand für dieselbe sein. Napoleon, welcher zu jener Zeit mit gutem Rechte auf die Freundschaft Alexanders rechnen konnte, ließ in dieser Beziehung diplomatische Schritte machen. Der russische Monarch gab seine Einwilligung ohne Mühe[2]),

1) Dieses Fest erfolgte am 6. Dezember.

2) Das ist wohl eine Übertreibung de la Gardes. Es gab sehr lange Verhandlungen darüber (vgl. Vandal, Napoléon et Alexandre I, Chap. XII).

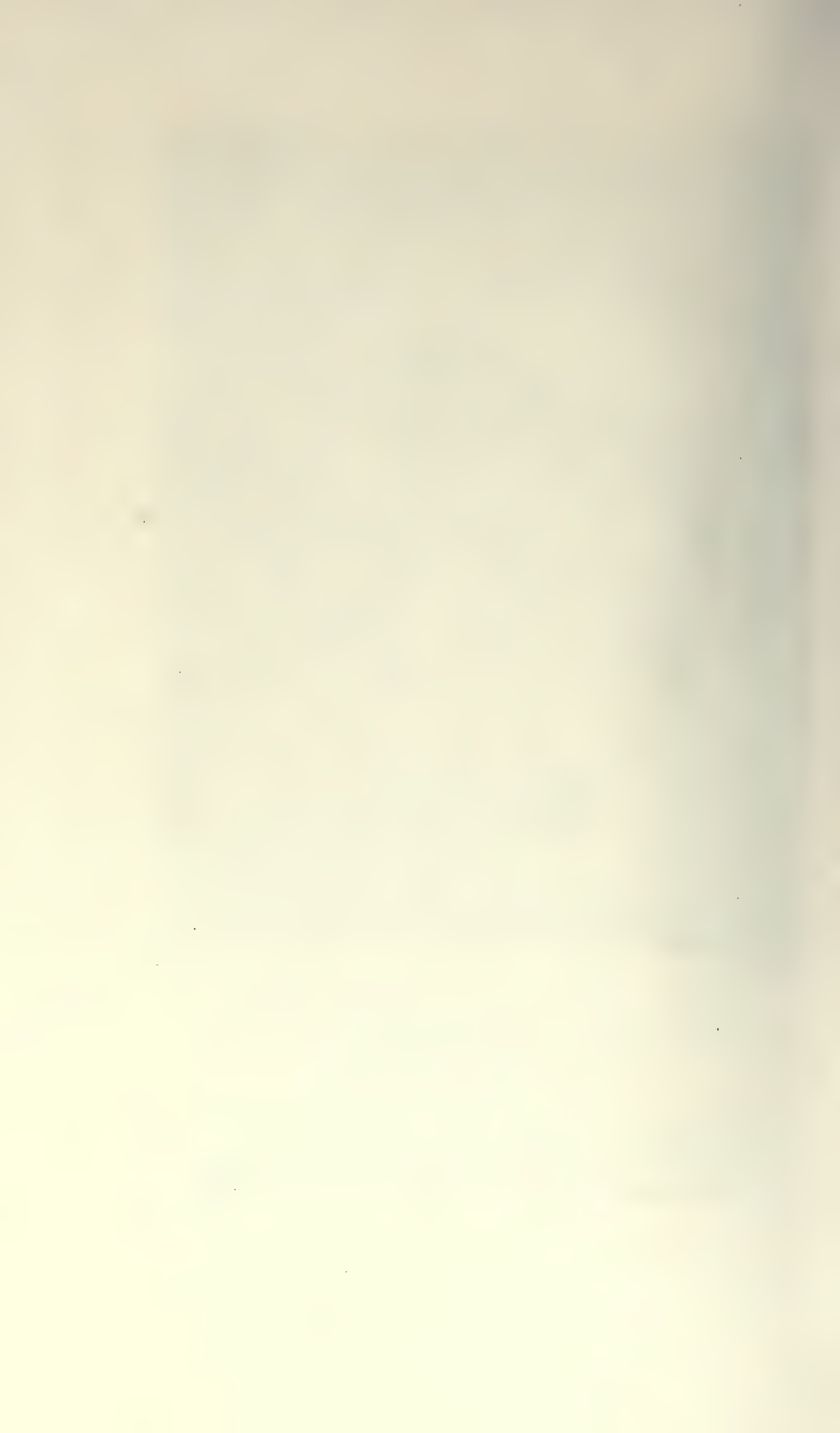


H: Benner pinx. I: Mécou sculp.

**ЕЯ ВЫСОЧЕСТВО ВЕЛИКАЯ КНЯГИНЯ**
**ЕКАТЕРИНА ПАВЛОВНА.**

*S: A: I: la Grande Duchesse Catherine.*

(Katherina Pawlowna, Königin von Württemberg).



aber plötzlich erhob sich ein Hindernis, an das man nicht gedacht hatte, es war das die unüberwindliche Abneigung der Kaiserin Mutter gegen Napoleon, welche des letzteren hochherziges Betragen gegen ihren Sohn wohl hätte besiegen können. Sobald Alexander seine Mutter um ihre Meinung über diese Heirat befragte, indem er dabei zugleich durchblicken ließ, daß sie seine eigene Billigung habe, antwortete sie ihm, sie sei bereits unmöglich, denn schon seit zwei Tagen habe der Großherzog von Oldenburg, dem sie die Hand Katharinens versprochen, ihr Wort bekommen. Alexander hatte bei so vielen edlen und schönen Eigenschaften auch noch die bewunderungswürdige, daß er einer der gehorsamsten und ehrfurchtsvollsten Söhne war: er machte deshalb keine Einwendungen, die Unterhandlungen wurden abgebrochen, die Verbindung Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin geschlossen und die Insel Elba hatte einen zukünftigen Beherrscher.

Einem Gefühle politischer Abneigung zum Opfer gefallen, wurde Katharina Herzogin von Oldenburg, und hielt in Twer, einer hübschen Stadt zwischen Moskau und Petersburg, ihren kleinen Hof, welcher an die Höfe von Ferrara und Florenz zu den glänzendsten Zeiten ihrer Kunstbedeutung erinnern[1]) konnte. Aber die Künste sind nicht alles für das Glück eines Weibes. Mit einem Manne vereinigt, den sie nicht lieben konnte, seufzte die Großherzogin, man beklagte sie erst und gewöhnte sich nachher an ihre Leiden. Um ihre angenehmsten Träume zu verwirklichen, ereignete sich von der einen Seite der Tod ihres Mannes, und andererseits gewann sie die Liebe eines jungen tapferen

1) Wohl nur „erinnern"!

galanten Prinzen, welcher auf den Stufen zum Throne stand[1]).

Durch einen seltsamen Zufall war der Kronprinz von Württemberg gleichfalls gezwungen gewesen, eine Ehe gegen seine Neigungen einzugehen. Der Wille Napoleons, welcher damals über den Geist des Königs seines Vaters alles vermochte, hatte ihm eine bayerische Prinzessin aufgedrungen, um durch dieses Bündnis allen Verstimmungen zwischen den beiden Höfen ein Ende zu machen. Seit den ersten Tagen ihrer Ehe hatte eine fortwährende Kälte und eine unbesiegbare Abneigung zwischen den beiden Gatten geherrscht, deshalb wurden sie auch nach dem Sturze Napoleons gleich geschieden, und die Prinzessin Charlotte von Bayern[2]) ging wieder zu dem König, ihrem Vater, zurück. Von einem Gatten verkannt, dessen Neigungen sie nicht hatte gewinnen können, beschwerte sie sich niemals darüber und nie verleugnete sie ihre englische Sanftmut und ihre unveränderliche Güte.

Später wurde die Kaiserkrone von Österreich ihr zuteil und sie wurde berufen, einen der ruhmvollsten Throne Europas einzunehmen. Als ihr früherer Gatte die unverhoffte Erhöhung einer Frau erfuhr, welche er von sich zurückgestoßen und deren edles Herz er kannte, rief er aus:

„Ach, nun werd' ich einen Freund mehr am Wiener Hofe haben.“

Katharina von Rußland und Wilhelm von Württem-

1) Sie wurde aber nicht glücklich durch ihn. Die Tagebücher der Gräfin Thürheim erzählen, welchen Kummer ihr der flatterhafte Gatte bereitete, und wie sie sich den Tod holte, als sie, schon krank, den Gatten bei einem Stelldichein belauschte.

2) Karoline Auguste, geb. 1792; sie wurde später als vierte Frau Kaisers Franz I. Kaiserin von Österreich.

berg waren also alle beide frei geworden, und die heftigste gegenseitige Liebe bemächtigte sich ihrer Herzen, welche, so lange Zeit durch Zwang zurückgedrängt, um so mehr den Reiz dieses Gefühles zu würdigen gelernt hatten.

Wie oft habe ich sie in den dunklen Alleen des Praters, am Ufer des majestätischen Flusses, der ihn bespült, das Geräusch des Hofes fliehen und sich ohne Zwang dem Gefühle hingeben sehen, welches sie belebte. Dort vergaßen sie die Größe und den Schimmer, waren einfach wie die sie umgebende Natur und kosteten im Geheimnisse eines vertraulichen Gespräches die Reize einer Verbindung vorher, welche alles Glück zu versüßen schien! Der Prinz war jung, wohlgebildet, von edlem Charakter und glänzender Tapferkeit; die Großherzogin höchst ausgezeichnet durch die Anmut ihres Geistes und ihrer Person. Mitunter störte ein Dritter die Süßigkeit dieser Einsamkeit zu zweien, ohne daß seine Gegenwart indessen lästig erschien; dieser Freund war ein Bruder und dieser Bruder Alexander, den damals mit ihrer Gunst zu überhäufen Ruhm und Glück wetteiferten.

Das Fest, welches der Zar zu Ehren dieser reizenden Schwester gab, war seiner brüderlichen Zärtlichkeit und der Frau würdig, die der Gegenstand desselben war. Alle Souveräne, alle berühmten Gäste des Kongresses befanden sich dort, unter ihnen sah man von vornehmen Russen den Grafen Nesselrode, die Fürsten Gagarin[1]), Dolgoruki[2]), Galizin, den Grafen Capo d'Istria, den Oberkammerherrn Nariskin, die Generale Kutu-

1) Vielleicht Alexei Iwanow Fürst Gargarin, russischer General, ermordet 1857 (s. Öttinger, Moniteur).
2) Wohl Fürst Jurji Dolgoruki, russischer General (gest. 1830).

sow[1]), Suwaroff; den Fürsten Trubetzkoy[2]), die beiden Fürsten Wolkonsky, die Fürstinnen Suwaroff, Bagration, Gagarin und viele andere durch ihre Schönheit wie durch ihre glänzenden Manieren gleich ausgezeichnete Damen. Ich fand daselbst alle moskowitische Pracht wieder, die ich in Petersburg, Moskau und in Tulczim bei der Gräfin Potocka gesehen, wo das Jahr aus 365 Festen bestand.

Die Salons des Fürsten Razumowski waren tageshell erleuchtet. Eine große Reitbahn war in einen Ballsaal umgestaltet worden. Um Abwechslung in das Vergnügen zu bringen, hatten die kaiserlichen Operntänzer ein russisches Fest vorbereiten müssen, dessen Einzelheiten mit der kleinlichsten Genauigkeit wiedergegeben wurden. Während des Tanzes traten sie als Zigeuner verkleidet ein und führten Tänze aus, mit welchen die Abkömmlinge der Pharaonen die reichen wollüstigen Feste der Bojaren verschönen. Diese Tänze mit ihren anmutigen Bewegungen und malerischen Gruppen sind nach Griffiths, des großen Reisenden, Meinung schöner noch als die Tänze der indischen Bajaderen.

Der Ball hatte mit der unvermeidlichen, gleichförmigen Polonäse begonnen. Aber was einen ganz besonderen und der Gelegenheit anmutig angepaßten Charakter trug, war der von einer der Damen der Kaiserin Elisabeth und dem Grafen General Orloff[3]) ausgeführte

1) Generaladjutant des Zaren, Bruder des Feldmarschalls. Eine Quelle schildert ihn als Heerführer einst sehr tüchtig, zur Zeit des Kongresses aber schon bejahrt, kränklich und in zerrütteten Vermögensverhältnissen (s. Strobl v. Ravelsberg, Metternich usw. I, S. 237).

2) Wassili Trubetzkoy, (1776—1841), russischer General, vermählt von 1805—1806 mit Wilhelmine Herzogin von Sagan.

3) Alexis Orloff, geb. 1786, Großneffe des berühmten Favoriten Katharinas II., Soldat, der sich während der russischen Campagne

russische Tanz. Beide waren in russische Tracht gekleidet. Der Graf trug die Kleidung eines jungen Moskowiters mit enganschließendem Kaftan, einen Gürtel von Kaschmir, einen Hut mit breiten Krämpen und Handschuhe ähnlich denen der alten Ritter: seine Tänzerin war wie eine südliche Russin gekleidet, deren Kostüm an Zierlichkeit und Reichtum mit allen Nationaltrachten wetteifern kann. In den Haaren, die vorn gescheitelt und hinten in lange herabfallende Zöpfe gekleidet waren, trug sie ein ganz mit Perlen und Edelsteinen gesticktes Diadem. Dieser Schmuck stand mit dem übrigen Teile der Kleidung in Einklang, die wie immer aus Stoffen von glänzenden Farben zusammengesetzt war.

Nichts ist anmutiger als der russische Tanz. Man denke sich eine Pantomime, welche die Begierde des Mannes darstellt, und die schüchterne Zurückhaltung eines jungen Mädchens, das mit ihrem Herzen kämpft: sie flieht, wendet sich dann wieder um und flieht dann wieder. Es ist die Galathee des Virgil. Die verschiedenen Figuren dieses Tanzes, die Stellungen, die Gefühle, die er ausdrückt, alles das wurde von den beiden Darstellern mit einer Anmut und Wahrheit wiedergegeben, welche einstimmigen Beifall erwarb.

Nach dem russischen Tanze kam die Mazurka, eine Art masowische Quadrille. Unter allen Gesellschaftstänzen gibt es keinen, der mehr Beweglichkeit erfordert und dessen Bewegungen malerischer wären. Endlich, damit nichts der Pracht des Festes fehlte, zog man nach der damals in Wien herrschenden Mode eine Lot-

namentlich bei Borodino ausgezeichnet hatte. Auch während des türkischen Feldzuges gewann er neue Lorbeeren. Er war auch diplomatisch später tätig, sein Tod erfolgte nach 1850.

terie. Ein dem Anscheine nach unbedeutender Zufall gab derselben ein unerwartetes Interesse. Die Sitte erforderte es, daß jeder durch das Los begünstigte Kavalier mit dem ihm zugefallenen Gewinne seiner Dame seine Huldigung darbrachte. Eine kostbare Zobelpalatine fiel dem Kronprinzen von Württemberg zu; er beeilte sich, dieselbe derjenigen darzubieten, welche der Gegenstand des Festes war. Die Liebe belohnte ihn dafür. Die schöne Katharina trug an ihrem Busen einen mit einer Schleife befestigten Strauß. Sie löst ihn sogleich von ihrem Kleide los und überreicht ihn dem Prinzen zum Dank für die dargebrachte Huldigung. Bei diesem öffentlichen Geständnisse eines Gefühles, welches seit einiger Zeit für niemanden ein Geheimnis mehr war, ging ein freudiges Gemurmel durch die ganze große Gesellschaft.

„Begrüßen wir die zukünftige Königin von Württemberg", sagte der Fürst Koslowski zu mir, „sie wird Königin sein, sobald der gekrönte Nimrod[1]) geruhen wird, seinen Platz abzutreten. Aber wahrhaftig, niemals hat ein Diadem eine schönere Stirn geziert!"

Dieses Zwischenspiel und die Vermutungen, zu denen es Anlaß gab, mußten, wie man leicht denken kann, dem Feste, das schon so viele Reize darbot, noch einen neuen hinzufügen.

Der Prinz von Ligne war, wie gewöhnlich, von einer Menge Zuhörer umgeben, welche begierig waren, seine glücklichen Wendungen und die pikanten Worte aufzufangen, mit denen seine Laune so freigebig war: er machte sich von ihnen los, sobald er meiner ansichtig wurde, und winkte mir, zu ihm zu kommen.

1) Der König von Württemberg war ein leidenschaftlicher Jäger zur Qual seiner Untertanen.

„Es scheint", sagte er zu mir, „daß ich auch meine Beisteuer zum Kongresse geben muß. Aber man behandelt mich denn doch ein wenig zu sehr als Merkwürdigkeit auf diesem diplomatischen Jahrmarkte; deshalb bin ich zuweilen genötigt, eine Ausgabe von Witz zu machen für Leute, welche sie gar nicht wert sind. Selber heiter, muß ich mich auch noch abmühen, diejenigen zu erheitern, welche es nicht sind. Bin ich einen Augenblick ernsthaft, so sagen sie: „Sie sind traurig", freilich, man möcht' es werden, oder: „Sie langweilen sich", es bedarf nicht mehr, um mich langweilig zu machen. Indessen, als guter Soldat habe ich niemals die Bresche verlassen und als guter Schauspieler werde ich mich erst beim Fallen des Vorhangs entfernen. Man hat mich nicht zum Mitglied der für die Anordnung der Feste vom Kaiser niedergesetzten Kommission ernannt, nichtsdestoweniger arbeite ich mit aller Macht daran, den Herrschern und Herrscherinnen den Aufenthalt in Wien so angenehm zu machen, als sie es wünschen. Zu diesem Zwecke mische ich mich unter die Zahl der sprechenden Marionetten und überlasse den handelnden Marionetten die ersten Rollen der Komödie."

— „An Zuschauern fehlt es Ihrer Bühne nicht, mein Prinz, und gebe Gott, daß alle Rollen auf dem Kongresse so wohl ausgeführt würden, als die Ihrige."

„Auch ich", fuhr er fort, „habe der reizenden Königin dieses Festes mein Sträußlein darbringen wollen. Gestern forderte sie mich heraus, bis heute Vormittag hundert Verse über einen Stoff zu machen, den sie mir angeben würde. Ich bin niemals vor einem Kampfe zurückgeschreckt und nahm die Herausforderung also an: sie bezeichnete mir sogleich als Gegenstand: „Der

Wiener im Prater." Gestern abend machte ich mich ans Werk und heute morgen hatte ich die Wette gewonnen. Gut oder übel, meine Verse waren fertig, und vor Mittag schickte ich ihr das neue poetische Erzeugnis[1]). Ich werde bei einer zweiten Ausgabe jenes Wort Voltaires vorsetzen, das er zu Mademoiselle Clairon sagte: „Ich habe die ganze Nacht für Sie gearbeitet, Madame, wie ein junger Mann von zwanzig Jahren."

— „Wie, mein Prinz", entgegnete ich, „Ihre Hoheit, die Herzogin von Oldenburg, hat Zeit, an die Poesie zu denken? Ich glaubte, sie ist ausschließlich mit der Liebe beschäftigt."

„Was diesen hübschen Roman anbetrifft, so ist er, wie Sie gesehen haben, seiner Entwicklung nahe. Der Fürst Wolkonsky sagte mir gestern, daß die Dispense der griechischen Kirche eingelaufen seien und man nun die Heirat offiziell verkünden werde."

— „Oh, wie beschützt man diese Liebenden, wie umgibt man sie mit Sorglichkeiten! Die Liebe ist in allen Ständen anmutig, aber wenn sie in der Hütte angenehm ist, ist sie in Armidas Palast berauschend."

Nicht weit von uns umgab eine zahlreiche Gruppe Carpani, einen der berühmtesten Dichter des modernen Italiens.

„Scheint es nicht," sagte er, „als ob jeder der Gäste in Wien zur Devise die Verse des Amintas genommen:

Perduto è tutto il tempo
Che in amar non si spende
(Es ist ein jeder Augenblick verloren,
Den man zum Lieben nicht erkoren.)

„Ja, man möchte sagen, daß alle diese Souveräne die Tage bedauern, welche sie mit dem Suchen von eitlem

1) Das Gedicht findet sich im Anhang der französischen Ausgabe.

Ruhm verloren haben und daß in ihren Augen nichts neidenswerter ist, als eine gegenseitige Neigung. Das sind die einzigen Lehren, welche sie befolgen, während man sie damit beschäftigt glaubt, die Geschicke der Welt zu ordnen."

Carpani ist Verfasser eines Werkes, welches mit jenem Geschmack und jener Reinheit geschrieben ist, die ihn in die erste Reihe der Schriftsteller seines Landes stellt. Der Titel dieses Gedichtes ist: „Die Vergangenheit und die Zukunft."

Die Tänze waren zu Ende. Der Prinz und ich, wir durcheilten die Säle des Palastes, den man für einen der Kunst geweihten Tempel hätte halten können, in so großer Anzahl waren die Meisterwerke, welche der geläuterte Geschmack des Herrn vom Hause hier versammelt hatte. Dort hingen Gemälde von den größten Malern und von allen Schulen; Rafael neben Rubens, van Dyk neben Correggio. Hier eine Bibliothek mit den kostbarsten Büchern, den seltensten Manuskripten angefüllt; in einem anderen Kabinette alles, was die antike Kunst und die moderne Bildnerei Zartestes und Feinstes geschaffen hat. Besonders drängte man sich in der Galerie, welche den Meisterstücken der Bildhauerkunst gewidmet war, unter welchen man mehreres vom Meißel Canovas bewunderte. Dieser Saal war durch Alabasterlampen erhellt, deren Schein alle Vollkommenheiten in diesen belebten Marmorstatuen hervortreten ließ.

Gegen zwei Uhr morgens öffnete man den ungeheueren zum Souper bestimmten Saal, der durch Tausende von Kerzen erleuchtet wurde. Fünfzig Tische waren darin aufgestellt, und aus dieser Anzahl kann man auf die Menge der Gäste schließen. Mitten unter Blumen sah

man mit der größten Verschwendung alles aufgetragen, was Italien, Deutschland, Frankreich an gastronomischen Seltenheiten darbieten kann. Der Sterlet von der Wolga, Austern von Cancale und Ostende, Trüffeln von Perigord, Orangen von Sizilien; man bemerkte eine unendliche Menge von Ananas, wie man sie noch niemals gesehen und welche die kaiserlichen Treibhäuser von Moskau den Gästen des Zaren geliefert hatten. Aus England gekommene Erdbeeren, französische Trauben, welche eben erst von dem Weinstock abgeschnitten zu sein schienen. Aber was allen Glauben überstieg, waren die mit Kirschen angefüllten Körbe, welche auf jedem der fünfzig Tische prangten; sie waren bei dem Dezemberfrost von Petersburg hergekommen und kosteten jedes Stück einen Silberrubel. In der Tat, es wird mir schwer, an meinen eigenen Erinnerungen nicht zweifelhaft zu werden, wenn ich an jene kostbare Freigebigkeit denke[1]).

Dieses Fest, das unter den täglichen, dem Vergnügen dargebotenen Kostbarkeiten des Kongresses unbedingt den Vorrang einnahm, verlängerte sich bis zum Tage. Darauf wurde ein Dejeuner aufgetragen; nach dem Dejeuner ging der Ball wieder aufs neue an und wenn sich nicht ein unerläßliches Bedürfnis nach Ruhe geltend gemacht hätte, würde man nur ungern diesen schönen Palast verlassen haben, in welchem so viele Schönheiten, so viele Berühmheiten in Fröhlichkeit versammelt waren.

Ein Vierteljahrhundert ist seit jener so lebhaften, glänzenden Gesellschaft vergangen. Die reizende Frau,

1) Als Maßstab für den Luxus bei Razumowski kann der Umstand angeführt werden, daß die „geheimen Gemächer", ihrer Möblierung nicht zu gedenken, mit Silbergeräten, Toiletten, einer kleinen Bibliothek (angemessenen Inhalts), Springwasser und Wohlgerüche atmenden Blasebälgen versehen waren (s. Traditionen, 1844. II, S. 125).

der zu Ehren sie gegeben wurde, hat seit der Zeit die Krone von Württemberg getragen, aber ach! nur zu bald zerriß der Tod die geknüpften Blumenbande und traf mit seiner Unerbittlichkeit die so gute, so vollkommene Fürstin auf dem Throne, den sie verschönte. Der Fürst Koslowski, welcher gleich mir zu Wien Zeuge und Bewunderer ihrer Liebe und Anmut gewesen ist und später als Gesandter nach Stuttgart geschickt wurde, sah sie auf dieselbe Weise sterben[1]), wie den Kaiser Alexander, ihren Bruder. Und kürzlich erst hat der Sohn Marie Louisens von Österreich und des Grafen Neipperg[2]) die Tochter dieser Katharina von Rußland geheiratet, welche Napoleon einst zur Gattin begehrt hatte. Wie wahr ist es, was der unsterbliche englische Dichter sagt:

„Es gibt viel Ding' im Himmel und auf Erden,
Von denen unsere Schulweisheit nichts träumt."

Was mich anbetrifft, so stelle ich mir, wenn meine Erinnerungen mich in jene Zeit des Glückes und der Sorglosigkeit des Wiener Kongresses versetzen, immer die gefühlvolle Katharina, nicht umgeben von Festen, sondern unter den traulichen Gebüschen des Praters wandelnd vor, wo ich sie so oft gesehen habe, stolz auf ihre Neigung zu dem Geliebten und auf ihre Zärtlichkeit zu ihrem Bruder.

1) Sie starb an den Masern.
2) Es war nur ein Stiefsohn von Maria Louise. Graf Alfred Neipperg (1807—1865) stammte aus der ersten Ehe des Gatten von Maria Louise mit einer Gräfin Grisoni und heiratete 1840 die Prinzessin Maria von Württemberg (geb. 1816). Die Sache ist also nicht so himmelschreiend.

## XVIII

**Letztes Liebesstelldichein des Prinzen von Ligne. — Rückblick auf die Vergangenheit. — Z . . . oder die Folgen des Spieles. — Das Spiel in Rußland und Polen. — Der betrogene Betrüger.**

Nach einem im Theater am Kärnthnertor verbrachten Abend kehrte ich über den Wall nach meiner Wohnung zurück und erwartete nicht, noch jemandem zu begegnen, denn an diesem Abende war merkwürdigerweise, trotz der großen Anzahl Fremder und der Menge von Festen, alles in Wien lange vor Mitternacht ruhig; das Wetter war ausgezeichnet. In der Vertiefung eines Bollwerks, das in die Gräben vorspringt, bemerkte ich eine lange Gestalt in einen weißen Mantel gehüllt, die man leicht für den Geist aus dem Hamlet hätte halten können. Ich wurde neugierig und näherte mich ihr; wie groß aber war mein Erstaunen, als ich den Prinzen von Ligne erkannte.

„Aber mein Gott, Prinz," sagte ich zu ihm, „was machen Sie hier zu dieser ungewohnten Stunde und bei dieser schneidenden Kälte?"

— „In der Liebe, sehen Sie, ist nur der Anfang reizend. Deshalb finde ich immer Vergnügen darin, wieder anzufangen. Aber in Ihrem Alter ließ ich auf mich warten, während in dem meinigen man mich warten läßt, und was noch schlimmer ist, gar nicht kommt."

„Sie sind also auf einem Rendezvous, mein Prinz?"

— „Ja, aber wie Sie sehen, bin ich allein dabei, indessen

verzeiht man doch wohl einem Buckligen die Erhöhung seines Rückens, warum sollte man mir denn nicht mein Alter verzeihen?"

„Oh, wenn es wahr ist, daß jedes Glück bei den Frauen nur in dem Widerscheine von dem Ruhme eines anderen besteht, wo wäre dann ein Weib, das nicht stolz wäre, Ihnen den ihrigen zu verdanken?"

— „Non, non: tout fuit dans le vieil âge,
Tout fuit jusqu'à l'illusion:
Ah! la nature aurait été plus sage
De la garder pour l'arrière-saison."

„Mein Prinz, ich will Sie nicht weiter stören."

— „Und ich", antwortete er, „will nicht länger warten: geben Sie mir Ihren Arm und begleiten Sie mich nach Hause."

Wir schlugen gemächlich den Weg nach seiner Wohnung ein; unterwegs nahm seine Unterhaltung einen leichten Ton des Verdrusses über diese kleine Niederlage seiner Eigenliebe an: seine Worte hatten eine schwermütige Färbung, welche ich an ihm noch nicht gekannt hatte.

„Ich möchte versucht sein zu glauben," sagte er zu mir, „daß im Leben das Nachdenken immer erst wie ein letztes Unglück kommt. Bis jetzt war ich keiner von denen, welche glauben, daß alt werden schon ein Verdienst ist. Beim Morgenrote des Lebens schwebt der Traum der Liebe mit seinen süßen Täuschungen über unserem Lenze, man setzt den Kelch des Vergnügens an seine Lippen und glaubt an die ewige Dauer desselben; aber das Alter kommt, die Zeit entschwindet und verletzt uns im Fliehen: da wird dann alles entzaubert und nimmt eine trübe Färbung an. Es ist das ein Gedanke, an den ich mich gewöhnen muß."

— „Aber, mein Prinz, Sie legen zuviel Gewicht auf eine Widerwärtigkeit, Sie müssen dieselbe auf Rechnung des gesellschaftlichen Zwanges stellen."

„Nein, nein, ich mache mir keine Täuschung: alles macht mir die Jahre bemerklich, welche sich hinter mir aufhäufen, man hält mich zu nichts mehr nütze; einst in Versailles fragte man mich über alles um Rat, über die Bälle, die Schauspiele, die Festlichkeiten, jetzt entschlägt man sich meines Beistandes, meine Zeit ist vorüber, meine Welt ist abgestorben. Sie werden mir sagen, ‚daß niemand Prophet ist . . .' ich vollende nicht. Was meinen Prophezeiungen schadet, ist das Alter des Propheten. Eine Gesellschaft junger Schauspieler erscheint auf der Bühne, um mich auszupfeifen oder zu vertreiben, aber im Grunde was ist denn heutzutage das Verdienst der Jugend, daß die ganze Welt alle Gunst an ihr verschwendet; niemals bis zu diesem Augenblicke hat der Neid sich in mein Herz einschleichen können."

— „Ich glaube es, mein Prinz, denn wer besitzt so wie Sie die Kunst zu gefallen, mit so viel Erfahrung und Verstand verbunden?"

„Man muß nicht so viel Verstand haben, um zu gefallen. Die Welt ist sehr undankbar, sie glaubt sehr viel für die Vernunft zu tun, wenn sie sie duldet, und die Erfahrung nützt ihr so wenig! Sie verschmäht ihre Lehren und es ist noch ein Glück, wenn sie den Lehrer nicht selbst zurückweist!"

Darauf kam er auf sein Leben zurück, von dem Gefühle schwermütigen Vergnügens angetrieben, welches wir darin finden, auf unsere Vergangenheit zurückzuschauen, selbst wenn sie dornenvoll ist. Mit wie größerem Rechte mußte er sich darin gefallen, sich sein Le-

ben wieder zurückzurufen, er, der dasselbe stets nur von Glück und Ruhm gekrönt gesehen hat?

„Ich hatte eine Leidenschaft für die Kriegskunst und ich kann sagen, daß von dem Tage ab, wo ich in mein Dragonerregiment Ligne eintrat, ich alle meine Grade mit der Spitze meines Degens errungen habe. Ich habe diese Wissenschaft zur Beschäftigung meines ganzen Lebens gemacht und durch meine Arbeiten mir einige edle Freunde gewonnen, als Soldat wie als General habe ich meine Pflicht getan."

— „Die Geschichte, mein Prinz, wird weder den Sturm von Belgrad[1]), noch die Schlacht von Maxen[2]) vergessen und den ruhmreichen Anteil, den Sie daran hatten, und ebensowenig Ihren glänzenden Empfang zu Versailles, als Maria Theresia Sie dorthin schickte, die freudige Botschaft davon zu überbringen."

„O ja; das sind Erinnerungen, welche man mir nicht rauben kann und in denen ich ausschließlich leben will. Wenn der Körper mit Einfall droht, stützt das Gedächtnis allein das Gebäude und kündigt uns an, daß wir noch existieren. Bis zum letzten Augenblicke meines Lebens werde ich stolz darauf sein, mit den Menschen in vertraulichem Umgange gestanden zu haben, auf welche die Augen der ganzen Welt gerichtet gewesen sind, und das ist eine Entschädigung für allen Kummer. Ich habe stets den Ruhm geliebt, eine Gleichgültigkeit für denselben kann nur erheuchelt sein. Und doch erkenne ich alle Tage die Leere dessen, was man übereingekommen ist, Berühmtheit zu nennen."

— „Wie, mein Prinz, können Sie so sprechen, der

1) 1789.
2) 1759.

hier der Gegenstand der allgemeinen Huldigung und Bewunderung ist?“

„Mein Kind, was ist der eitle Lärm von Ruhm, um welchen der Mensch sich beeifert, morgen vielleicht schon vermischt er sich mit dem Klange der Glocken, welcher verkündet, daß er nicht mehr ist.“

Darauf begann er von den süßen Augenblicken zu sprechen, welche er der Liebe verdankt hatte.

„Und auch ich,“ sagte er, „habe diese kostbare Zeit des Lebens genossen, in welcher die Jugend sich an allen schmeichlerischen Versprechungen berauscht, welche das reifere Alter so selten hält und die das Alter mit seinem Hauche verweht. Da haben die Tage die Schnelligkeit von Augenblicken und die Augenblicke den Wert von Jahrhunderten. Glücklich, wer sie zu benutzen versteht! Das Leben ist ein Becher mit klarem Wasser, das während des Trinkens sich trübt: die ersten Tropfen sind Ambrosia, aber die Hefe liegt auf dem Boden des Gefäßes; je bewegter die Existenz ist, je bittrer wird gegen das Ende hin der Trank. Indessen was verliert man dabei; der Mensch langt beim Grabe an wie ein Zerstreuter an der Tür seines Hauses. Und hier bin ich an der Tür des meinigen. Gute Nacht, mein Kind. Sie, der Sie Ihre Laufbahn erst beginnen, wenden Sie Ihre Augenblicke noch besser an. Das Schicksal hat die traurigsten wie die glücklichsten gezählt, und vergessen Sie nicht was Ihr Delille sagt: „Unsere schönsten Tage entfliehen zuerst.“

Und ich verließ den vortrefflichen Prinzen, diesen außerordentlichen Mann, welcher vielleicht keine andere Schwachheit hatte, als die, seine Neigungen nicht dem Alter unterwürfig machen und gegen die Zeit ankämpfen zu wollen, den unsichtbaren Athleten, den

noch niemand besiegt hat. Ach, er glaubte an die Sage von Anacreon, dessen von achtzig Wintern gebleichte Haare die Liebe noch mit Rosen kränzte.

Dieses Stelldichein des Prinzen von Ligne sollte sein letztes sein. Als er so vom Grabe sprach, dessen Rand der Mensch betritt, ohne daran zu denken, war er weit entfernt zu glauben, daß er schon mit einem Fuß in dem seinigen stand. Ich habe seitdem sehr oft an die Traurigkeit gedacht, welche sich über diese seine Worte verbreitete, und darin eine Art von prophetischer Verkündigung gesehen: aber der Prinz von Ligne hatte sich niemals mit dem Gedanken an den Tod beschäftigt. Nicht daß er Furcht davor empfunden hätte, zu keiner Zeit konnte irgend eine Art von Furcht ihm nahen. Wenn er mitunter von dem Alter mit einer Art Schwermut sprach, geschah es nur, weil er bemerkte, daß er der neuen Welt, die ihn umgab, nicht mehr so gefiel, als er einst den Freunden seiner Jugend gefallen hatte.

Ich setzte also einsam und nachdenklich meinen nächtlichen Spaziergang fort, wiederholte mir die Verse, welche der Prinz so glücklich improvisiert hatte, und befand mich an der Tür des Gasthofes „Zum römischen Kaiser", als der Graf Z . . .[1]) gerade heimkehrte. Um die düsteren Gedanken, mit welchen die Traurigkeit des Prinzen mich angesteckt hatte, zu verscheuchen, nahm ich den Vorschlag an, den mir der Graf machte, mit ihm ein Glas Punsch zu trinken und folgte ihm auf sein Zimmer.

Z . . . war der Sohn eines begünstigten Ministers

1) Es soll sich um den Sohn von Zawadowski (oder Sawadowski) handeln, der von 1776—1777 Günstling Katharinas II. war. Zawadowski war sehr reich, er hatte über hunderttausend Rubel Einkünfte (s. Helbing, Russische Günstlinge usw., S. 263 ff.).

Katharinens II. und hatte kürzlich seinen Vater verloren, der ihm eine beträchtliche Erbschaft hinterließ, welche auf mehr als 30 000 Bauern geschätzt wurde. Ich hatte ihn sehr viel in Petersburg gesehen, wo seine Geburt, seine große Sanftmut des Charakters, seine für sein Alter höchst ausgebreiteten Kenntnisse ihn in den gewähltesten Zirkeln gesucht gemacht hatten. Seit kurzem zum Kammerjunker ernannt, nahm er sich vor, seine Erziehung durch Reisen zu vervollkommnen; er begann damit in Wien. Es war dies eine sehr interessante Vorrede in dem Buche des Lebens, das er, wie er sagte, Seite für Seite lesen wollte.

„Ich habe," sagte er zu mir, „meinen Abend bei dem Fürsten Razumowski, meinem Verwandten, zugebracht. Sein Palais ist noch ganz mit den Möbeln, den Draperien und Blumen, den Überbleibseln des blendenden Festes, überfüllt. In der Tat, es ist ebenso lehrreich, die Ruinen eines Balles zu betrachten, als die Ruinen von Monumenten und Reichen."

Ich erzählte ihm meinerseits das Zusammentreffen, das ich eben gehabt hatte; und als der Punsch nach und nach meine Schwermut verscheuchte, so begannen wir mit dem Egoismus junger Leute, etwas über die Greise zu spotten, welche die Anmaßung haben, mit dem Eise des Alters das Feuer der Liebe verbinden zu wollen. Ich erzählte ihm jenes Abenteuer des Grafen Maurepas, welches zur Zeit seines letzten Ministeriums ganz Versailles zum Gelächter gedient hatte.

Gleich dem Prinzen von Ligne hatte Herr von Maurepas[1]) in seinem achtzigsten Jahre noch die galanten

1) J. Fr. Maurepas (1701—1781), Minister unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. Seine Übertreibungen von Heldentaten auf dem Gebiete der Liebe machten ihn zuweilen lächerlich.

Gewohnheiten beibehalten, welche nur der Anteil der Jugend sein sollten. Die schöne und geistreiche Marquise von . . . war der Gegenstand seiner achtzigjährigen Zärtlichkeit; von einer Hartnäckigkeit ohne einen möglichen Ausgang belästigt, beschloß sie, der Sache ein Ende zu machen. Der alte Schmachtende war eines Tages bei ihr in ihrem Boudoir und begann wieder die klägliche Geschichte seiner Leiden, welche durch die Reize der von ihm angebeteten Schönen hervorgerufen würden. Die Marquise scheint gerührt, der Liebhaber wird dringender, endlich erscheint der Augenblick, der seine Bemühungen krönen soll. „Sie wollen es also?“ sagt zu ihm die Marquise von . . . „Nun gut, so verriegeln Sie wenigstens die Tür.“ Der Graf steht auf, schließt die Tür, aber nicht von innen, sondern von außen und schleicht sich leise weg, ohne von seiner boshaften Geliebten anders Abschied zu nehmen.

Wir mußten alle beide dieser Entwicklung unseren ganzen Beifall schenken.

Ich erwartete am anderen Tage zwei ungarische Pferde, von denen man mir versichert hatte, daß sie die besten Traber in Wien seien. Da ich sie probieren wollte, so fragte ich Z . . ., ob er morgen mit mir nach dem Prater fahren wolle; er versprach es mir. Indem wir noch so von den Trabern sprachen, deren ausgezeichnetste in Europa, wie ich glaube, denen nicht gleich kommen, welche man in Moskau zur Schlittenfahrt auf der Moskwa hat, legte sich der Graf ins Bett, da er sehr ermüdet von den Mazurkas war, welche er am vorigen Tage einige deutsche Damen hatte lehren müssen, die mit ziemlicher Schwierigkeit statt der steifen deutschen Menuetts die anmutige Schmiegsamkeit des polnischen Tanzes hatten versuchen wollen.

„Gute Nacht also, mein lieber Graf," sagte ich zu ihm, „ich will Sie schlafen lassen, die Lichter auslöschen und die Kerze Ihrem Kammerdiener geben; schlafen Sie wohl, aber morgen punkt 10 Uhr halten Sie sich bereit."

Am anderen Tage zur bestimmten Stunde waren die Pferde vor mein Karrikel gespannt, ich war bald an der Tür des Grafen Z . . ., aber als ich eintreten wollte, sagte mir sein Diener: „Der Graf schläft."

— „Wie, er schläft am hellen Tage, wenn er mitternacht zu Bett gegangen ist? Ich will ihn über seine Faulheit schelten."

Ich trete sogleich in sein Zimmer, die Vorhänge waren noch niedergelassen.

„Auf, auf, Faulenzer," sagte ich zu ihm, „der Wagen erwartet Sie, sind Sie krank?"

Er erwacht, richtet sich im Bette auf und bringt die Hände an seine Augen, als wolle er Tränen daraus wegwischen:

„O mein Vater," rief er aus, „ach, warum hab' ich meinen Vater verloren!"

— „Aber, mein lieber Graf, welcher Alp hat Sie denn gedrückt? was hat das Andenken Ihres Vaters mit den Pferden gemein, die wir probieren wollen?"

„O mein Freund, es ist kein Traum, sondern gräßliche Wirklichkeit: ich habe diese Nacht zwei Millionen verloren."

— „Sind Sie toll, Z . . .? Sie liegen noch in dem Bette, in welchem ich Sie gestern verlassen habe, und ich habe die Lichter ausgelöscht, als ich ging. Sind Sie Nachtwandler oder schlafen Sie noch?"

„Nein, mein Freund, aber ich erwache aus einem Schlafe, von dem ich wollte, es wäre mein letzter gewe-

sen. S . . .[1]) und der Graf B. kamen gestern in mein Zimmer, als Sie gegangen waren, sie zündeten die Lichter wieder an, welche Sie ausgelöscht: wir haben die ganze Nacht durch gespielt und ich habe zwei Millionen verspielt, für welche ich ihnen Wechsel gegeben habe; sehen Sie sich nur um.“ Ich gehe zum Fenster und ziehe die Vorhänge zurück. Im ganzen Zimmer liegen Karten umher, welche sie sich im Gasthofe hatten geben lassen, und der Ruin des unglücklichen jungen Mannes war schon vor Tagesanbruch zustande gebracht.

„Oh, dieses Spiel kann ja doch nur Scherz von ihrer Seite sein, mein teurer Graf. Beruhigen Sie sich: es ist nicht möglich, daß sie bei der Absicht beharren, ihren Freund ganz und gar zu berauben. Sie sind alle beide auch meine Freunde, aber ich würde aufhören, sie als solche zu betrachten, wenn sie nur einen Augenblick zauderten, eine so schmachvolle Nacht bis auf die Erinnerung daran ungeschehen zu machen.“

Ich verließ ihn mit diesen Worten, um mich zu S. zu begeben; ich wandte alles auf, was man nur an Beredtsamkeit beibringen kann, um ihn zur Aufgebung seiner Ansprüche zu bewegen, ich setzte ihm die traurigen Folgen auseinander, welche für ihn daraus entspringen könnten, wenn eine solche Geschichte dem Kaiser Alexander zu Ohren käme. Ich verhehlte ihm nicht, wie sehr es zu fürchten sei, daß bei der Abneigung dieses Fürsten gegen das Spiel er ein Beispiel statuieren wolle, um künftigen Falles so beklagenswerten Folgen vorzubeugen, und daß er vielleicht gerade ihn, S., wählen würde, damit das Beispiel recht in die Augen fallend sei. Aber alles, was ich versuchte, um ihn zur Vernunft

1) Wahrscheinlich General Suwaroff, da kein anderer russischer General, dessen Name mit S. anfängt, in Betracht kommen kann.

und zu einem Billigkeitsgefühle zurückzubringen, war fruchtlos. Er machte mein sentimentales Pathos lächerlich und schloß mit dem Vorschlag, mir meinen Wagen und meine Pferde abzugewinnen, damit ich, fügte er hinzu, für meine eigene Rechnung zu predigen habe. Ich verließ ihn entrüstet.

Von dem Militär begab ich mich zu dem Diplomaten, den ich viel kälter fand; er hielt mir lange Reden, um mir zu beweisen, daß nichts rechtschaffener, ehrenwerter sei, als einen jungen Mann von einundzwanzig Jahren um Mitternacht zu wecken und das Seinige ihm in wenigen Stunden abzugewinnen.

„Verlohnt es denn der Mühe, über den Verlust von einigen Bumaschkis[1]) so viel Geschrei zu machen," fügte er hinzu, „wenn wir hier so viele Reklamationen von Thronen sehen, welche bei einem unglücklichen Spiele verloren gegangen sind! Die Verlierenden appellieren auch dagegen, aber glauben Sie, daß man sie anhört? Sie müssen einem Herrn begegnet sein, welcher eben von mir wegging, als Sie eintraten; nun gut, es war der Marquis von Brignole[2]), er ist hierhergekommen, um die Unabhängigkeit von Genua zu reklamieren. Als Abgesandter dieser in den letzten Zügen liegenden Republik hat er eine energische Protestation an den Kongreß gerichtet, hier ist sie, lesen Sie. Trotz aller seiner Logik hat ihn Herr von Metternich doch abgeführt, man gibt Genua an Piemont, welches es gewinnt und behält. Venedig verschwindet trotz seiner uralten Weisheit. Hat das adriatische Meer es verschlungen? Nein, Österreich gewinnt es und behält es. Malta verlangt vom Kongresse

1) So heißt das russische Papiergeld.

2) Berühmtes genuesisches Geschlecht, von dem mehrere Dogen stammen.

nur sein Wappen und seinen Felsen, aber England hat es gewonnen, wie man sagt, und behält es. Preußen gewinnt Sachsen, Schweden Norwegen, Rußland Polen. Europa steht hier um den großen grünen Tisch und man spielt um Staaten, ein einziger Wurf der diplomatischen Würfel bringt hunderttausend, eine Million von Köpfen ein[1]). Warum soll ich nicht einige Stücke Papier gewinnen, wenn das Glück mich begünstigt?"

— „Aber von Ihrem Freunde, Herr Graf!"

„Oh, glauben Sie vielleicht, daß in Beziehung auf den Thron sogar man die Verwandtschaft gelten läßt? Gehen Sie, gehen Sie, Figaro hat schon lange das Problem gelöst:

„Was gut zum Nehmen ist, ist auch gut zum Behalten."

Konnte man auf solche Grundsätze anders als mit Verachtung antworten? Ich verließ ihn und kehrte zu Z . . . zurück, um ihm den geringen Erfolg meiner Versuche mitzuteilen.

„Ich war davon überzeugt," sagte er zu mir. „Oh, der Biß einer Schlange ist nicht so empfindlich, als der Undank eines Freundes. Es gibt nur ein Mittel bei solchen Leuten, und das will ich anwenden."

Er hatte sein kaltes Blut wiedergewonnen, kleidete sich an, und ging zum Oberkammerherrn Nariskin, von dem er vermöge seiner Hofcharge abhing, und dem er vermutlich von seinem Mißgeschicke und von dem Rechte Mitteilung machen wollte, daß er sich zu verschaffen gedachte. Er hielt mich ab, ihn zu begleiten, und ich mußte meine Pferde allein probieren, denen ich

1) Das Wort Köpfe wurde bei allen Tauschverträgen, Zerstückelungen von Gebieten oder Teilungen von Königreichen als maßgebend gebraucht. (Not. d. Verf.)

eine Schnelligkeit gewünscht hätte, welche imstande gewesen wäre, mich mit der peinlichen Erinnerung der letzten Stunden zu entreißen.

Dergleichen Episoden waren in Rußland und Polen nicht selten. Die unselige Leidenschaft zum Spiele wurde dort aufs äußerste getrieben. Sie war förmlich zum Wahnsinn, zur Wut geworden und rechtfertigte den Ausspruch Deshoulières nur zu sehr:

„Man beginnt damit, der Betrogene zu sein,
„Und endet als Betrüger."

Alle Tage begegnete man in der Gesellschaft Opfern, welche dartaten, daß in wenigen Stunden ganze Vermögen ihre Herren wechseln können.

Ich erinnere mich, daß nach dem Tode des Grafen Potocki in Tulczim seine Kinder erster Ehe in den Besitz ihres ungeheueren Vermögens gesetzt wurden. Zwei von ihnen wurden auf der Universität Leipzig erzogen und empfingen während der Lebenszeit ihres Vaters nur einige Dukaten wöchentlich für ihre kleinen Ausgaben. Als sie einmal in den Besitz ihrer Erbschaft gekommen waren, ergaben sie sich kopfüber den Ausschweifungen des Spieles. Der älteste, der Graf Schesney verlor binnen drei Jahren dreißig Millionen Gulden, indem er mit seinem Intendanten Pharao spielte. Kurze Zeit darauf mußte Herr von Fontenay, sein Freund, welcher ihn nicht verlassen hatte, sich hundert Louisdor leihen, um ihn in Aachen, wo er starb, anständig beerdigen lassen zu können.

Mitunter boten die Glückswechsel des Spieles noch erstaunlichere Veränderungen dar: davon ist Folgendes ein Beispiel. Der Fürst G. . in[1]) hatte sich auf eine Partie eingelassen, bei welcher er verlor. Länder, Güter,

1) Gagarin? Galizin?

Bauern, Renten, Schlösser, Möbel, Kleinode, alles war schon verschlungen. Es blieb ihm nichts als ein Wagen, der ihn vor der Tür erwartete: er setzt ihn, und sogleich ist er auch verloren.

Eine Minute darauf folgen die Pferde dem Wagen nach.

„Ich habe das Geschirr nicht mitgesetzt, das mit Silber beschlagene Geschirr, das erst von Petersburg gekommen ist."

Man spielt um das Geschirr. Aber da wendet sich plötzlich das Glück und wird dem Fürsten so günstig, als es ihm vorher abwendig gewesen war. In wenig Stunden gewinnt er nicht bloß die Pferde, den Wagen, die Juwelen, sondern auch noch alles Übrige zurück, was er so schnell verloren hatte, und bloß durch die Geschirre, welche an den Wagen des Glückes gespannt zu sein schienen. Es ist unbegreiflich, wie ein Mensch einen solchen Glücksstoß aushalten kann. Indeß war G... in nicht gegen die Ursache seines Glückes undankbar. In Moskau in seinem prächtigen Palaste habe ich das Geschirr an einem in die Augen fallenden Orte aufgehangen und durch einen Glasschrank geschützt gefunden, wie eine kostbare Reliquie, als ein Zeichen von dem seltsamsten Wechsel des Glückes im Spiel.

Während meines Aufenthalts in Rußland war derselbe Fürst G... in der Gegenstand eines gewandten Betruges gewesen, bei welchem er sich nicht so glücklich aus der Schlinge gezogen hat. Er war ein großer Liebhaber von Edelsteinen und machte Anspruch, sich darauf zu verstehen. Eines Tages sieht er in dem Spielsaal des englischen Klubs zu Moskau einen Italiener, an dessen Finger ein Ring prangt, der mit einem Diamanten von

dem reinsten Wasser und von seltener Schönheit geschmückt ist. Der Fürst nähert sich dem Träger eines so kostbaren Kleinodes und bittet um die Erlaubnis, es ansehen zu dürfen.

„Auch Sie, mein Fürst," sagt der Italiener, „lassen sich täuschen: was Sie für einen Diamanten halten, ist nichts als Straß, freilich von seltener Schönheit."

— „Nein, niemals hat Straß ein solches Feuer gehabt: vertrauen Sie mir den Ring auf einige Stunden an. Ich möchte ihn gern dem Juwelier des Kaisers zeigen und ihm beweisen, zu welchem Grade von Vollkommenheit die Nachahmung gekommen ist."

Der Italiener macht keine Schwierigkeit, dem Fürsten den Ring anzuvertrauen. Dieser eilt sogleich zu dem Juwelier und fragt ihn, was der Wert dieses schönen Solitärs sein könnte. Der Kaufmann betrachtet ihn, wiegt, prüft und antwortet, daß er selten einen so kostbaren Diamanten gesehen.

„Aber es ist nur Straß," ruft der Fürst ganz freudig aus.

Von neuem prüft der Juwelier den Stein, dreht ihn hin und her, wiegt ihn nochmals und versichert, daß es ein Diamant ist, und ein Diamant von vollkommenster Schönheit, der im Handel mindestens hunderttausend Rubel wert sei; und wenn der Fürst ihn losschlagen wolle, würde er für seine Person ihm achtzigtausend Rubel dafür geben. G...in läßt sich diese Versicherung mehrere Male wiederholen und kehrt in den Spielsaal zurück. Der Italiener sitzt ruhig am grünen Tische und macht seine Partie Piket. Der Fürst gibt ihm seinen Ring zurück und bittet ihn, ihm denselben zu verkaufen. Der Spieler antwortet, daß er kein Geld brauche, und daß der Ring auch überdies keinen Wert habe.

G...in dringt in ihn, der Italiener weigert sich. Er hält, wie er sagt, nur auf dieses Kleinod, da es ein Andenken ist, das er von seiner Mutter empfangen hat, und von dem er sich niemals zu trennen versprochen. Durch einen großen Vorteil geködert, bietet ihm der Fürst zehntausend Rubel, und endlich dreißigtausend. Der Italiener ist unerbittlich und wiederholt, daß der Stein nur Straß ist. Dadurch gereizt geht der Russe immer weiter und bietet bis fünfzigtausend Rubel dem eigensinnigen Eigentümer.

„Sie verlangen es durchaus, mein Fürst," sagt endlich dieser zu ihm; „und Sie alle, meine Herren — er wandte sich zu den Spielern — sind meine Zeugen, daß der Fürst mich nötigt, ihm einen Ring von Straß für fünfzigtausend Rubel zu verkaufen."

— „Geben Sie nur her," sagte G...in ungeduldig, „ich weiß, woran ich mich zu halten habe."

Der Italiener übergibt seinen Ring dem Fürsten, der, von dem Kaufe ganz entzückt, ihm dagegen eine Anweisung von fünfzigtausend Rubeln auf seinen Intendanten gibt. Eine Stunde darauf war die Summe bezahlt.

Am anderen Morgen begibt sich der Fürst wieder zu dem Hofjuwelier und kündigt ihm an, daß er ihm den Diamanten von gestern verkaufen wolle.

„Aber dieser Stein ist nur Straß," antwortet ihm der Kaufmann; „ein sehr schöner, meiner Treu. Es ist zum Erstaunen, wie er dem Solitär gleicht, welchen Sie mir gestern gezeigt haben: dieselbe Form, derselbe Schnitt. Ein anderer sogar als Sie, mein Fürst, würde sich haben täuschen lassen."

Ganz bestürzt erkennt G...in bald selbst die schreckliche Wahrheit: er war von einem gewandten Spitz-

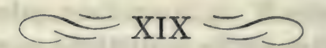
buben angeführt worden. Im Augenblicke des Kaufes hatte der Italiener durch ein geschicktes Handmanöver dem echten Diamanten einen falschen Stein untergeschoben, der ihm zum Verwechseln ähnlich sah. Man suchte ihn in ganz Moskau: aber man erfuhr bald, daß er einige Stunden, nachdem er die Summe von 50 000 Rubeln bezogen, die Flucht ergriffen hatte. Was den Fürsten anbetrifft, so hatte er außer dem Kummer, eine so starke Summe verloren zu haben, auch noch den, daß ihn niemand beklagte; denn er hatte einen Betrüger betrügen wollen.

Das Abenteuer von Z... machte großen Lärm in Wien: die Größe der verlorenen Summe, der Ort, die Zeit, alles hatte den Anschein einer wohlüberlegten Berechnung, welche man indessen wieder nicht mit dem Alter der Spieler in Einklang bringen konnte, da der älteste von ihnen kaum dreiundzwanzig Jahre zählte. Die Folge bestätigte nur zu sehr, was ich S... vorhergesagt hatte. Alexander hatte die entschiedenste Abneigung gegen das Spiel und die Spieler: von dem Augenblicke an entzog er ihnen alle seine Gunst; und acht Monate darauf in Paris sagte mir S... in dem Kabinett des Kaisers selbst im Elysée-Bourbon, er gäbe gern die Hälfte seines Vermögens darum, wenn ihm die Geschichte nicht passiert wäre oder wenn er mir wenigstens gefolgt wäre und die Sache beigelegt hätte.

Z... und der Graf B... schlugen sich auf Degen: Z... verwundete seinen Gegner, und man vereinigte sich auf eine mäßige Summe. Aber der Kaiser Alexander bewahrte seinen Groll darüber. Einige Jahre darauf schrieb der junge Graf, der wohl wußte, daß man in Rußland nicht bloß nötig hat, jemand zu sein, sondern

auch etwas sein muß, an den Kaiser und bat, ihn der Gesandtschaft zu Florenz als Attaché beizugeben; aber Alexander ließ ihm abschlägig antworten, und zwar in folgenden Ausdrücken:

„In Erinnerung an die unserer erhabenen Mutter von dem Grafen B . . ., Ihrem Vater, geleisteten Dienste entschuldige ich die unziemliche Anmaßung Ihrer Bitte."



## XIX

Redoutenball. — Der Prinz von Ligne und ein Domino. — Lebende Bilder. — Der Pascha von Surena. — Zusammentreffen mit zwei maskierten Damen. — Erinnerung an den Fürsten Talleyrand.

Unter den peinlichen Eindrücken des Auftritts am Morgen verbrachte ich den Tag in Nachdenken und Traurigkeit. Der so schnelle Ruin Z . . .s, der Gleichmut seiner beiden Gegner, die unvermeidlichen Folgen einer solchen Aufsehen erregenden Geschichte machten mich gar nicht geneigt, an den täglichen Freuden des Kongresses teilzunehmen. Indessen beendete die Ankunft Ypsilantis diese trüben Gedanken. Er kam, um mich zum Besuche des maskierten Balles[1]) aufzufordern, welchen der Hof in dem kleinen Redoutensaal gab, und dem einige lebende Bilder vorausgehen sollten. Ich wehrte mich dagegen: er bat mich indessen dringend darum, und endlich gab ich ihm nach.

Diese Redoute unterschied sich nicht wesentlich von den früher gegebenen: es war fast jede Woche eine solche. Nachdem wir einige Male in den prächtigen Sälen umhergegangen waren, welche, wie gewöhnlich, den herrlichsten Anblick aller Arten von Luxus und Vergnügen darboten, begaben wir uns in den Saal, in welchem die lebenden Bilder aufgeführt wurden. In der

1) Vielleicht derer am 6. November oder jener am 20. November zum Besten des Fondes bildender Künstler.

ersten Reihe saßen bereits die Souveräne, die Kaiser, die Königinnen, und hinter ihnen dicht gedrängt die politischen Berühmtheiten des Kongresses. Einige Augenblicke darauf hob sich der Vorhang.

Das erste dargestellte Gemälde war die spanische Tertulla und das zweite die Familie des Darius zu den Füßen Alexanders, nach der schönen Komposition Lebruns. Der Graf Schönfeld stellte Alexander dar, die reizende Sophie Zichy die Statira. In den Zügen, in der Haltung des ersteren gab sich der milde Stolz des Siegers kund, gemäßigt durch das Wohlwollen und die Bescheidenheit des Helden: die Gräfin, welche noch schöner war als die Figur des Gemäldes, hatte zu gleicher Zeit den Ausdruck von Bewunderung und Schmerz. Die jüngsten und reizendsten Damen des Hofes stellten die Töchter des Darius und das Gefolge Statiras dar. Der heroische und rührende Ausdruck der Hauptdarsteller, die Wahrheit der Stellungen, die glückliche Anwendung der Lichteffekte, alles gab dem Gemälde zu gleicher Zeit etwas Großartiges und Weiches. Einstimmiger Beifall hallte im Saale wieder.

Darauf gab man den Pascha von Surena, eine geistreiche Komödie des Herrn Etienne. Die Hauptrollen hatten die Damen Sophie Zichy und Mariássy, die Fürstinnen Marie Metternich und Therese Esterházy, der Graf Waldstein, der Fürst Anton Radziwil und einige andere der vornehmsten Personen am Hofe; das hübsche Stück wurde mit Gewandtheit gespielt und lebhaft applaudiert.

Danach begab sich die Menge der Zuschauer in den Tanzsaal. Eine der ersten Personen, die ich sah, war der Prinz von Ligne. Sein Angesicht strahlte von Glück, sein Gang hatte alle anmutige Lebhaftigkeit wieder an-

genommen. Es war gar nicht mehr derselbe Mensch wie bei unserem nächtlichen Zusammentreffen. Er hatte eine Dame im blauen Domino unter dem Arm; an ihrem Wuchse, dem Ton ihrer Stimme, ihrem ganzen Wesen konnte man leicht begreifen, wie groß sein Verdruß und seine getäuschte Erwartung auf dem Walle hatte sein müssen.

Ich ging leise an ihm vorbei.

„Mir scheint," sagte ich zu ihm, „daß es Ihnen gestern Abend bloß an Geduld gefehlt hat!"

— „Sie haben recht", antwortete er, „man muß zu warten verstehen. Das ist die große Kunst des Lebens."

Ich entfernte mich: aber ich glaubte in der Dame, welche ihn begleitete, Madame A . . . P . . .[1]) erkannt zu haben, jene junge, reizende Griechin, mit der sich die vornehmste Gesellschaft damals ganz und gar beschäftigte. Eine unglückliche Liebe, deren Held der Fürst von K . . . gewesen war, hatte der schönen und gefühlvollen Hälfte des österreichischen Adels Teilnahme für ihr Schicksal eingeflößt; ihre außerordentliche Schönheit hatte ihr unter der anderen Hälfte der europäischen Berühmtheiten einen Anhang erworben. Ihr Roman, den man sich ins Ohr flüsterte, war einfach

1) Es handelt sich um Alexandra Pauline Panam, die die Geliebte des Herzogs Ernst I. von Koburg (1781—1844) war. Sie war 1793 als Tochter eines Seidenfabrikanten, der lange in Smyrna gelebt hatte, geboren worden. Der Herzog lernte sie 1807 in Paris kennen, er nahm sie nach Koburg mit, wo sie geheiratet werden wollte, was sie aber natürlich nicht erreichte. Sie fand während des Wiener Kongresses an de Ligne einen lebhaften Verteidiger. Auf dessen Anraten brachte sie ihren Liebesroman zu Papier, der alte Herr verfaßte sogar ein Vorwort dazu, worin er u. a. sagte: „Les actions du Duc de Coburg sont de son rang, mais non plus de son temps." Ihr Angriff gegen den Herzog erschien indessen erst 1823 unter dem Titel Lettres d'une jeune Grecque." (Vgl. Memoiren einer jungen Griechin usw. Wels 1869, 2 Bde., 8°.)

und rührend. In frühem Alter, wo man noch die ernsten Folgen eines ersten Fehlers nicht einsieht, verführt, war sie, kaum Geliebte, auch schon Mutter geworden. Bald wurde ihr Herz und ihr Leben durch Treulosigkeit getrübt. Zwar stellten sich Tröster in Menge ein; aber ohne Zweifel hatte sie die Erfahrung gelehrt, daß ein erster Fall nur Vergebung findet, wen ihm kein zweiter folgt. Indessen bedurfte sie eines Beschützers: sie wählte klugerweise den Prinzen von Ligne, dessen Alter die Bosheit zum Schweigen bringen konnte. Alles beschränkte sich, wie man sagt, auf einen brieflichen Verkehr: die Briefe des jungen Mädchens waren von der Art, wie sie Frauen aller Länder und in allen Ständen zu schreiben verstehen, und die des berühmten Greises, wie sie niemand damals mehr schrieb. Die letzteren enthielten ein reizendes Gemisch eines Gefühles, das vielleicht lebhafter als Freundschaft und durch Vernunft, durch eine väterliche Zuneigung gemildert war.

Die Quadrillen begannen sogleich, nicht wie es gewöhnlich auf den festlichen Bällen geschah, wo man fast nur die Polonaise tanzte. Einige Augenblicke darauf bemerkte ich den Prinzen von Ligne aufs neue: er war allein. Ich näherte mich ihm.

„Sehen Sie", sagte er zu mir, „diese artige Bajadere, welche hier nahebei in der Quadrille steht. Sollte man nicht glauben, daß es eines der verführerischsten jungen Mädchen auf der Redoute ist? Aber beim dritten Worte habe ich sie erkannt, es ist der junge Alfred[1]), Bruder des Grafen Woyna."

— „Wie, mein Prinz, ein junger Mann?"

1) Graf Felix Woyna, der doch hier gemeint ist, hatte nur zwei Brüder, namens Eduard und Moritz.

„Ei freilich, ein Knabe als Mädchen. Was wäre denn da so Erstaunliches dabei? Habe ich nicht Ihren berühmten Tänzer Duport[1]) aus der Pariser Tanzakademie in Weiberkleidung entwischen, nach Wien kommen, aus dem Postwagen treten, bei der Fürstin Johann Liechtenstein absteigen und die ganze Nacht, stets als Frauenzimmer, zur großen Bewunderung des Kreises von Zuschauern tanzen sehen, die ihm am anderen Tage im Hoftheater Beifall klatschten, wo er ebenfalls als Frau in seinem Ballett Achilles auf Skyros tanzte. Ja, mein Kind, es gibt noch anderswo Verkleidungen als auf der Redoute, und da Sie gern die kleinen poetischen Nichtsnutzigkeiten sammeln, welche mit im Frühling wie im Herbste meines Lebens entschlüpft sind, so will ich Sie morgen mit einer meiner Jugendsünden bekannt machen. Es ist eine Kleinigkeit, betitelt: „Der Roman einer Nacht." Das Alter, das ich damals hatte, kann allein meine Entschuldigung sein."

Darauf erging er sich in einigen von den glücklichen Bemerkungen, an welchen sein Geist so reich war. Ohne Zweifel begünstigte das Gefühl des Glückes, welches er empfand, dieselben sehr, indem es seine Ansprüche zu gefallen rechtfertigte und die Erfolge, welche er seinem Alter zum Trotze erhalten. Auf die Entmutigung des vorigen Tages war in seinem Herzen die vertrauensvolle Unbekümmertheit der Jugend gefolgt. Die Zukunft erschien ihm nur noch durch ein Prisma, welches die Blässe des Lebens durch rosafarbenes Licht verdeckt.

1) Louis Ant. D. (1783—1853), berühmter Tänzer und Ballettmeister, nachmals von 1830 bis 1836 Pächter des Kärntnerthor-Theaters.

„Gestehen Sie," sagte er zu mir, „wenn es eine Narrheit ist, an die ewige Dauer der Liebe zu glauben, so ist diese Narrheit die Quelle des Glückes. Aber wie viele Leute haben mit zwanzig Jahren schon das Vergnügen erschöpft und bedauern es mit fünfzig schon."

Er sprach mir darauf von der Welt, von dieser Welt, welche er mit Bitterkeit undankbar genannt hatte.

„Ich werde mir stets Glück wünschen, dem Kongresse beigewohnt zu haben. In dieser so verschiedenartigen Menge von Menschen betrachte ich jedes Individuum als eine Seite des großen Buches der Gesellschaft. Glauben Sie mir nur: der Mensch ist nicht so bös, als man ihn gewöhnlich abschildert. Wehe den misanthropischen Moralisten, welche stets nur die schlechte Seite sehen wollen! Es sind Maler, welche die Natur nur während der Nacht studieren."

Mitten unter dieser lärmenden Menge, unter welcher man sich suchte, ohne sich sehen zu können, wo man aneinander stieß, ohne sich zu erkennen, näherten sich mir zwei Damen und entfernten mich vom Prinzen. Eine von ihnen nahm mich bei der Hand.

„Warum", sagte sie zu mir, „haben Sie uns so plötzlich verlassen?"

Ihre Stimme, welche sie nicht einmal zu verstellen suchte, war mir gänzlich unbekannt.

„Wenn man Verse an Damen richtet, „fuhr meine Unbekannte fort, „muß man sie nicht dreihundert Stunden weit reisen lassen, um sich dafür beim Verfasser zu bedanken."

— „Aber, schöne Maske, Wien ist dreihundert Stunden von Paris, Petersburg und Neapel, an welchen drei Orten ich mitunter unglücklicherweise einige Verse an Damen gerichtet habe. Erklären Sie sich also genauer,

schöne Maske, sonst werde ich meiner unbekannten Heroine lange nachreisen müssen."

„Nun, nehmen wir an, es sei Petersburg, und Lafont hätte die Verse in Paris in Musik gesetzt."

— „Dann bin ich nicht eitel genug, daß meine Eigenliebe sich bis zu der Quelle des Dankes erheben sollte."

„Warum nicht, wenn das Lob Vergnügen gewährt hat."

— „Ja," sagte die andere Dame, welche noch nicht gesprochen hatte, „wenn dargebrachter Dank ein Beweis von Vergnügen ist."

Man sagt mit Recht, daß häufig ein ganzes Leben in einem einzigen Augenblicke sich erfüllt. Ich hatte sogleich diese Stimme erkannt, welche ich nur ein einziges Mal erst gehört hatte. Dieser so seltsame schimmernde Traum, er stellte sich also, mit seiner ganzen süßen Täuschung, wieder meinem Herzen dar. Ich wußte nicht, was ich auf die an mich gerichteten Fragen antworten sollte. Selbst die Redefreiheit, welche die Maske gewährt, schien meine Verwirrung nur zu vergrößern. Ich hätte nur mit Moncrif murmeln können:

„Das Wort, aus einem Göttermund entflohen,
„Verwirrt mein Herz, treibt Rot mir ins Gesicht;
„Zu kühnes Wagnis wäre das Erraten,
„Undankbarkeit, erriet' mein Herz es nicht!"

„Wie? Sie antworten nichts," sagte mir dieselbe Stimme.

— „Der schüchterne Vogel, schöne Maske, kann wohl beim Aufgehen der Sonne singen, aber der Adler allein wagt, gerade in die Strahlen hineinzusehen."

Ich suchte darauf die beiden Damen aus dem Gedränge wegzuziehen, um mehr Freiheit zu der Unterredung zu haben, von der unzweifelhaft mein ganzes

Leben abhängen sollte; aber der Oberkammerherr Nariskin näherte sich uns, erkannte die Sprecherinnen, nahm ihren Arm und entfernte sich mit ihnen. Da hatte ich keinen Zweifel mehr: ich hatte den Engel eines Traumes gesehen, von dem ich jetzt erst im Himmel aufwachen werde.

Ich war an meinem Platze, wie geblendet von der Erscheinung, stehen geblieben. Darauf wollte ich den beiden Dominos nachstürzen und lief wie ein Unsinniger durch den Saal, mein Blick suchte ängstlich und sah doch nichts. Diese abwechselnd geräuschvolle oder zärtliche Musik erschien mir nur wie ein leerer Klang. Der Klang, welchen ich suchte, war der Ton der zauberischen Worte, welche mein Herz so tief bewegt hatten. Aber ich machte vergebliche Bestrebungen, die Damen wiederzufinden, und das Gespräch wieder anzuknüpfen. Die Menge hatte uns auf immer getrennt.

In einem der abgelegenen Säle traf ich den Fürsten Cariati in sehr lebhafter Konferenz mit einer als Zigeunerin verkleideten Dame, welche gleich erkennbar war. Es war die Gräfin Z . . . ka[1]), unsere Nachbarin auf der Jägerzeile.

„Ich will Sie an einem Komplotte teilnehmen lassen," sagte sie zu mir. „Es handelt sich um eine ziemlich komplizierte Bosheit, die Folge einer auf diesem Balle angefangenen Intrige, welche seit einigen Wochen sich fortspinnt. Der Gegenstand, der mich ein wenig beunruhigen will, verlohnt wohl der Mühe. Alles wird bald vorbereitet sein, wir müssen von unserer Seite unseren Angriffsplan machen. Und ich rechne auf Sie."

Eine zu begehende Bosheit, die Einweihung in eine Intrige, eine Verschwörung unter dem Befehle einer

1) Zamoiska.

schönen Dame, was bedarf es da mehr, als Mitschuldige herbeizulocken: ich sagte also zu. Die Gräfin verließ uns lachend.

Von dem Gemurmel der Gespräche, dem Geräusche der Musik, der betäubenden Gleichförmigkeit des Walzers ermüdet, bemerkte ich meinen Freund, Herrn Achill Rouen, der allein auf einem Sofa saß und von dem Ball ziemlich gelangweilt schien. Ich fragte ihn, ob er nicht die beiden Dominos gesehen habe, welche ich so ungeduldig wiederzufinden suchte.

„Wenn es die sind," sagte er zu mir, „welche der Oberkammerherr begleitete (er machte mir eine genaue Beschreibung von ihnen), die haben den Ball schon längst verlassen."

Von dem Augenblicke ab hörte alles Vergnügen des Abends für mich auf. In unserer Unterhaltung über den Kongreß und die Neuigkeiten des Tages nahm der Name des Herrn von Talleyrand natürlicherweise einen sehr bedeutenden Platz ein, da es derjenige war, welchen man damals in allen großen und schwierigen Fragen der Politik am häufigsten nannte. Der französische Diplomat hatte dabei, wie man weiß, das doppelte Ansehen seiner Stellung und seiner Erfahrung. Achill Rouen, der ihn alle Tage sah, war ihm aufrichtig ergeben.

„Es ist unmöglich," sagte er, „Herrn von Talleyrand genau zu kennen, ohne ihn auch zu lieben. Alle, die ihm nähergetreten sind, urteilen gewiß so wie ich; es ist ein wunderbares Gemisch von Einfachheit und Erhabenheit, von Anmut und Verstandeskraft, von Scharfsinn und Umgänglichkeit in ihm. In seiner Nähe lernt man, ohne es zu merken, die Geschichte aller Zeiten und tausend Anekdoten über alle Höfe: mit ihm durchläuft man eine Galerie, welche ebenso abwech-

selnd und lehrreich an Ereignissen wie an Persönlichkeiten ist."

— „Und dennoch, mein lieber Achill, wie sehr hat man ihn nicht geschmäht; muß die Mittelmäßigkeit das Talent seine Erfolge so teuer bezahlen lassen, so sind in Wahrheit diejenigen glücklich, bei welchen ein bescheidenes Verdienst den Neid nicht erweckt."

„Die Geschichte wird ebensoviel Gutes von Herrn von Talleyrand sagen, als seine Zeitgenossen ihm Böses nachgesagt haben. Wenn ein Staatsmann in einer langen und schwierigen Laufbahn sich viele treue Freunde bewahrt hat, und nur wenige Feinde zählt, so muß man ihm wohl ein weises und gemäßigtes Benehmen, einen ehrenwerten Charakter und eine große Geschicklichkeit zuerkennen. Aber bei dem Fürsten ist das Herz noch vortrefflicher, als seine anderen Vorzüge. Vor einiger Zeit kam Herr von R. und wollte sich von ihm 20 000 Francs leihen, Herr von Talleyrand lieh sie ihm; einen Monat darauf erfuhr man, daß Herr von R. infolge von unglücklichen Vermögensverhältnissen sich erschossen habe.

‚Wie glücklich bin ich, es ihm nicht abgeschlagen zu haben,' sagte sofort der Fürst.

„Ein solches Wort schildert den ganzen Menschen.

„Aber bei dieser Gelegenheit, welches ist denn jener Umstand, an welchen er neulich bei sich erinnert hat, und welcher, wie er uns sagte, auf Ihr ganzes Schicksal hätte Einfluß haben können."

— „Die Erinnerung daran, mein teurer Achill, kommt mir nie in die Gedanken, ohne daß ich Bedauern empfinde, eine von jenen seltenen Gelegenheiten nicht benutzt zu haben, welche sich mitunter der Jugend darbieten. Alles hängt von einem Augenblicke ab, wenn

man sich eine Laufbahn eröffnen oder einen Freund oder eine Freundin erwerben will. Man muß den Gott der Gelegenheit zu ergreifen wissen, wenn er sich zeigt: unser Bedauern rührt ihn nachher nicht mehr, wenn man seine günstige Laune zu benutzen vernachlässigt hat.

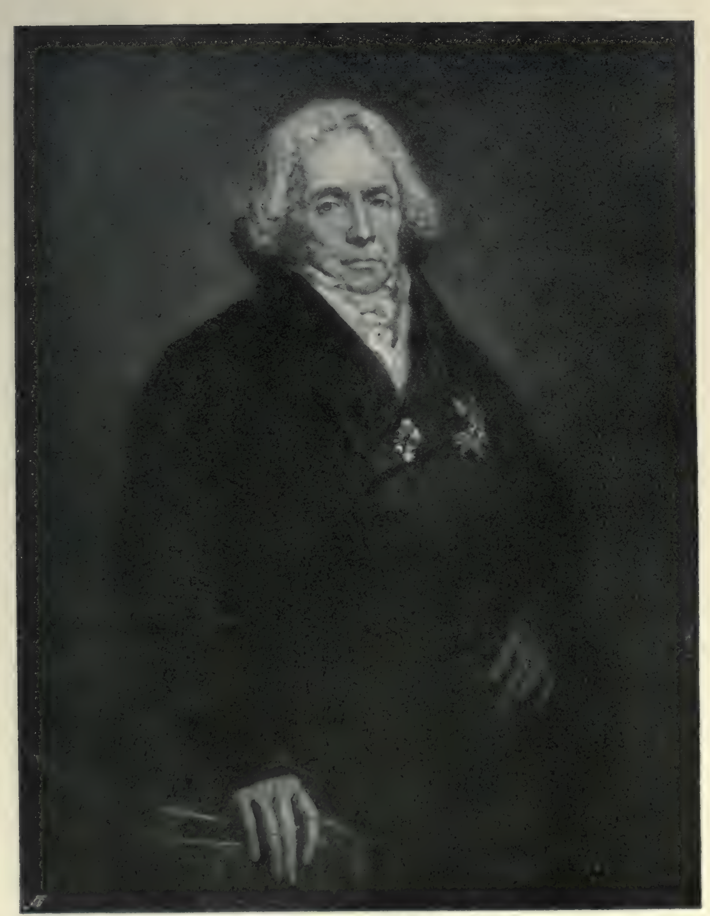
„In diesem Irrgang des Lebens hat der Weg, welchen man befolgt, der Abhang, welchen man hinabgezogen wird, der Ausweg, den man findet, das Ziel, bei welchem man anlangt, unzählige kleine bestimmende Ursachen: unsere Absicht und unser Wille gelten sehr häufig viel dabei, mitunter aber auch gar nichts. Die kleine Geschichte, welche Sie zu wissen wünschen, ist der Beweis davon.

„Seit zwei Monaten bewohnte ich Raincy. Herr Ouvrard[1]), welcher damals auf der größten Höhe seines Vermögens war, hatte mir erlaubt, über ein Zimmer in dem Pavillon am Brunnen zu verfügen. Ich war siebzehn Jahre alt; Sie kennen die Umstände, welche mich bereits in so frühem Alter mit der ganzen damaligen Jugend Frankreichs in Berührung gebracht hatten.

„Herr Daneucourt gab im russischen Hause des Parks ein festliches Diner, bei welchem man seine Ernennung zum General-Kapitän der Jagden feiern sollte. Die Gäste waren die Herren von Talleyrand, Destillières, Montrond[2]), Ouvrard, der Admiral

1) Ein berühmter Spekulant seiner Zeit, Bankier in Paris, Vertrauter des Herzogs von Polignac. Er wurde sogar den Rotschilds im Jahre 1830 gefährlich (s. Strobl v. Ravelsberg, Metternich usw., II, S. 349). Sein Tod erfolgte 1846.

2) Graf von Montrond war der unzertrennliche Freund Talleyrands, der die Herzogin von Fleury, Aimée de Coigny, „die junge Gefangene" Chéniers geheiratet hatte. Er galt als ein großer Beutelschneider (s. Barras, Memoiren, 1896, IV, S. 258). Montrond hatte in Wien während des Kongresses eine sehr delikate und ge-



CHARLES MAURICE,

PRINCE DE TALLEYRAND.



Bruix[1]), die Generäle Lannes[2]) und Berthier[3]) und die einzige Dame Madame Grant[4]), welche späterhin Herrn von Talleyrand heiratete. Trotz aller Grundstoffe zum Interesse und einer solchen Vereinigung von geistreichen Leuten wollte die Unterhaltung nicht recht fort: um sie wieder zu beleben, fragte mich Herr Ouvrard, wie ich es gestern gemacht habe, um nach Paris zurückzukehren: mein Pferd hatte sich auf der Jagd verwundet, und durch ein merkwürdiges Zusammentreffen befand sich im Stalle kein einziges Pferd, weder zum Reiten, noch zum Fahren.

„Ich habe ein sehr einfaches Mittel angewandt," antwortete ich ihm, „das Sie kennen lernen sollen. Als ich vom Brunnen nach den Ställen hinabging, fand ich außer meinem halbruinierten Pferde kein einziges, über das ich hätte verfügen können; um drei Uhr aber mußte ich in Paris sein: Madame Récamier, die Leiterin meiner Kindheit, sollte daselbst eintreffen, und ich war ungeduldig, ihr ein Kind zu zeigen, das durch die Taufe der Freuden, der Jagden und Vergnügungen, und endlich durch den Umgang mit Männern, die seitdem groß geworden sind, zum Manne gereift war. Wenn man sich weder ziehen noch tragen lassen kann, so ist es

heime Mission zu vollführen, er sollte versuchen, Maria Louise zur Rückkehr zu Napoleon zu bewegen. (Vgl. darüber und überhaupt über das interess. Leben M.s: Gronow, Aus der großen Welt, 1908, S. 265 ff.). Merkwürdig ist, daß de la Garde nichts davon erwähnt.

1) Eustache Bruix (1759—1805), zeichnete sich in den amerikanischen Kriegen aus und wurde nach der Schreckenszeit Generalkommandant d. französischen Flotte und Admiral.

2) J. Lannes, Herzog von Montebello (1769—1809), französischer Marschall, gefallen bei Aspern.

3) Alex. Berthier (1753—1815), französischer Marschall.

4) Witwe eines Engländers, die den Talleyrand ursprünglich aushielt, worauf er sie 1802 heiratete, später trennten sie sich wieder.

ganz natürlich, zu gehen; ich faßte also den Entschluß zu Fuß zu marschieren.

„Die Hitze war drückend, wohl oder übel befand ich mich gegen Mittag auf der Ebene zwischen Bondy und Pantin, todmüde und vom Hunger gequält hielt ich bei einer Mühle an, welche nahe am großen Wege gelegen war, und ließ mir ein Frühstück auftragen. Als dies erste Bedürfnis befriedigt war, dachte ich an das zweite und fragte den Müller, ob er mir nicht ein Pferd verschaffen könne.

„Ich habe das meinige," antwortete er mir, „für einen Kronentaler steht es Ihnen zu Diensten, es wird Sie bequem tragen, wenn ich nach Paris komme, werde ich es von Ihnen abholen."

„Man führte das Roß vor; es hatte die Gestalt eines Esels, diente zu demselben Gebrauche, und das ganze Geschirr bestand in einem Packsattel.

— „Wie soll ich denn darauf reiten," sagte ich zum Müller, „haben Sie nicht einen Sattel? Mein Gott, da hängt ja einer an der Mauer."

„O mein Herr, mein Sattel, mein schöner, englischer Sattel, der ist neu und den verleihe ich nicht."

„Ich bitte, ich dringe in ihn, aber er war hartnäckig, der Müller, und nahm keine Vernunft an. Ich dachte meinerseits daran, welche Figur ich spielen würde, wenn ich auf diesem unedlen Saumsattel durch Paris reiten würde, der niemals etwas anderes getragen hatte, als Mehl oder Dünger.

„Und doch mußte ich das Pferd haben und dazu den Sattel.

„Lassen Sie sehen, meine Herren," sagte ich und wandte mich an die Gäste, „wie Sie sich benommen haben würden, um die Hartnäckigkeit des Müllers zu be-

siegen? Sie, Ouvrard, der durch Hülfsmittel, welche man bewundern muß, unseren militärischen Ruhm ernährt; Sie, Daneucourt, der, aller Listen eines Fuchses ungeachtet, doch zehn irregeleitete Meuten wieder auf den rechten Weg zu bringen weiß; Sie, Herr Admiral, der dem Sturm wie den feindlichen Kanonen trotzt; Sie, Herr Berthier und Lannes, die in Indien und Ägypten sich als die Parmenios des neuen Alexanders gezeigt haben; Sie, Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Talleyrand, der Sie ein so gründlicher Beobachter der Personen wie der Begebenheiten sind, was hätten Sie getan, um diesen Sattel zu erhalten, den man um keinen Preis abtreten wollte? ... Sie lachen, meine Herren, aber mit Lachen ist die Frage nicht beantwortet. Hier ist Ihr Meister," sagte ich und zeigte auf Madame Grant, „ihr Lächeln beweist mir, daß sie mein Mittel erraten hat."

„Ich wandte mich an die Müllerin und vermöge einiger Schmeicheleien interessierte ich sie für meine Not. Der neue Sattel, das Pferd, und wenn ichs gewollt hätte, die ganze Mühle hätte zu meiner Verfügung gestanden, so mächtig ist in der Hütte wie in Palästen der Einfluß des weiblichen Willens.

„Ich hatte kaum diese närrische Geschichte erzählt, mein lieber Achill, als man auf meine Gesundheit trank und dem Ergebnis meiner Unterhandlung Beifall zurief. Wie alle Kinder, deren Geschwätz man duldet, wurde ich dreist und schwatzte hin und her. Und jeder Einfall, den ich hatte, erfreute sich der Billigung der Madame Grant; Herr von Talleyrand, welcher damals sehr in sie verliebt war, weil sie besaß, was nach seiner Ansicht eine Frau vollkommen macht, eine angenehme Haut, einen angenehmen Atem und einen sanften Cha-

rakter, Herr von Talleyrand gab ihm gleichfalls seine Billigung, die anderen Gäste ahmten ihm nach und fanden es bequemer, der Meinung eines geistreichen Mannes zu folgen, als sich die Mühe zu geben, eine eigene zu haben.

„Als wir vom Tische aufstanden, zog mich Herr von Talleyrand in eine Ecke des Saals und plauderte mit mir, er schien an der Erzählung von meinen Reisen in Schweden und Dänemark Gefallen zu finden. Das Bombardement von Kopenhagen, dem ich beigewohnt hatte, interessierte ihn. Meine Bemerkungen über die Emigration und die Emigrierten in Hamburg schienen ihm richtig zu sein. Er sagte mir dies und sprach:

— „Besuchen Sie mich morgen in Paris, ich werde Sie erwarten. Aber Sie sind noch sehr jung und werden es vielleicht vergessen. Versprechen Sie mir, es nicht zu unterlassen."

Diese Worte sagend, drückte er mir die Hände auf die liebreichste Art. Madame Grant, welche sich uns genähert hatte, vereinigte ihre Aufforderung mit der seinigen. Ich versprach es: und ich hätte es halten sollen; denn es war das eine von den glücklichen Gelegenheiten, welche häufig die Grundlage einer ganzen Bestimmung sind, und welche der große Friedrich Seine Majestät den Zufall nannte.

„Aber, mein lieber Achill, das Glück ist eine Kugel, nach welcher wir unaufhörlich laufen, und die wir, wenn wir sie eingeholt haben, mit dem Fuße fortstoßen. Am anderen Tage war ich nicht bei Herrn von Talleyrand, die unglückselige Schüchternheit, welche sehr häufig die Pläne der Jugend zerstört, hatte mich überkommen. Ich wage es nicht zu sagen, daß ich zugleich auch die Folgen jenes Wohlwollens fürchtete. Was

konnte man, fragte ich mich, mir anbieten gegen die Aufeinanderfolge von Glück und Vergnügungen, aus welchen mein Leben zusammengesetzt war. Ich fürchtete das Ende eines Traumes, dessen Dauer meine Sorglosigkeit zu verlängern suchte. Und dennoch hätte die Berührung mit einem solchen Manne, seine Zuneigung, sein Einfluß, meinen Ideen und meiner Laufbahn eine andere Richtung gegeben, mit einem Worte, mir eine andere Existenz geschaffen. Ja, mein Freund, ich hatte auf meinem Wege den Gott der glücklichen Gelegenheit gefunden: ich habe ihn nicht zu fesseln gewußt und erfuhr zu spät erst, daß er geflügelt ist, wie das Vergnügen."

— „Es setzt mich nicht in Verwunderung," sagte Rouen „daß der Fürst, der nichts vergißt, sich an diesen Umstand erinnert hat."

„Seitdem habe ich häufig darüber nachgedacht und stets bedauert, dem Herrn von Talleyrand keine Kenntnis von den Beweggründen gegeben zu haben, welche mich seines Schutzes damals verlustig machten, um den so viele andere ehrgeizig sich bemühten."

— „Wahrhaftig, Ihre Geschichte erinnert mich an das, was man mir jüngst zu Rom von dem Bankier Torlonia[1]) erzählte: sein großes Vermögen ist gleichfalls die Folge von einer jener Inspirationen, welche das Schicksal eines Menschen mit sich fortreißen."

1) Giovanni Raimund Torlonia, Herzog von Bracciano, geb. 1754 in Rom als Sohn eines Kammerdieners, der später allerlei Handel betrieb. Giovanni erscheint 1786 als Bankier und brachte sein Geschäft während der französischen Revolution hoch empor, so daß es ihm schließlich die Gelegenheit gab, sich selbst die Herzogskrone zu kaufen. Auf seinem prunkvollen Grab in S. Giovanni in Laterano steht: „Summa ingenii acie luculenta patrimonia constituit principumque osapia domum illustravit." (s. Kölnische Ztg., 1902, Nr. 92).

„Torlonia war in niedrigen Verhältnissen geboren und begann mit einem kleinen Bijouteriehandel zwischen Paris und Rom. In der Folge eine Art von Bankier geworden, kam er durch einen unverhofften Umstand in ziemlich genaue Berührung mit dem Kardinal Chiaramonti. Nach dem Tode Pius VI. sollte das Konklave zur Wahl des neuen Papstes in Venedig gehalten werden. Da es ihm an Geld fehlte, konnte Chiaramonti sich nicht dorthin begeben; Torlonia schoß ihm auf gutes Glück einige hundert Taler vor. Der Kardinal benutzte diese Summe, um nach Venedig zu gehen, wo wo er in der St. Georgenkirche unter dem Namen Pius VII[1]. zum Papst erwählt wurde. Aus Dankbarkeit für diesen Dienst ernannte der Pontifex ihn zum Hofbankier, zum Marquis und endlich zum Herzog. Heute ist infolge jenes Darlehens Torlonia einer der reichsten Kapitalisten in Europa. “

Bei den letzten Worten dieser philosophischen Unterhaltung kamen Ypsilanti, Tettenborn und einige andere Freunde, um uns anzukündigen, daß wir beim Souper erwartet würden. Wir folgten ihnen in den Speisesaal, wo sehr viele von den Gästen uns gleichfalls einige glückliche Episoden, als Beitrag zu dem Artikel: Gelegenheit in dem Lexikon des Glückes, hätten liefern können.

Während des Soupers unterhielt man sich wieder von Herrn von Talleyrand und dem hohen Einflusse, welchen sein Charakter ihm bei den Erörterungen des Kongresses erworben hatte. Man sprach von der unerschütterlichen Verschwiegenheit, welche er als die Seele der diplomatischen Verhandlungen bezeichnet

1) Pius VII. (Gregor Ludw. Barnab. Chiaramonti), geb. 1740, Kardinal seit 1785, Papst seit 1798, gest. 1823.

und allen Personen ans Herz gelegt hatte, welche er anstellte. Bei dieser Gelegenheit erwähnte man die Antwort, welche Herr D . . . neulich bei einer Gesellschaft gegeben hatte, in welcher die Rede war von Herrn von Talleyrand und von den Eigenheiten seines Lebens.

Herr D . . . war schon seit zwanzig Jahren in der Umgebung dieses Fürsten, hatte ihn niemals verlassen und war ihm auf den Kongreß gefolgt. Man vermutete, daß diese Vertraulichkeit ihn in den Stand gesetzt hatte, eine Menge von Umständen über den Minister und die Ereignisse zu kennen, bei denen dieser beteiligt gewesen ist. Mit Fragen bestürmt, antwortete er auf alles, daß er nichts wisse. Die Fragenden schienen ungläubig und drangen weiter in ihn.

„Nun gut," sagte endlich Herr D . . ., „ich will Ihnen lieber von Herrn von Talleyrand eine unbekannte Eigentümlichkeit mitteilen. Seit Ludwig XV. ist er der einzige Mann in Europa, welcher mit einer einzigen Wendung seines Messerrückens ein gesottenes Ei auszuleeren versteht. Das ist alles, was ich Besonderes von ihm weiß."

Man begriff die Diskretion und die Fragen hatten ein Ende.

Darauf erzählte man noch einige von den so bestimmten und energischen Aussprüchen des Herrn von Talleyrand, welche die Ereignisse überlebt haben, durch welche sie hervorgerufen wurden. Der Fürst Reuß näherte sich unserem Tische, sprach einige Worte mit Herrn Rouen und verließ uns darauf wieder.

„Es war sein Vater, der regierende Fürst," sagte einer der Gäste, „der zu Zeiten des Direktoriums eine offizielle Depesche auf folgende Weise begann:

„Der Fürst von Reuß erkennt die französische Re-

publik an.“ Herr von Talleyrand, der in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ihm darauf antworten mußte, setzte an die Spitze die Worte: „Die französische Republik fühlt sich sehr geschmeichelt, die Bekanntschaft des Fürsten Reuß zu machen.“

Als ich diese Freunde verließ, konnte ich mich eines unbestimmten Gefühls des Bedauerns nicht erwehren, welches die Erinnerung an mein Abenteuer zu Raincy in mir rege gemacht hatte.

Ich dachte an diese Gelegenheit, welche mir Herr von Talleyrand dargeboten, und welche meine Unachtsamkeit zu benutzen verschmäht hatte. Aber bald verscheuchte ich diese lästige Betrübnis und erinnerte mich daran, daß seit jener Zeit der Zufall mir auch manche glückliche oder glänzende Tage zuerteilt habe. Nachdem ich in die Vergangenheit zurückgegangen war, versetzte ich mich wieder in die Gegenwart mit allen ihren Freuden, ihren freundschaftlichen Beziehungen und ihrem Glücke überhaupt: möchte die Vorsicht, sagte ich zu mir, mir nur die Gunst gestatten, diese frohen Bilder meiner Jugend noch lange Zeit fortzusetzen, und die Erinnerung daran verschönt heute noch mein Alter.

# INHALTSVERZEICHNIS

XIII.



XIV.



XV.



XVI.



XVII.



XVIII.



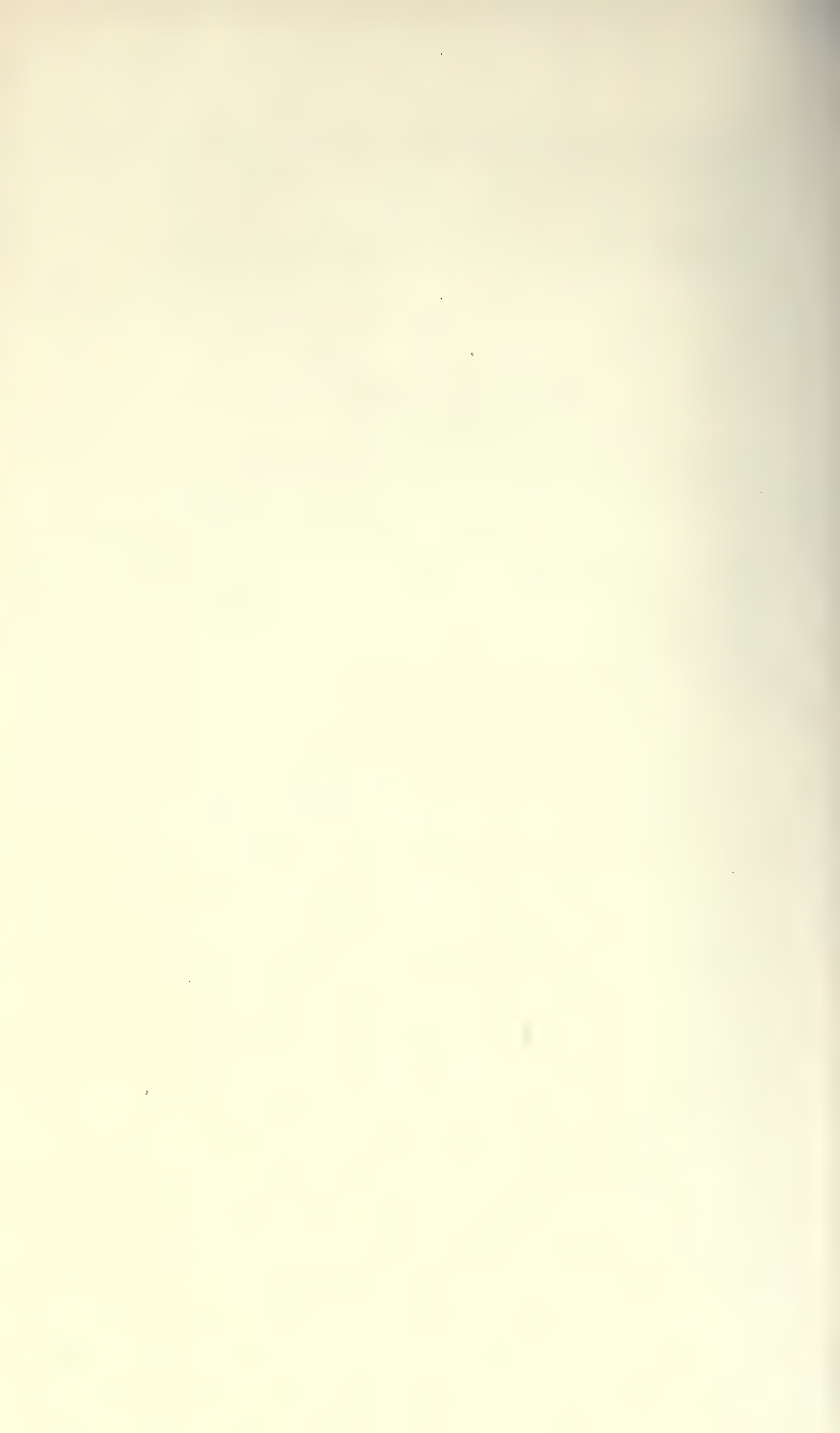
XIX.

Gedruckt für Georg Müller Verlag in München in Old Face-Schriften von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner. Gebunden von P. G. Demeter in Leipzig. Einhundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen, numeriert und in Ganzleder gebunden.

Dieses Exemplar trägt die

Nr. 173



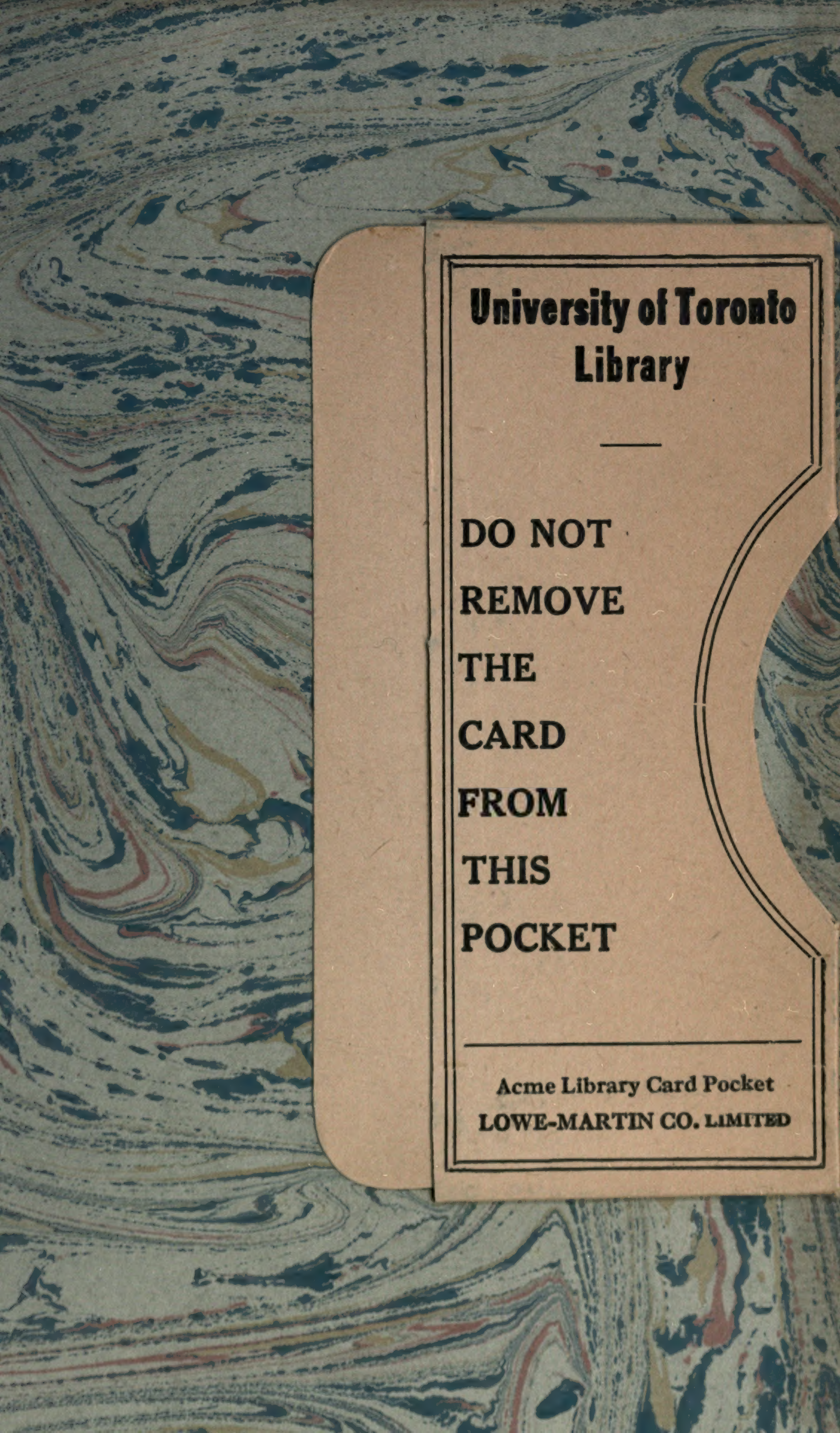











University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

